Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 1 | Freitag, den 16. Januar 1931 | 7. Jahrgang

„Das Wesen der Welt" [1]).

Von Dr. H. Hellmund.

Als die Niederschrift dieses Buches vor dem Kriege begonnen wurde, erschien sein Titel noch als eine Vermessenheit. Auch heute mag es sicher noch viele geben, die der gleichen Ansicht sind oder doch zum mindesten nichts für unzeitgemäßer halten, als eine dreibändige Philosophie über das „Wesen der Welt" zu schreiben. Indes hat es sich immer gezeigt, daß die „Zeitgemäßen" weit an den Notwendigkeiten ihrer Gegenwart vorbeilebten, ebensoweit wie das im tiefsten Grunde Geforderte und Aktuelle von den Tagesgeschehnissen entfernt ist. Dies sei auch unser Trost.

„Wesen der Welt" bedeutet soviel wie das Zentrum des Seins und Geschehens, das aller empirischen Einzelvorgänge und -gesetze letzter Grund ist und in das sie alle einmünden. Derartiges war ja wohl das Ideal aller metaphysischen Bemühungen des menschlichen Geistes. Sie sind indes gescheitert und es hat auch nicht an „Beweisen" gefehlt, wonach die Erkenntnis eines letzten Wesensgrundes und „Absoluten" dem Menschen als ewig verschlossen erscheinen und die Philosophie bloß in der Geschichte ihrer vergeblichen Systeme bestehen sollte. Bevor man nun hier den Vorwurf wider uns erhebt, daß wir unsere Kräfte unbelehrbar an einen Anachronismus, eine längst als unmöglich erwiesene Aufgabe verschwenden — etwa ähnlich der „Quadratur des Zirkels" — oder uns allenfalls nach-

[1]) II. Aufl. 3 Bände, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1928. Auf unsere Bitte hat der Verf. des obengenannten Werkes sich freundlichst bereit erklärt, Sinn und Aufgabe der eigenen Arbeit kurz zu skizzieren. Daß es sich hierbei nicht um eine der vielen „zeitgemäßen Philosophien" handelt, die von Unberufenen in die Welt gesetzt werden, beweist allein der Umstand, daß die zahlreichen Kritiken von fachmännischer Seite, in die wir Einblick gewonnen haben, einstimmig die hohe Bedeutung des Buches und seine mustergültige Klarheit loben, ja daß Stimmen laut werden, die es als bedeutsamste Leistung der Nachkriegszeit in eine Linie mit dem Lebenswerk eines Schopenhauer und Nietzsche stellen. R. v. E.

sichtig das Recht auf einen titanenhaften, aber unweigerlich zum Scheitern verurteilten Versuch gleich vielen anderen zugesteht, möge man erst hören und prüfen, was wir eigentlich meinen.

Bekanntlich ist es das Streben aller Einzelwissenschaften, auf ihrem Gebiet über die Getrenntheit der speziellen Forschungsergebnisse zu letzten vereinfachenden Formulierungen und Gesetzmäßigkeiten vorzudringen, die den Grund jener in sich enthalten und woraus jene sich ableiten lassen, und die doch deshalb nichts an Bedeutung und Inhaltsschwere einbüßen, sondern vielmehr nur gewinnen. Ewig leuchtende Erfolge auf diesem Wege sind die Kopernikanische Ersetzung des geozentrischen Weltbildes und der komplizierten „Epicyclentheorie" durch das heliozentrische, ferner die Newtonsche Zusammenfassung der mechanischen Einzelvorgänge durch das eine Gravitationsprinzip, sodann die kinetische Gastheorie, die Molekular- und Atomtheorie usw. Jede künftige große Erkenntnis wird diesen Charakter der Zusammenfassung und Vereinfachung tragen; sonst ist sie nicht „groß".

Kann man, dies anerkennend, glauben, daß die Reiche des Anorganischen, Organischen, Geistigen, Sittlichen, Sozialen, Pädagogischen, Geschichtlichen, Ästhetischen usw. wie ebensoviele getrennte und durch nichts vereinbare Inseln im Raume schweben? Das ist nicht möglich. Das Recht, die Forschungsarbeit der Einzeldisziplinen *mit ihren eigenen Methoden und Begriffen über sie selbst hinaus wissenschaftlich fortzusetzen* bis zu einer sie umspannenden Philosophie, kann uns nicht bestritten werden. Einzig darüber kann Zweifel herrschen, ob heute schon der Augenblick für ein Gelingen dieses Unternehmens gekommen sei, da die Einzelgebiete noch nicht einmal in sich selbst geschlossen und vereinheitlicht sind, vielfach sogar noch weit hiervon entfernt erscheinen.

Bedenkt man nun aber ein anderes: nämlich daß das menschliche Bewußtsein auf allen Gebieten ja bereits eine unübersehbare Summe von Einzeltatsachen sowie großen und kleinen Gesetzmäßigkeiten angehäuft hat, die auf irgendeine Weise miteinander in Beziehung stehen müssen, — kann man dann glauben, daß, *wenn ein Welt-Thema existiert* dies nicht in dieser großen Menge des Gewußten und Bekannten zum Ausdruck kommen, zum mindesten, hier klarer, dort verhüllter, durch sie hindurchscheinen muß? Ja, muß nicht dieses eine Weltthema, sofern es existiert, zu allen Zeiten von Menschen mehr oder minder deutlich geahnt worden sein, so daß schon seine klare Formulierung genügt, um von allen Seiten festigende Bindungen und Brücken auftauchen zu lassen, die nun ihrerseits die zwischen den einzelnen Wissensbruchstücken bestehenden Risse und Lücken auszufüllen geeignet sind?

Kann wohl dem Menschen über das Thema der Welt im Grunde noch etwas ganz Neues, Niegehörtes gesagt werden? Nein, einzig um eine geistesorganisatorische Aufgabe kann es sich handeln, um eine Ordnung der überall verstreut umherliegenden Bausteine zu einem großen, sicheren, wohlfundierten Gebäude, das seinen Sinn in sich trägt — freilich geboren aus einer schöpferischen Idee und Intuition —; ferner um eine klare Heraushebung und präzise Fixierung dieses Sinnes aus tausend vagen,

unbestimmten Ahnungen und im Anschluß hieran um eine große Klärung, Zurechtrückung, Bereicherung und Befruchtung alles Einzelnen.

„Metaphysik" bedeutet für uns: erfahrungsmäßig gewonnene, wissenschaftlich aufgebaute Umspannung der ganzen Wirklichkeit. Das vielgebrauchte Wort „Synthese" muß in ihr endlich Rechtfertigung, Erfüllung und Befriedigung erfahren. Die Einzelgebiete des Wissens müssen in ihr als Sektoren, *Ausschnitte eines großen Kreises* erscheinen, in dessen Mittelpunkt all ihre Linien sich schneiden. Der dynamische, lebendige, kraftgeladene Mittelpunkt selbst jedoch, von dem aus sie ihre Sinnbeleuchtung empfangen, ist nichts anderes als „das Wesen der Welt". Unsere Metaphysik hat mithin rein *immanenten* Charakter, wenn sie auch über die Einzelwissenschaften hinausgeht. Aber dadurch wird sie nicht „transzendent"; denn dies ist unmöglich.

Und haben nicht die benachbarten Einzelgebiete mittlerweile von selbst die Fühler nach einander ausgestreckt, die Bindungsfäden gesponnen? Es ist bereits nicht mehr möglich, zwischen Physik und Chemie die Trennungslinie zu ziehen, wie ehedem. Anorganische und organische Chemie (Biologie) nähern sich einander immer mehr. Zwischen Biologie und Psychologie sind die Grenzen fließend. Seelen- und Willenslehre einerseits und Sittlichkeit, Erziehung andererseits sind aufeinander angewiesen, gehen ineinander über. Daß das Sittliche und Soziale, das Soziale und Politische, das Politische und Geschichtliche, das Geschichtliche und Religiöse usw. untrennbare Gemeinschaften bilden, diese Erkenntnis wächst immer mehr. *Kann man also die Teile des geistigen Farbenspektrums überhaupt noch grundsätzlich voneinander sondern?* Und das Gesamtgesetz dieses Zusammenhangs und Bandes, dieser gradweise aufsteigenden Rangordnung soll nicht auszusprechen sein? Die Synthese der Wissenschaften, der eine geistige Globus ist die aktuelle Aufgabe des 20. Jahrhunderts und zugleich der ordnungschaffende Damm wider das unerträglich gewordene Chaos. Das erlösende Wort heißt überall: Verbindung.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die Physik, Chemie und Mineralogie, also die gesamte anorganische Natur, so sieht man, daß die kausal-mechanische Auffassung der Vorgänge wohl eine Strecke weit trägt und von Erfolg begleitet ist, daß sie sich aber nicht zum Allgemeingesetz erheben läßt, sondern an einer ganz bestimmten Stelle einer höheren, nämlich final gerichteten, lebendig-dynamischen, ja spontan-schöpferischen Gesetzlichkeit Platz machen muß, *ohne daß* jedoch die exakte Naturkausalität deshalb außer Kraft gesetzt würde. Als deren tiefster Untergrund vielmehr erscheint jene und dies rückt das gesamte Naturreich in nächste Nähe und Verwandtschaft zum Organischen, zum „Bios" und schlägt die Brücke zwischen beiden. Die bedeutungsvolle Stelle, wo sich dieser Übergang vollzieht und die m. W. bisher noch niemals ausgewertet wurde, ist dort, wo selbst im Reich des Mechanischen etwas zutagetritt, bei dessen Erklärung plötzlich die Kausalität versagt: die Unumkehrbarkeit und *Gerichtetheit* der Vorgänge, die bisher ganz irrtümlicher Deutung unterlag.

Im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes kann hierüber nichts Näheres gesagt werden, da dies viel zu weit führen würde. Es genüge der Hinweis, daß in dem Augenblick, wo wir uns von der Enge der Gegenüberstellung „Lebewesen" und „toter Gegenstand" befreien und statt dessen die gesamte Materie in ihrem Werdeprozeß belauschen und unter kosmische Blickweite rücken, der Zwiespalt schwindet und eine gemeinsame Basis Materie und Leben, ja Natur und Geist, mehr noch: Kausalgesetz und Sittlichkeit verbindet.

Eine einzige lückenlose Strebenslinie führt von der untersten Grundlage des sog. „Mechanischen" über die ganze aufsteigende Reihe der Lebewelt bis zu den höchsten Gipfelungen des Menschlich-Seelischen, Kulturellen und Ideell-Religiösen. Wir lernen zum ersten Male die Genesis, die sich ja in diesem Sinne abgespielt haben muß, klar verfolgen und begreifen als eine ungeheure Steigerung. An einer ganz bestimmten, deutlich fixierbaren Stelle springt aus dem sog. „Anorganischen" das Leben hervor. Und dieses wiederum, in der vorbewußten Form der Pflanze und in der halbbewußten des Tiers, harrt gleichsam nur vor verschlossener Pforte in Dunkel befangen: die Pforte springt auf und, durch Millionen Schritte vorbereitet, erscheint der denkende Geist des Menschen, der die Welt langsam aufhellt. Die Blume sieht noch nicht den Schmetterling; der aber sieht sie und kann sich auf sie zu bewegen. Das Tier erfaßt im Großen und Ganzen nur, was sich der Sinneserfahrung darbietet; der Mensch dringt über sie hinaus ins Abstrakte und Verborgene. Und auch jetzt durcheilt der Geist wieder zahllose Stufen bis zum schöpferischen Genius, der irdischen Spitze des Weltdranges, in der das Ganze sich zu Bewußtsein kommt und in harmonischer Form erscheint.

Gewiß: im wesentlichen war dies schon die Konzeption eines Giordano Bruno, Leibniz und zuletzt des deutschen Idealismus. Deshalb läßt sich eben über das Wesen der Welt nichts völlig Neues mehr sagen. Aber nun erscheint es ausgeführt und aus dem Reich mystischer Ahnung ins Licht klarer, mit sicheren Daten belegbarer Erkenntnis gehoben. Die eine unteilbare Weltstruktur tut sich auf, in die auch wir mit unserem ganzen Sein hineingestellt sind. Und hiermit wird endlich der Bann eines verzagten Skeptizismus gebrochen, der den Menschen am Besten, das ihm zuteil wurde, am Geist verzweifeln lassen möchte und sich nicht genug tun kann, es ihm verdächtig zu machen und im tiefsten unwahre Schranken aufzurichten, durch die das Zusammengehörige und sich Ergänzende immer aufs Neue unfruchtbar gegen einander ausgespielt wird. Die unselige Geisteshaltung einer Epoche wird gekennzeichnet, die nie das eine auf den Schild erheben kann, ohne dem andern einen angeblich vernichtenden Schlag zu versetzen, die aus dem Subjektivismus, dem Ressentiment und dem Haß entspringt, statt aus der Liebe. Des inneren Maßes der Dinge verlustig gegangen, müssen ihre Kräfte, exzentrisch auseinandergetrieben, sich unaufhörlich im Streit gegeneinander aufreiben und verzetteln und ihre selbstverursachte Verdunkelung erhellt kein Lichtstrahl des

Göttlichen mehr. Denn niemals können die auf die Dauer recht behalten, die da trennen statt zu verbinden.

An der Weltstruktur orientierungsfähig gemacht, gewinnt der Mensch nunmehr eine neue Richtschnur und Zuversicht für sein Leben und Handeln. Was wahr und wertvoll ist, scheidet sich von dem, was irrig und verwerflich. Der Glaube an den schöpferischen Geist, an die, wenn auch mühsame, kurvenreiche und mit großen Zeitmaßen arbeitende Entwicklung, der Glaube an sich selbst wird dem Menschen zurückgegeben. Ehemalige Ideen und Werte tauchen in neuer Gestalt, auf ungeahnter Grundlage wieder auf und erweisen ihre unverbrauchte Kraft. An früheren Gipfeln des Geistes und der Kultur knüpft auch der neue Aufschwung wieder an und eine ganze Zeit kann sich an ihm entzünden und befruchten. Mit dem Nichts-als-Relativismus ist es für immer vorbei und an seine Stelle tritt das unendlich differenzierte, alles in sich enthaltende und dennoch eine Gesetz. Dem Zwiespalt zwischen Natur- und Geisteswissenschaft wird der Garaus bereitet, nicht minder dem zwischen Notwendigkeit und Freiheit, Wirklichkeit und Idee, Praxis und Theorie, Individualismus und Universalismus. Es ist kein Unterschied mehr, ob wir die Welt naturwissenschaftlich betrachten oder religiös, verstandesmäßig oder intuitiv. Hierdurch aber wird der Mensch erlösungsfähig gemacht; mit der einen Sphäre, in der alles immanent ist und folglich zusammenhängt und alle Antithesen sich letztlich als unwahr erweisen, eröffnet sich ihm eine neue Heilslehre und die Dinge werden um den toten Punkt, den sie bisher nicht zu überwinden vermochten, herumgewälzt. Tiefste Rechtfertigung aber erfährt die Seele, die im Sturm des Lebens unbeirrt und schlicht am Guten festhielt.

Doch glaube man nicht etwa, daß wir mit der Überheblichkeit des Ideologen und Utopisten an den brennenden Fragen des Lebens vorübergehen und uns über sie erheben. Als ein ungeheures Drama, ein gewaltiger Ringensprozeß erscheint uns die Geschichte des Realen, wie sie durch die Jahrhunderte unaufhaltsam einer Krisis zutreibt, die auf allen Seinsgebieten ihre Analogie besitzt. In ihr scheinen nun die ehemaligen Götter entthront, die Werte zertrümmert und auf den Kopf gestellt. Der Mensch, einstmals groß, erhaben und fruchtbar, ist mit Notwendigkeit zu einem kleinen, armen Wesen herabgesunken, das kümmerlich um seine Existenz ringt, — unendlich brüchig, unendlich fragwürdig, unendlich gefährdet, jedem Zufall preisgegeben und aller festen Normen ermangelnd. Tief und tragisch tut sich die Kluft auf zwischen dem, was den Tag beherrscht, die Gehirne erfüllt und laut schreiend an der Oberfläche schwimmt — und dem, was niemals zu Wort kommt und was eigentlich gefordert und gemeint ist.

Doch nicht die „Verhältnisse" haben den Menschen gestaltet, sondern er hat die Verhältnisse geschaffen und mußte es. Auch seine Geschichte, sein „Abfall" und sein heutiger gebrechlicher Zustand fügen sich gesetzlich in den Gesamtprozeß alles Werdens ein. Denn verantwortlich für die jeweilige Kultur ist einzig die Seele des Menschen. Diese aber kann noch nicht anders sein, als sie ist. Sie macht das nämliche Ringen um

die feste Form und Gestalt durch, welches die ganze Materie einmal durchmachte. In der Seele begegnen sich Natur- und Kulturphilosophie als ihrem gemeinsamen Kulminationspunkt. Und unter diesem Aspekt gibt es überhaupt nichts als naturgeschichtliche Phasen. Folglich ist hier der feste Punkt gegeben, von dem aus das ganze Getriebe nicht nur zu durchleuchten, zu begreifen, sondern auch gewissermaßen aufzurollen, zu verändern ist; hier läßt sich der Hebel ansetzen. Denn das ganze Geschehen ist, obzwar naturgeschichtlich, so doch kein verhängnisvolles Fatum, sondern es bewegt sich nur durch das selbsteigene Streben aller Individuen fort. Sie sind es, die die Geschichte machen. Hier ist der geheime Identitätspunkt zwischen den Einzelnen und dem All, der Freiheit und Notwendigkeit.

Und so steht gleichsam hinter dem Ganzen eine verborgene Macht, welche die Dinge durch dies tiefe Tal hindurchtreibt, um sie, in geheimer Selbstregulierung zu dem eigentlich Gewollten zurückzuführen, von dem sie gar nicht abirren können. Denn diese Auseinandersetzung braucht das Weltdrama, um sein großes Thema zu entfalten. Wir sind Realisten; wir machen uns die Sache nicht in hegelisch-konstruktiver Manier leicht. Aber wir lesen aus den Dingen die Idee, platonisch und exakt in einem, gläubig und wissenschaftlich zugleich — was alle bis heute noch der große Gegensatz dünkt, ist für uns keiner mehr — und schließlich maßvoll-klassisch, architektonisch-antik nicht minder. Drei Ideale begegnen sich und gehen die Synthese ein: das christlich-religiöse, das logisch-rationale und das „heidnische" der wohlgeformten Gestalt.

Wir wissen, daß auf der Ebene der heutigen Empirie, wie jeder bisherigen sich die Probleme nicht lösen lassen; dazu tut eine höhere Warte not. Doch unmittelbar an die Gegenwart knüpft der Wiederaufstieg an. Der Mensch erscheint uns einerseits in seiner geradezu grausen Unentwickeltheit, nicht am „Ende" stehend — das ist ein Märchen, sondern als ein mangelhafter Anfang, Ansatz und Versuch. Und er erscheint uns anderseits als zu stolzer Hoffnung berechtigt, als herrlicher Erfüllungen trächtig, als das Wesen, das noch alles vor sich hat — und dies insbesondere der deutsche Mensch — in dem Maße, wie er sich das im Weltgrund verankerte Ethos zu eigen macht und alle Probleme von einer sittlichen Wiedergeburt aus in Angriff nimmt.

Die Probleme lassen sich lösen, aber nur auf dem Boden der Einsicht in die Weltstruktur, die für alle Dinge des Daseins verbindlich ist. Anders sind sie unlösbar. Es gibt eine sittliche Weltordnung und einen geheimen Ernst der Dinge; sie lassen ihrer nicht spotten, sondern dringen, im Akut-werden der Probleme, auf Erfüllung. Hiermit aber geben wir dem Menschen das Vertrauen zu einer Führung und Autorität zurück, die nicht jenseits der Welt liegt und geglaubt werden muß, sondern die in den Dingen selber als ihr Gesetz ruht und eingesehen werden kann. Der Weg zu ihr ist die Philosophie als Universalwissenschaft. Sie ist so wenig „Luxus" und Feiertagsbeschäftigung,

wie man oft hören kann, daß sie vielmehr das Erste und Wichtigste von allem ist. Wer sie verachtet und mit „Träumerei" gleichsetzt [1]), würde einem Baumeister gleichen, der ein Haus bauen möchte, ohne vorher Grund- und Aufriß gemacht zu haben.

„Abendländische Wiedergeburt" und „Paneuropa oder europäische Neuordnung".

Zwei Vorträge von Edgar Jung.

Wenn man einen Ausblick auf die Zukunft gewinnen will, muß zuerst die Lage der Gegenwart möglichst klar gesehen werden. Die Empfindung ist wohl allgemein, daß die abendländische Gegenwart krank ist; auf allen Lebensgebieten fühlt man das Krisenhafte. Der tiefste Grund aller Krisen ist die Krisis des Lebensgefühls.

Das Lebensgefühl der verschiedenen Geschichtsepochen neigt entweder dem einen oder dem anderen möglichen Extrem zu: der Mensch kann entweder individualistisch, egozentrisch denken, also sich selbst als isoliertes Ganzes empfinden, oder aber er sieht mehr die höhere Einheit, deren winziges Teilchen er selbst ist. Das Mittelalter empfand in letzterem Sinne: der Mensch war gebunden in Religiosität, er fühlte sich ganz eingebettet in ein höheres Leben. Der Mensch kommt von Gott, und seine Lebensaufgabe ist es, wieder zu Gott zu gehen. Ein Niederschlag dieses Lebensgefühls ist das Heilige Römische Reich deutscher Nation: das Reich Gottes auf Erden, getragen vom deutschen Volk. Der Kampf dieses Reiches gegen das Papsttum beruht nicht auf dem Gegensatz von Staat und Kirche, sondern ist ein Konkurrenzkampf zweier Mächte, die das gleiche Ziel haben, denn auch die Papstkirche wollte ein Reich Gottes auf Erden sein.

Charakteristisch für den mittelalterlichen Menschen ist ferner, daß er nicht kausal, sondern teleologisch dachte; er forschte nicht nach Ursachen, sondern suchte das Ziel der Dinge.

Der soziale Zustand des mittelalterlichen Volkskörpers ist bestimmt durch die ständische Gliederung, in der jeder einzelne den ihm zukommenden Platz hatte, eine soziale Ordnung, welche im Hochmittelalter willig hingenommen wurde. Die sozialen Kämpfe beginnen erst dann, als der Übergang zum individualistischen Lebensgefühl stattfindet.

Dieser Durchbruch des Individualismus erscheint in folgenden Kulturströmungen: Renaissance, Humanismus, Rezeption des römischen Rechts, Reformation, Aufklärung, idealistische Philosophie des 19. Jahrhunderts. Die Höhepunkte dieser Entwicklungslinie sind die deutsche Musik und die deutsche klassische Dichtung und Philosophie; der Individualismus bewirkt

---

[1]) Allein auf die „Praxis" schwörend.

aber auch einen religiösen Auflösungsprozeß, denn das auf sich selbst gestellte Individuum verliert allmählich die Bindung an das Göttliche; der Mensch wird zum Mittelpunkt des Lebens und Denkens; an die Stelle Gottes tritt noch bei Hegel die Idee, bei Feuerbach und Marx schon die Materie. Diesem religiösen Auflösungsprozeß entspricht die Wendung von der teleologischen zur kausalen Denkform, welche eine ungeahnte Blüte der Zivilisation, der Technik, des Rationalismus, des Kapitalismus usw. gezeitigt hat.

In der Politik unterliegt der ständische Staat dem absoluten, zuerst in der Form der absoluten Monarchie, dann, seit 1789 allmählich in der der absoluten Demokratie. Die letzten ständischen Bindungen schwinden, der Mensch sieht sich als Einzelwesen dem omnipotenten Staat gegenüber. Da aber gleichzeitig die Agrarwirtschaft der Geldherrschaft weicht, so wird die moderne Demokratie zur politischen Form der Geldherrschaft. Da mit dem Überhandnehmen rationalistischen Denkens das Gefühl für alles organisch Gewachsene zurücktritt, findet oft eine Übernahme fremder, unter ganz anderen Verhältnissen entstandener politischer Formen statt: man übernimmt die Form äußerlich, ohne ihren seelischen Inhalt mit zu erfassen: so ist heute der englische Parlamentarismus fast überall in Europa, auch in Deutschland, herrschend geworden, aber ohne ein wesentliches Kennzeichen: die englische Demokratie hat im Grunde einen aristokratischen Charakter, denn sie ist eine Honoratiorendemokratie, in welcher diejenigen Persönlichkeiten die Führung erlangen, die sich im gesellschaftlichen Leben irgendwie bewährt haben. Heute ist fast überall die Honoratiorenschicht untergegangen in der Vermassung; daher findet auch keine Führerauslese nach diesem gesunden Prinzip statt, sondern Führer wird derjenige, welcher es am besten versteht, die öffentliche Meinung zu gewinnen. Das geschieht durch Reden, durch Presse und Buch, durch Rundfunk und vor allem — durch die Macht des Geldes. Der so geführte moderne Mensch befindet sich in schlimmster seelischer Sklaverei, einer Sklaverei, die um so entwürdigender ist, als der Mensch sich ihrer meist nicht bewußt ist. Diese Sklaverei ist die schlimmste Folge der Lehre von der Gleichheit aller Menschen, einer Lehre, die der Vortr. als das verhängnisvollste Verbrechen bezeichnet, das an der Menschheit begangen worden ist, denn sie will die Menschen, die tatsächlich keineswegs gleich sind, nivellieren, und das ist nur möglich durch Herabdrückung des Gesamtniveaus; die Masse kann nicht auf das Niveau der kulturell führenden Schichten hinaufgehoben werden, also müssen diese auf die Ebene der Massen hinuntersinken.

Die Kennzeichen der modernen Demokratie sind: das Parteiwesen, das eigentlich eine Verneinung des Staates bedeutet und in seiner extremen Ausartung zur Anarchie führen muß; ferner die Politisierung aller Menschen, die auf dem Aberglauben beruht, daß jeder Mensch zu politischer Tätigkeit fähig ist; endlich die Verantwortungslosigkeit der Regierenden: hinter ihnen stehen ihre Fraktion, ihre Partei, die Wirtschaft, die Wähler usw. und diese sind in Wirklichkeit

niemandem verantwortlich. Wahrer Führer dagegen ist nur, wer persönliche Verantwortung trägt; ein solcher Führer kann sich in der modernen Demokratie nicht durchsetzen, denn die Persönlichkeit ist hier immer irgendwie an verantwortungslose Kräfte gebunden. — Nun erhebt sich die Zukunftsfrage: hat Spengler recht, wenn er den gegenwärtigen Zustand als das Sterben der abendländischen Kultur ansieht, oder ist noch ein Wiederaufstieg denkbar? Der Vortragende glaubt, daß der Tiefstand der Gegenwart ein Durchgangsstadium zu neuem Wiederaufstieg ist. Vorbedingung dazu ist allerdings eine neue Religiosität. Die Gegenwart ist nicht ohne Religion, nur hat sich ihre Gläubigkeit entweder auf das Diesseits hin pervertiert, oder aber sie sucht in verschiedenen Formen des Aberglaubens Befriedigung. Die Entscheidungsfrage für die europäische Zukunft ist die, ob der Mensch seinen Glauben wieder auf das Jenseits hin richten wird. Der neue Mensch, der durch den Weltkrieg wiedergeboren ist, glaubt wieder an Gott, an ein Schicksal, an die Lebens-, aber auch an die Sterbenspflicht; er ist bereit, auch die Tragik des Lebens zu tragen. Es beginnt sich allmählich eine antimaterialistische Haltung durchzusetzen; eine Denkweise, die z. B. im Wirtschaftsleben den Besitz zwar nicht verneint, ihn aber als Verpflichtung auffaßt.

Im Gebiete der Denkform ist der Glaube an die Ratio erschüttert; diese wird ergänzt durch die Intuition, denn die Ergebnisse der rein rationalen Wissenschaften haben sich in solche Widersprüche verstrickt, daß damit die Relativität aller nur rational konstruierten Weltbilder erwiesen ist.

In der Politik wird sich der Umschwung vollziehen vom mechanischen Parteistaat zum organischen Staat, der nicht auf der Gleichheit aller aufgebaut, sondern an natürliche Gemeinschaften gebunden ist; der Staat wird viele seiner heutigen Kompetenzen, die er sich usurpiert hat, diesen Gemeinschaften abtreten und sich mit der Rolle eines ausgleichenden Regulators begnügen. Es werden wieder gemeinschaftsgebundene Wertmaßstäbe vorhanden sein; zwar nicht so, wie im Mittelalter, wo die Geburt den Menschen auf eine bestimmte Lebensstufe hinstellt, sondern die Leistung, die der Mensch für die Gemeinschaft tut, wird entscheidend sein für seine gesellschaftliche Eingliederung. Das so gegliederte Volk wird von einer Führerschicht geleitet, deren Führungsanspruch auf Bewährung beruht; an der Spitze dieser Schicht wird der Führer, der mit Macht und Autorität begabt ist, stehen; Führer wird derjenige sein, der die Volksseele am besten verkörpert, aber nicht der, welcher nur Exponent des nach Majoritätsbeschluß errechneten Volkswillens ist.

Auf Grund einer solchen Umwandlung des Staatsbegriffs ist aber auch eine Neuordnung Europas denkbar. Das Universalreich des Mittelalters ist zerstört worden, nicht durch die einzelnen Völker im biologischen Sinne dieses Wortes, sondern durch den zuerst von den Franzosen geprägten Begriff der Nation, des durch den Staat geformten Volkes, d. h. der Masse der Staatsbürger. Dieser Begriff des Staatsvolkes ist nach dem Weltkriege fast überall zum Siege gelangt:

das Prinzip der Gleichheit und Freiheit wird im außenpolitischen Sinne auf die Nationen (nicht die Völker) übertragen; was in der modernen Demokratie das Individuum bedeutet, ist in der überstaatlichen Gruppierung die Nation, das durch den Staat geprägte Volk. Die Folge dieser Auffassung ist das Minderheitenproblem; die verhängnisvolle Verwechslung von Nation und Volkstum führt zur Unterdrückung der nicht dem herrschenden Volkstum angehörenden Volksgruppen; daher rührt aber auch die Zerklüftung Europas, denn jedes noch so kleine Volk will auch eine Nation (im staatspolitischen Sinne) mit allen Merkmalen einer solchen sein, mit nationalem Staat, nationaler Kultur und nationaler Wirtschaft.

Das Unbefriedigende dieses Zustandes hat zu Gegenbewegungen verschiedner Art geführt, aber die bisherigen „Paneuropa"-Pläne kommen alle vom rationalen Begriff der „Nation" nicht los: die Vereinigten Staaten von Europa des Grafen Coudenhove-Calergi sind eine Fortsetzung des mechanistischen Staatsdenkens ins Gigantische, ebenso kennt Briands Paneuropa nur die Nationen, d. h. die Staaten, und nicht die Völker (im biologischen Sinn) als die tragenden Glieder.

Einen Ausweg aus der bestehenden verzweifelten Lage Europas sieht der Vortragende auf Grund folgender Erwägungen für möglich an. Die Hegemonie des biologisch schwachen Frankreich wird sich auf die Dauer künstlich nicht aufrechterhalten lassen; die kleinen Völker werden Anschluß an große Kulturkreise suchen, ebenso müssen sich große Wirtschaftskreise bilden. Endlich werden sich staatliche Zusammenschlüsse bilden, die den naturnotwendigen Bedürfnissen ihrer biologischen Zellen, der Völker, Rechnung tragen. Dazu muß aber der bisherige mechanisch-starre Staatsbegriff aufgegeben werden, es muß eine Abkehr vom rein nationalstaatlichen Denken erfolgen und eine Zwischenform zwischen staatlichem und völkerrechtlichem Denken gefunden werden, m. a. Worten ein neuer Reichsgedanke. Diese Probleme zu lösen, wird vor allem die Aufgabe des deutschen Volkes sein, das nicht nur geographisch, sondern auch seelisch die Mitte Europas darstellt: die Mitte zwischen dem rationalistischen Westen und dem seelenhaft starken, aber chaotischen Osten. Das deutsche Volk muß es sich zur Aufgabe machen, die Seelenkämpfe Europas durchzukämpfen; es soll, indem es die seelischen Urkräfte durch die Vernunft bändigt, durch diese ordnende Funktion Europa aus dem Chaos retten und so den seelischen Inhalt des „neuen Reiches" finden. —

Die Grundgedanken der beiden überaus inhaltreichen, mit überzeugender Beredsamkeit gesprochenen Vorträge konnten hier nur kurz skizziert werden; in der großzügigen, das Wesentliche herausarbeitenden Konzeption großer Entwicklungslinien lag die überzeugende Kraft des Redners, vor allem aber in seinem starken Glauben an die Möglichkeit eines Aufstiegs in der Zukunft, wenn auch manche Zuhörer vielleicht eine nähere Präzisierung des Zukunftsbildes gewünscht hätten; übrigens finden sich darüber genügend Hinweise im Buche v. E. Jung „Die Herrschaft der Minderwertigen", besonders in der neuesten Auflage. In manchen Einzel-

heiten mag man anderer Ansicht sein, als der Vortragende; z. B. scheint es doch fraglich, ob man den deutschen Klassizismus in die individualistisch-rationalistische Entwicklungsreihe einstellen kann, ob er nicht vielmehr eine Reaktion gegen diese Richtung darstellt? Herder, Goethe und in anderer Weise auch die Romantik, auch die deutsche idealistische Philosophie tragen doch sehr stark die Züge einer solche Reaktion, besonders in ihrem intuitiven organischen Denken im Gegensatz zum rationalistisch-mechanischen der individualistischen Aufklärung. Prachtvoll gezeichnet war das Bild der Gegenwart, die Vorträge boten einen Spiegel unserer Zeit in unheimlicher Deutlichkeit; daß aber aus diesem vernichtenden Gegenwartsbilde, das mit Spenglers Darstellung im ganzen übereinstimmt, nicht die pessimistische Schlußfolgerung Spenglers gezogen wurde, sondern an der Hand bereits vorhandener Symptome die beginnende Wiedergeburt des religiösen Lebens und damit auch aller anderen Lebensgebiete als möglich, ja wahrscheinlich dargestellt wird — für diesen Glauben schuldet das deutsche Volk Edgar Jung tiefsten Dank. **W. Stillmark.**

Amerikanische Hochschule und deutsche Bildung.

Ein geistesgeschichtlicher Versuch von Christian Weiser.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht die Monatsschrift „Zeitwende“ [1]) einen Aufsatz aus der Feder eines Mannes, der nach eigenem Zeugnis sich „weniger auf die reichlich genug vorhandene Literatur als auf die Lebenserfahrung ... als Schüler, Student und Lehrer in Amerika und Deutschland stützt.“ Die Ausführungen waren — wie es in der Anmerkung weiter heißt — „für das Sammelwerk „Das akademische Deutschland“ bestimmt, wurden aber schließlich vom Verfasser zurückgezogen, da man Grund zu der Befürchtung zu haben glaubte, durch Kritisches über Amerika könne der wirtschaftliche Erfolg des Unternehmens gefährdet werden.“ — Der Verfasser behandelt, bevor er an eine Kritik herangeht, zunächst in eingehender Weise die Entwicklung der amerikanischen Universität von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart, indem er zugleich die Wirksamkeit des deutschen Bildungs- und Kulturideals innerhalb des geistigen Amerika anschaulich zu machen sucht. Sie begann mit „jenem bescheidenen Anfang des Jahres 1636, da fromme Puritaner, um christlicher Bildung eine Stätte zu schaffen, in der Wildnis, unweit Bostons ein schlichtes Haus erbauten, das man nach John Harward nannte“, und heute steht sie vor uns als die „amerikanische Riesenuniversität, die mit ihren Prunkpalästen, Werkstätten, Laboratorien und den vielen Tausenden von Menschen eine geschäftige Stadt darstellt.“ Dazwischen liegt eine 300-jährige Geschichte, innerhalb derer der deutsche Bildungseinfluß eine nicht unwesentliche, wenn auch nur episodische Rolle spielte. Von zwei Seiten her war

[1]) VI. Jahrg. 12. Heft. 1930.

der Entwicklung der amerikanischen Hochschule der Weg vorgezeichnet. Einmal war es die „amerikanische Lebenswirklichkeit", die Aufgabe „einen Kontinent zu erobern", die keinen Raum ließ „für Denker, die ein Reich des Geistes erbauen und dabei noch etwa gar den fernen Wahrheitsgrund der Weltdinge zu erforschen suchen." Mit diesem „Zwang der Lebensumgebung" verbanden sich, als Bildungsbedürfnisse Befriedigung zu suchen begannen „die Antriebe aus der historischen Vergangenheit", d. h. die Blicke der führenden Männer richteten sich in solchem Falle natürlich auf die Quellen der eigenen Bildung, auf Oxford und Cambridge, wo man „das Ideal des Gentlemans pflegte, die (die Bildung) sich zugleich bewährt in Aufgaben des Staates und der Kirche." Die amerik. Hochschulen waren nicht Universitäten (und sind es auch heute nicht) im deutschen Sinne, sondern Schulen, von denen „viele an allgemeiner Bildung kaum erheblich mehr boten, als eine gutgeleitete städtische deutsche Volksschule." Erst im 19. Jahrhundert brach sich die Erkenntnis Bahn, daß der Staat Erziehungsaufgaben zu erfüllen habe. War, wie gesagt, das College bisher im wesentlichen Schule, und mußte es Schule sein, weil „von einem geregelten Erziehungswesen als Voraussetzung des Unterrichts der Hochschule nichts vorhanden war," beginnt an diesem Punkt die Wirksamkeit des deutschen Vorbildes. — Zur Zeit der Napoleonischen Kriege brachten amerikanische Studenten die deutschen Bildungsideen nach Amerika, ohne jedoch viel ausrichten zu können. Denn der Mangel eines geregelten Schulsystems als Vorbereitung auf die Hochschule stand einer einfachen Übertragung deutscher Universitätsmethoden entgegen. Wir können hier leider nicht im einzelnen alles das wiedergeben, was der Verfasser über die Wirksamkeit des deutschen Bildungsideals berichtet. Sie umfaßt zwei Perioden: 1813 wirkte das Deutschlandbuch der Frau von Staël als „Offenbarung"; dennoch „bestand der kärgliche Ertrag dieser ersten Bekanntschaft mit der deutschen Universität im wesentlichen darin, daß von jetzt ab die akademische „Lernfreiheit", das elective system, ein zunehmend erörtertes Problem in den akademischen Kreisen Amerikas wurde." Die zweite Periode umfaßt etwa 5 Jahrzehnte, von 1841 bis 1892/93; ihr Höhepunkt ist die Gründung der John Hopkins Universität in Baltimore, die „nur Universität in deutschem Sinne sein wollte," ihr Ende erreicht sie mit der Gründung der Hochschule von Chicago, deren „erster Präsident ... von Cambridge und Oxford sich inspirieren ließ." Das Interesse an den deutschen Hochschulidealen verlor sich mehr und mehr und so „sind wir berechtigt, von der Zeitspanne deutschen Einflusses als von einer Episode zu reden." Das „große, wirksame Ereignis" kam von anderer Seite. Es war der Bericht Victor Cousins über die Organisation des deutschen Bildungswesens, den er dem französischen Ministerium für öffentlichen Unterricht und geistliche Angelegenheiten erstattete. Das Ergebnis dieser als Offenbarung wirkenden Schrift war die Gründung der ersten „Staatsuniversität" Amerikas in Michigan 1841. Mit besonderer Begeisterung suchte der „philosophierende Theologe, Schriftsteller und Schulmann Henry Philipp Tappau" die sog. „preußischen Ideen" durchzusetzen. Zwar endeten die Bemühungen des verdienstvollen Mannes mit persönlichem Mißerfolg (er wurde 1863 abgesetzt), aber der

Grundgedanke des preußischen Unterrichtssystems setzte sich im wesentlichen durch. „Es entstand tatsächlich ein öffentliches, in sich zusammenhängendes Unterrichtswesen," bestehend aus 8 Grundschul- und 4 Mittelschuljahren, denen sich ein 4-jähriger Universitätskursus anschließt. Das System der demokratischen Einheitsschule förderte allerdings das, was eigentlich bekämpft werden sollte: das „Hineintragen" der Mittelschule in die Hochschule, und letzten Endes „behauptete sich ... doch das von der „höhereren Schule" wesentlich ungeschiedene alte amerikanische College mit seiner praktischen Zielsetzung der Erziehung und Berufsschulung gegenüber der deutschen Universität mit ihrem Wissenschafts- und Kulturideal." —

„Aristokratischer Idealismus" Deutschlands und „demokratischer Realismus" Amerikas scheinen nun — und damit kommen wir zum Kern des Problems — ihre Rollen tauschen zu wollen und „das in der vorangeschrittenen amerikanischen Demokratie Gewordene scheint vorbildlich die Richtung (auch) für Deutschland. Ref.) zu weisen." Wie grundverschieden die amerikanischen Universitäten von den deutschen sind, erhellt aus folgender Erwägung: Einmal ist es der starke und oft bestimmende Einfluß außerwissenschaftlicher Kräfte (Hochfinanz, Politik, Konfessionen usw.), die den amerikanischen Universitäten ihr Gepräge verleihen; dazu kommt noch, „daß es weniger die offiziellen Einrichtungen sind, die der Gesamterscheinung der einzelnen amerikanischen Universität ihr Gepräge geben, als vielmehr die Veranstaltungen der Studenten, die sich in dem sogenannten „Extra-curriculum" mit seinen geselligen Klubs und ... Vereinigungen zur Pflege des Sports, der Debattierkunst, des Theaters, der Journalistik oder anderer Interessen politischer, literarischer, künstlerischer, wissenschaftlicher, religiöser Art, ihre eigene inoffizielle Universität geschaffen haben, die in ihrem Dasein als Studenten sowie für ihr späteres Leben mehr bedeutet als die eigentliche Hochschule." Eine entscheidende Rolle in der Bewertung der Universität durch die Öffentlichkeit bilden die Sporttriumphe. Das Ergebnis der ganzen Entwicklung ist, im großen gesehen „jene von der amerikanischen Demokratie und der Tyrannis ihrer public opinion geforderte Uniformität der Geistes- und Persönlichkeitsgestalt..." „Das Bestreben des amerikanischen Studenten wie des Amerikaners überhaupt ist ein regular fellow, ein Mensch nach Regel und Ritus zu sein." Es ist ersichtlich, daß „in einer solchen Kulturverfassung die Bedingungen für ein Gedeihen der akademischen Freiheit unserer Überlieferung" fehlen. Denn „wo der Geist der Allgemeinheit nicht von der Vorstellung einer Wahrheit oder eines Rechts an sich, sondern durch wandelbare Begriffe von Nutzen und Zweckmäßigkeit regiert wird, kann die Lehrfreiheit als ein Selbstverständliches weder verlangt noch zugestanden werden." — Der Verfasser vergleicht den amerikanischen Hochschulbetrieb treffend mit großen Warenhäusern, „die Wissenschaft feilbieten und

von tüchtigen Geschäftsleuten ganz in der Art kaufmännischer Unternehmungen organisiert und verwaltet werden..." „Und es scheint in der Tat, als trete ... die lebenswirkliche Gestalt der modernen amerikanischen Hochschule um so deutlicher in Erscheinung als Exponent des gleichen Zeitgeistes, aus dem auch das Warenhaus hervorging, und der sich in dem amerikanischen Geschäftsstaat verkörpert." Das Entscheidende dieser Feststellung liegt nun nicht darin, daß „die Hochschulen eines Landes Erzeugnis und Bild des Volksgeistes sind," sondern vielmehr darin, daß „der Geist des amerikanischen Volkes heute der Geist der Zeit zu sein scheint," daß „eine neue Epoche sich auftat, die dem handelnden Menschen gehört, der das unmittelbare Lebensbedürfnis ins Auge faßt." Nicht mehr das „An sich" der Dinge und Vorgänge ist Ziel der wissenschaftlichen Fragestellung, sondern das „Für-mich" wird ... das forschende Denken des Menschen dieser anderen Zeit bestimmen." Mit dieser Feststellung gewinnt das zunächst rein amerikanische Problem europäische Bedeutung, wird es zur Lebensfrage für das deutsche Kultur- und Bildungsideal. Die Wissenschaft wird „soziologisiert" und „dieser sozialisierten Wissenschaft entspricht die sozialisierte Religion, die sich müht, ihr Daseinsrecht innerhalb dieser Gesellschaft durch ihre praktische Nützlichkeit zu erweisen..." „Die entmenschlichte Wissenschaft, wie sie von „müßigen Denkern" geschaffen wurde, muß gänzlich zu einer Dienerin seiner Bedürfnisse sich verwandeln" — so lautet die Forderung dieses „utilitarischen Materialismus". Im Grunde als Vorwurf gemeint, wird der „utilitarische Materialismus" von der amerikanischen Philosophie als neues Kulturideal, als „das Ideal der demokratischen Kultur" aufgestellt. Jener geschmähte „utilitarische Materialismus" sei ja im Grunde ein „utilitarischer Idealismus", ja letzten Endes „ästhetischer Idealismus", denn da es sich immer „um die Erzielung eines vollkommenen Produkts" handle, so „sei ... etwa bei der Erzeugung einer vollkommenen Kuh ebensoviel Idealismus im Spiel, wie bei dem Herausmeißeln einer Göttin aus dem Marmorblock." Es ist daher begreiflich, daß „der Gang der philosophischen Reflexion in Amerika ... die Wegrichtung des demokratischen Denkens deutlich erkennen läßt", und es wäre unverständlich, wenn es nicht so wäre. Klar und scharf deutet der Verfasser das Wesen des amerikanischen Volksgeistes, der Zeitgeist zu werden droht: „Die amerikanische Demokratie, ... für die der soziologisierte Wissenschaftsbegriff mit seinem Subjektivismus und utilitarischen Materialismus eine Wesensforderung bildet, und die zur Kennzeichnung ihres Lebensinhalts immer wieder das Wort „Geschäft" als zutreffenden Ausdruck wählt, zieht die Kräfte ihrer eigentümlichen Gestalt aus dem Niederbruch einer Geistes- und Gemütswelt, für die das Leben aus einem Jenseitigen bestimmt ward und in ihm sich vollendete." — Die Gefahr der Amerikanisierung droht auch uns und es mehren sich die Stimmen derer, die ihr das Wort reden, wie das in Deutschland in hohem Maße geschieht. Und wir werden wohl daran tun zu beherzigen, was der Verfasser sagt: „Auch sollten von uns jene Stimmen aus dem transatlantischen Westen nicht überhört werden, die zum Ausdruck

bringen, daß sich von der gewiß noch nicht erstorbenen Geistesmacht des deutschen Idealismus immer noch etwas erhoffen lasse für die freie Wissenschaft und eine Kultur des Geistes und der Wahrheit..." Auch müßte zu denken geben, daß „aus jenen kleinen Kreisen amerikanischer Intelligenz, wo man die „Regel" nicht als Pflicht und Segen empfindet, zunehmend Urteile sich vernehmen lassen, nach denen die reale Demokratie aus innerem Zwange, der sich psychologisch und geschichtlich erklären lasse, nichts anderes bedeuten könne als Geistesknechtung und Unwahrhaftigkeit." Aus der Besinnung auf unser bestes Erbgut sollten uns die Kräfte erwachsen, uns dem entgegenzustemmen, daß wir — wie der Verfasser seine Ausführungen mahnend abschließt — „immer zudringlicher ermuntert werden, das alte Wesen von uns abzutun und uns in eine Gefolgschaft zu begeben, die unserer Vergangenheit ebenso unwürdig ist, wie sie unserer kulturellen Zukunft verhängnisvoll werden müßte."

Kurt Sponholz.

Zum neuen Jahrgang.

„Es besteht in der Tat nur eine einzige Bedingung, unter welcher Kunst unmöglich ist: die des Vorwaltens einer Gesinnung, die den Wert der Dinge an ihrer Nützlichkeit abmißt." Mit diesen Worten Dehio's leiteten wir das Schlußheft des abgeschlossenen Jahrgangs ein. Aber die gleiche Bedingung ist es, unter welcher Wissenschaft und wahre Bildung unmöglich sind. Das zeigt uns deutlich und warnend der Weg der Hochschulentwicklung in Amerika.

Sind wir nicht schon auf dem besten Wege zum Ideal „der realen Demokratie", die nichts anderes bedeutet, „als Geisteskniechtung und Unwahrhaftigkeit", sind wir noch „die Bewahrenden und Verehrenden" einer stolzen Vergangenheit, wenn wir aus Nützlichkeitsgründen unsere Jugendbildung nivellieren und uns dem „Zeitgeist" beugen. Was „nützt" uns Allgemeinbildung, was „nützt" uns Weltanschauung, was philosophische Betrachtungsweise, wenn nun einmal an Stelle der Idee die „Magie der großen Zahl" oder die „Magie des Geldbeutels" getreten ist? „Das persönliche Interesse, genauer der Geldbeutel, ist zum regierenden Prinzip auch aller „geistigen" Systembildung geworden und hat sich in den Worten, Begriffen und Sätzen ein wunderbar kleidendes Gewand und einen vorzüglich funktionierenden Apparat geschaffen, mit dem sich alles erreichen läßt. Dies ist, von einzelnen Schöpferischen abgesehen, das „geistige Leben" der Allgemeinheit. Das gesamte Denken ist unschöpferisch par excellence geworden. Es ist zerstörend, statt aufbauend — und da wundert man sich, wenn alles zerstört ist, wenn alle Bindungen zerrissen sind, wenn sich die Gemeinschaft nicht herstellen läßt." So lautet einer von den vielen wahren Sätzen, die in dem philosophischen Werk „Das Wesen der Welt" H. Hellmund's [1]) geschrieben stehen.

---

[1]) Vergl. den Aufsatz „Das Wesen der Welt", in dieser Nr.

„Alle lebendige „schöpferische" Kultur bildet Überlieferung eben als lebendige Form, die ... Zusammenhang, Fortgang, Wachstum des Lebens sichert. Überlieferung ist Einfügung in ein Ganzes des Lebens, deren man nur fähig ist, wenn man selber in solcher Ganzheit aus Wertursprünglichkeit lebt ... Die Hochschulen sind die Organgebilde einer volkstümlichen Kulturgemeinschaft, einer Nation, für die Funktion des Erkennens zur Lebensgestaltung aus dem Wertgrunde aller Wirklichkeit, deren Zusammenhang und Gliederung diskursiv, exakt herausgestellt wird." [1])

Solange uns in der Heimat eine solche Hochschule fehlt, ist erst recht jeder Versuch zu verurteilen, das Bildungsniveau der Schulen zu vereinheitlichen und damit zu senken. Denn „Bildung" ist unsere erste und bedeutsamste Waffe im Kampf um unsere Seltbsterhaltung, um unsere Kultur. Sie ist die Grundlage aller Berufsausbildung und weltanschaulichen Entscheidung. Wer in ihr und ihrem Stufenbau das bindende Prinzip einer gegliederten Gemeinschaft erkannt hat, wird jeden Versuch einer Nivellierung als die Gemeinschaft gefährdendes Prinzip bekämpfen. Diesen Standpunkt wird unser Blatt auch in Zukunft vertreten und wir wissen uns hierbei eins mit den geistigen Führern Deutschlands und unserer besten alt-baltischen Überlieferung. R. v. E.

„Man könnte annehmen, daß die sogen. „reale Bildung" ihrer Inhalte wegen die gestaltenreichste sei. Die Erfahrung beweist das Gegenteil. Realschulen, Oberrealschulen, ja selbst Realgymnasien müssen ihrer Natur nach „Realien" darbieten, also „Stoff". Und gerade da scheint mir die sogenannte humanistische Bildung, die eine geformte Gestaltenwelt an den werdenden Menschen heranbringt, auf dem besseren Wege zu sein. Es ist sehr bezeichnend, daß die Franzosen vor einigen Jahren ihre Gymnasialbildung auf das tragende Fundament der lateinischen und griechischen Kultur begründet haben ... die Formen- und Gedankenwelt der Griechen und Römer läßt sich durch gar nichts in der Welt ersetzen ... Wenn es kein Zurück mehr gibt zur Bildung als Gestaltung, dann ist unser Verfall als führender Kulturnation in Europa besiegelt ... Geistige Bildung und Gestaltwerdung hat schon Hölderlin zusammengefaßt in dem großartigen Wort: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste." Und was ist das Lebendigste? Die Gestalt."

(Aus Tim Klein „Gestalt, Glossen zur Bildung", „Zeitwende" 1. Jan. 1931).

---

[1]) Friedr. Brunstäd. „Hochschule und soziale Fragen" in „Das akademische Deutschland". Band III. p. 443.

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 2 Freitag, den 13. Februar 1931 7. Jahrgang

Zur geistigen Lage der Gegenwart[1]).

Von Eduard Spranger.

„In dem Dunkel unserer Tage empfinden wir doppelt stark das Bedürfnis, das noch jede geistig lebendige Generation gefühlt hat, zur Klarheit zu kommen über den Sinn der Gegenwart, vielleicht sogar fortzuschreiten zu einer „Kritik unserer Zeit". Denn Schicksal und Bestimmung eines jeden von uns sind gekettet an Schicksal und Bestimmung der Epoche, in der wir leben."

Welchen Weg sollen wir einschlagen, um den Sinngehalt der Gegenwart zu erfassen? „Es ist zwar ein naheliegender Gedanke, das Gesicht der Kultur nach dem Stande der Geisteswissenschaften zu beurteilen, deren letzter Sinn ja die Selbsterkenntnis des Geistes ist. Aber die Wissenschaft wendet sich doch vorwiegend zu bereits herausgebildeten Formen und insofern zu dem, was teilweise „erledigt" ist. Sie erfaßt nur selten die ganze Schwere des Leidens an der Zeit."

Oder man versucht den Typus des modernen, des werdenden Menschen herauszuarbeiten mit dem ihm eigenen Seelentum (etwa wie Graf Keyserling den Chauffeurtyp, oder Br. Christiansen die Stiltypenmischung beim heutigen Menschen).

Aber es ist doch „ein einseitiger Ausgangspunkt, wenn man den Menschen und seine Seelenart so isoliert herausstellt. Die entscheidende Dynamik stammt gar nicht aus seinem Inneren"; „das entscheidende Kennzeichen unserer Zeit, von dem wir ausgehen wollen, liegt aber darin, daß Kultur und Seele geradezu feindlich einander gegenübergetreten sind." Dieser Kampf, diese „Tragödie der Kultur" ist „für unsere Lage von ausschlaggebender Bedeutung."

[1]) Der vorliegende Aufsatz („Erziehung", Januar 1931, Heft 4) ist aus einer Festrede für die Fünfzigjahrfeier des Preußischen Philologenverbandes in Berlin am 9. Okt. 1930 entstanden. Wir müssen uns hier leider auf das Referat beschränken. R. v. E.

Worin besteht diese „Tragödie der Kultur"?

„Der Mensch zog aus, die Natur zu beherrschen; je mehr er Sieger über sie wurde, um so mehr verfiel er ihrer Herrschaft. Was er selber geschaffen, sieht ihn selbst, den Schöpfer, mit fremdem, unheimlich feindlichem Gesicht an."

Denn „Kultur ist keineswegs nur Ausdruck menschlichen Seelentums. Einmal geschaffen, bedeutet sie ein Eigenreich, in dem überseelische Gesetzlichkeiten walten." „Was wir heute am stärksten spüren, ist nicht mehr der Druck der Natur auf den Menschen, sondern der Druck der Kultur auf die Seele."

Aber welchen Menschen trifft denn dieser Druck, wenn doch jeder wieder von dem Zeitgeist, der Ausdruck des Kulturwillens ist, geformt, in ihn hineingebaut ist?

Jeden einzelnen, sofern er „zwischen zwei Grenzen eingespannt ist" — als physischer Mensch zeitlich zwischen Leben und Tod, mit einem gewissen Maß von Lebensenergie und Lebenswillen, das sich der jeweiligen Kulturlage gewachsen zeigen muß und als geistiges Wesen, das in dieser Kultur nach einem „ihm lebbarem Sinn" sucht, erfüllt von der „Sehnsucht nach einem letzten Sinn."

Und dieser Zwiespalt ist an die Stelle „der freien Harmonie von Seele und Kultur" getreten, an die wir einst glaubten.

„Unser Schicksal ist die Wirtschaft" — hört man auch von solchen, die keineswegs marxistisch denken. Die Verflochtenheit von Weltproduktion und Weltkonsumption, dieser gewaltige Apparat — vor allem Geld und Kredit — haben das gesamte Wirtschaftssystem entpersönlicht, „entseelt".

Aber dieses gewaltige „Kräftespiel ist von niemandem mehr übersehbar, es ist aber auch nicht einfach nach Wohlfahrts- und Machtgesichtspunkten lenkbar." „Vielleicht ist es für das Gesamtleben der Menschheit eine der schlimmsten Folgen dieser komplizierten Entwicklung, daß künftig überhaupt nur wenige Weltwirtschaftssachverständige Politik treiben können." „Man sagt uns zwar, daß wir alle zur Mitlenkung der Schicksale unseres Staates berufen seien. Man sagt uns aber zugleich, daß uns auch nur zum Mitreden durchaus der Sachverstand fehle." „Dies ist also der Gipfel der erreichten Arbeitsteilung, daß die Rollen des ethisch-politischen Führers und des weltwirtschaftlichen Sachverständigen so lange auseinanderfallen, bis uns ein glückliches Geschick einmal beide Qualitäten in einer Person beschert."

„Seit langem revoltiert die Menschheit gegen die unpersönliche Dämonie des wirtschaftlichen Weltgeschehens." „In der Tat hat heute kein einzelner und keine Machtgruppe mehr den Zauberstab in der Hand, der dem Walten dieser teils zerstörenden, teils segensvollen Kräfte die gewünschte Richtung geben könnte."

Mit der Wirtschaft aufs engste verbunden ist die Technik. Aber „ist nicht Naturbeherrschung ein problematisches Ziel, wenn nicht weiter gefragt werden darf, cui bono denn diese Herrschaft erstrebt wird?"

„Es ist die Rache der Natur, die wir durch Maschinen in unseren Dienst gestellt haben, daß sie nicht nur den Menschen zum Dienste der Maschine zwingt, sondern das „Maschinenartige" nun bis in die Seele des Menschen hineinträgt."

Aber „wir wissen alle, daß wir von der Welt der Technik nicht loskommen, ... sondern da irgendwie hindurch müssen." Wenn auch die moderne Technik einen neuen Typ Heroismus geschaffen hat — „ein modernes Heldentum verkörpert sich in den Hünefeld und Eckener" ... „der Mensch soll die Technik haben, nicht die Technik den Menschen" ... — so bleibt doch „die Frage ungelöst, wie die Seele der vielen sich vor dem Schicksal retten kann, nur Hebel in einem Kulturmechanismus zu sein."

Als drittes Element dieses Kulturdruckes wäre das heutige Siedlungswesen zu betrachten — die Großstadt. Wir kennen ihr Gesicht von Spengler her — „überall nicht nur der gleiche beengte Grundtypus des Daseins, sondern dieselbe merkwürdige Rückkehr in das Primitive und Niggerhafte", „es fehlt jedes Band zum Metaphysischen hin."

Die Flucht der Jugend vor der Großstadt, die zu einer scharfen Kampfansage an alle Kultur führte — hat auch jetzt den Großstädter ergriffen (Wochenendbewegung usw.).

„Es wäre sehr falsch, wenn man aus der Tatsache, daß wir die sogenannten Realfaktoren der Kultur (Wirtschaft, Technik, Siedlungsform) vorangestellt haben, den Schluß zöge, der Druck komme nur von der Zivilisation her und der Kampf sei ein bloßer Kampf hinsichtlich der äußeren Lebensbedingungen. Die Trennungslinie zwischen einem realen Unterbau und einem idealen Überbau ist überhaupt nicht durchzuführen. Denn wie in der Technik schon Wissenschaft steckt, so steckt in der Wirtschaft schon Recht und Staat. Es gibt hier keinen Unterbau und Überbau, sondern nur ein hin und her verschlungenes Gewebe." [1])

„Daß dieses „Gewebe" den Einzelmenschen nur als Masche einschließt, wird am Staat nicht minder sichtbar als an der Wirtschaft."

In unseren Augen ist der Staat „Verwalter der ganzen Kultur", aber er konnte das in der heutigen Zeit nur dadurch, daß er „die geistigen Mächte, die er sich eingliederte, neutralisierte" — gewissermaßen unparteilich allen diesen Mächten die gleichen Rechte einräumte. „So überwand er der Reihe nach die Stände, die religiösen Konfessionen, die Stämme. Nur mit dem Unterschiede der Nationalitäten ist er nicht fertig geworden."

Gegen diesen omnipotenten Druck des Staates wendet sich der Liberalismus. Spranger weist auf die Vielseitigkeit des Begriffs hin: „eine Form des Liberalismus tritt vor allem ein für die Freiheit der Person, für ihre Gewissensfreiheit, Denkfreiheit, Wirtschaftsfreiheit" — ein Liberalismus, der heute in seiner verhängnisvollen Ausprägung „seinen Gipfel erreicht zu haben scheint." „Ein anderer tieferer Liberalismus geht

---

[1]) Wir kommen auf diese prinzipielle Stellungnahme des Verfassers noch in einem Schlußwort zurück. R. v. E.

von der Ansicht aus, daß es im Kulturzusammenhange ganze Geistesgebiete gibt, die ein Eigengesetz haben ... es gilt das Eigenreich der Wirtschaft, das Eigenreich der Wissenschaft und Kunst, das Eigenreich der Weltanschauung gegen die Eingriffe des Staates zu schützen."

Da Freiheit aller nur bestehen kann, wenn die Gleichheit aller gesichert ist, so erwuchs aus diesem Liberalismus folgerichtig die Demokratie.

Diese hätte als Ausdruck einer volonté générale (falls diese aus dem heute bestehenden Wahlsystem erkennbar gewesen wäre, R. v. E.) zu einem Rechtsstaat führen können, wenn nicht der Parlamentarismus durch den Kampf der Parteien um den Staat, diesen selbst — wie dieses früher das Individuum tat — „ausgehöhlt" hätte.

Diese Parteien sind aber ebenso sehr Weltanschauungsparteien, wie Interessengruppen — also Kulturprogramme gegen Kulturprogramme.

Nun erwies sich aber doch, daß „die Fiktion eines neutralen Staates" nicht aufrechtzuerhalten war. Auch die Demokratie mußte einen „Gesinnungsdruck" ausüben, um ihren Bestand zu erhalten. Und dieser ist „bis in die Schulen und Hochschulen spürbar."

„Auch der Staat steht heute vor der Notwendigkeit, sich weltanschaulich zu entscheiden."

„In diesem inneren Sturm und äußeren Streite" deuten sich zwei verschiedene Zukunftslinien an.

Die eine will den „Rechtscharakter des Staates weiterbilden" nicht nur innerstaatlich, sondern auch zwischenstaatlich. „Im Völkerbund erblickt man den Ansatz zu einer überstaatlichen Organisation." „Es ist die schicksalhafte Situation des Völkerbundes, daß er diese Grenze (der Nationalitäten) in demselben Augenblick zu überschreiten strebt, in dem das nationale Prinzip noch einmal mächtig auflodert, nicht zum wenigsten infolge unmöglicher Regelungen bei den letzten Friedensschlüssen." „So steht der Völkerbund in unklarer Mitte zwischen einem neuen Stil der großen Mächte, Prestigepolitik zu treiben und gewissen Ansätzen zu internationalen Friedensgarantien."

Eine andere Richtung nun sucht das „Machtmoment des Staates zu stärken." Wir sehen diese Form im Bolschewismus und Fascismus; bei beiden liegt die Gefahr vor, daß der Rechtsstaat hierbei zu kurz kommt.

In der Politik aber gibt es für den Handelnden nur die Alternative „Macht oder Ohnmacht". „Der Weltkrieg hat in politischer und kultureller Hinsicht bis heute noch nichts entschieden."

Hat nun der Staat die an ihn gestellten Erwartungen, das allseitig Bindende zu finden, nirgends erfüllt — glaubte man dieses von der Wissenschaft erhoffen zu dürfen.

Es ist allerdings unendlich viel Wissenschaft nicht nur in Technik und Wirtschaft, sondern ebenso in Politik, Moral, selbst in Religion eingebaut worden.

Aber der Glaube, daß die Wissenschaft das „allseitig Bindende" auf all diesen Kulturgebieten finden könnte, ist doch grausam erschüttert worden. Daran war z. T. schuld die ungeheure Stoffülle des Wissens, die niemand

bewältigen konnte und zu einer „ans Sinnlose streifenden Spezialisierung" führte. So wurden „Erkenntnis und Leben" zu einem Gegensatz wie Wasser und Feuer. Gegen die Naturwissenschaften, die dem grandiosen Aufstieg der Technik als Grundlage dienten, läßt sich nichts sagen, nur daß sie zur „Sinndeutung des Lebens" wenig beitrugen.

„Weit schlimmer erging es den Geisteswissenschaften." Man glaubte wieder einmal, „daß alle Kulturkonflikte nur noch Folge eines nicht genügend aufgeklärten Verstandes wären. Wie sehr liegt vielen unserer Zeitgenossen dieser Spuk noch in den Gliedern!" Aber die Geisteswissenschaften können „nicht einfach die letzten Werte neutralisieren", d. h. sie für allgemeingültig erklären.

Die Folge dieser Enttäuschung war „jene Flucht vor der Wissenschaft." An ihre Stelle trat das „Erleben", „die Schau", ferner Ersatzgebilde für Wissenschaft, Astrologie, Anthroposophie, Chiromantik und andere Geheimlehren. „Die größte Gefahr für alles wissenschaftliche Denken erwuchs aber aus der pragmatischen Wissenschaft", d. h. jener Wissenschaft, die nur den Nutzeffekt im Auge hatte, sei es für die Sicherstellung des Einzelnen, oder ganzer Gruppen, „sie sei nur ihr verkappter Lebens- und Machtwille."

„Der Sinn der Wissenschaft muß notwendig zerstört werden ... nachdem sie als Politik entlarvt worden ist."

Damit wäre die Wissenschaft völlig abhängig gemacht von der Standortsfrage des Forschers — eine Parallele zum physikalischen Relativitätsprinzip.

Nur flüchtig erinnert der Verf. an den „Druck der sozialen Schichtung", der heute mehr denn je nicht mehr dem Stufenreich der Werte entspricht [1]). Auch an der Kunst ließe sich das Gesicht der Zeit ablesen.

„Die Kultur, geschaffen, *auch* um das Leben zu fördern, wirkt in ihrer heutigen Gestalt mindestens ebenso oft lebensfeindlich wie lebensfördernd."

Familie und Volk „sind in ihren Wurzeln bedroht." Der Wille zum Kinde erfährt „von anderen sittlichen Motiven her die stärkste Einschränkung."

„Für wen arbeiten wir als Volk, wenn der Blutzusammenhang in die Zukunft fraglich wird?"

Es gibt aber auch „spezifische Kulturneurosen". „Der vom Druck der Kultur erschlaffte Mensch ist vielfach ... einem abnorm gesteigerten Sexualleben verfallen", das gewissermaßen als Ventil, als Entspannung für die übers Maß gesteigerte innere Spannung dient.

„Vermutlich ist die nivellierte Gesellschaftsordnung unserer Zeit, in der grundsätzlich jeder alles werden kann, daran schuld, daß neben einem gesunden Aufstiegswillen, *stark verkrampfte Formen des Geltungstriebes und der Betonung eigenen Wertes* entstanden sind." Hierzu gehören die Verdrängungskomplexe, Minder-

[1]) Das sehr ernste Thema „Vorgesetzte und Angestellte" gehört in dieses Kapitel und ist vom Ref. im „Deutsch. Volkstum" (Januarheft 1931) behandelt worden.

wertigkeitsgefühle — kurz eine eigenartige Psychose als Folge unserer Kultur.

Ist diese Kultur aber all der Opfer wert, kann sie „dem Dasein letzten Sinn und Inhalt" verleihen? Zwei radikal entgegengesetzte Antworten gibt es auf diese Frage.

„Für viele ist die objektive Kultur wirklich der Gott geworden, über den hinaus zu schaffen sinnlos wäre." D. h. sie wird zum Inhalt einer glückverheißenden Diesseitsreligion — „Glück und Friede durch soziale Organisationen" usw. „Daß dabei die letzte Sinnfrage unbeantwortet bleibt, kommt ihnen kaum zum Bewußtsein."

Diesen Kulturoptimisten stehen die Kulturverneiner gegenüber. „Für sie ist die Kultur keinen Schuß Pulver wert." Es ist die „radikale Kulturverneinung, die in der jüngsten protestantischen Theologie den beherrschenden Grundton bildet."

Es ist „ein leidenschaftlicher Kampf gegen jede Form des Humanismus, d. h. gegen die Bejahung des Menschen, seiner Freiheit und seines Willens zum Guten." Gewiß „die Spannung zwischen (diesseitiger) Kultur und göttlicher Ewigkeit bleibt bestehen; aber jenes begrenzte Wirkungsfeld unserer Arbeit am Diesseits ist doch der Ort, an dem wir allein Gott erfahren können."

Mit Recht wird von jener Seite „eine gewaltige religiöse Vertiefung" von uns gefordert, denn „die Seele in metaphysischer Bedeutung ist es, an deren Ewigkeitscharakter und sittlicher Forderung wir zuletzt doch allen Wert der Kultur messen." „Entscheidungen" werden von uns verlangt und zwar die Entscheidung zu einer „sittlichen Kultur". „Das Zeitalter einer gleichgültigen und neutralen Toleranz ist abgelaufen." Kulturprogramme wie Amerikanismus, westeuropäischer Internationalismus, Bolschewismus, Fascismus — drängen gerade wegen ihres sehr verschiedenen sittlichen Charakters zur Entscheidung. „Kein Zweifel, wir gehen einem Jahrhundert großer weltanschaulicher Auseinandersetzungen entgegen."

Das Menschendasein muß also diesem großen Kampf gewachsen sein. Die größte Verantwortung liegt auf der Erziehung und Bildung. Die Frage nach dem Recht des Alten und des Neuen, der älteren und der jüngeren Generation taucht auf. Wie die „gesellschaftliche Moral als ein Gebilde geschichtlicher Herkunft mit der Gestaltung der Kulturinhalte wechselt", so wechseln alle Formen unserer Werturteile mit der jeweiligen Kulturlage. Trotzdem liegt in allem Wechsel etwas Bleibendes, ein unverrückbarer Wert, den es festzuhalten gilt.

„Der Sinn der Erziehung — auch er ein ewiger Sinn — geht also darauf, an allen noch so verschiedenen Materialien das Bewußtsein des Werdenden zu wecken, daß aller Kampf im Zeitlichen um ein Ewiges geführt wird." „Die Ahnung und den Willen zu diesem Ewigen gilt es zu wecken", „denn die letzte Überzeugung haben wir nicht in der Form begrifflicher Klarheit."

„Die heutige Jugend muß sittlich stark werden für den Kampf." „Gerade dem deutschen Volke ist nach seinen tragischen Schicksalen eine

besondere Verantwortung auferlegt." „Deutschland ist auch im geistigen Sinne das Land der Mitte, insofern alle Gestaltungen des Geistes ... in ihm durch große Volksgruppen vertreten sind." „Die einen sehen in Amerika, die anderen in Italien, die nächsten in Moskau und wieder andere in Genf die beste Zukunftsgestalt der Kultur verkörpert. Wer sich für die Erziehung des Volkes verantwortlich fühlt, wird achtgeben müssen, daß das Volk durch diese Spannungen nicht geistig und politisch auseinandergesprengt werde." „Der Kampf selbst ist nicht zu umgehen; aber er soll mit geistiger Werbekraft, nicht mit roher Gewalt und mit Gesinnungsdruck geführt werden."

Eine harmonische Welt wird nie erreicht werden, „das absolute Glück, der restlose Friede vermag in der Struktur der Welt nicht zu gedeihen." Denn hinter dem Gegensatz „Kultur und lebender Mensch" liegt eine weit tiefere metaphysische Spannung. Der Mensch ist wirklich „Wanderer zwischen beiden Welten."

* * *

Schlußbemerkung.

„Die unsagbar schwere Verantwortung von Bildung und Erziehung in unserer Zeit türmt sich vor uns auf" und „bis zum ahnenden Erfassen dieser ewigen Sinnrichtungen müßte die Erziehung vordringen", damit „die Tiefenschicht der Seele aufgegraben werde, in der sie die Verantwortung für die künftige Gestalt der Welt erfassen und erfahren kann. Dies ist unendlich dringender als jede Erörterung über die Ausstattung mit nötigen und nützlichen Bildungsgütern!" — diese Worte sollten mit ehernen Lettern über jeder Schule, jeder Bildungsanstalt stehen.

Wie aber sollen wir diese Aufgabe erfüllen, wenn die „geistige Werbekraft" versagt, wenn man die „rohe Gewalt" scheut und wenn der „Gesinnungsdruck" vermieden werden soll?

Wir möchten doch glauben, daß es ohne den letzteren nicht geht. Letzten Endes ist Gesinnung das feste Bekenntnis zu seiner Weltanschauung, zu dem „hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Sollen wir darauf verzichten, zwischen Weltanschauung und Weltanschauung zu unterscheiden, sie verschieden zu werten, dann kommen wir zu dem Standpunkt des überparteilichen Betrachters, für den der Bolschewismus „auch eine Weltanschauung" ist, die ihr Eigenrecht in sich trägt. Aber der Betrachter ist kein Täter. Ganz ebenso, wie der Staat unbedingt das Recht hat, den offenkundigen Feind jeglicher staatlichen Ordnung, den Kommunisten vom Recht der Mitregierung auszuschalten, ebenso hat die Gesinnungsgemeinschaft das Recht, diejenigen Elemente auszuschalten, die gesinnungsmäßig auf völlig anderem Boden stehen. Gewiß, logisch beweisbar ist das Vorrecht einer idealistischen Weltanschauung vor einer materialistischen nicht, ihr objektiv höherer Wert läßt sich nicht beweisen. Wohl aber scheint uns ein Gradmesser für die Höhe einer Weltanschauung darin zu liegen, welchen Repräsentanten deutschen Geistes- und Seelenlebens, deutscher Kultur wir Ehrfurcht zollen, wer unser Vorbild ist, an welche Werte unserer deutschen Kultur wir glauben.

Wer einem Goethe Thomas Mann oder Gerh. Hauptmann vorzieht, wer sich lieber von Marx als von Bismarck sein politisches Glaubensbekenntnis vorschreiben läßt, dessen Gesinnung werden wir mit dem gleichen Recht bekämpfen und womöglich zum Schweigen bringen, wie etwa den Verfechter einer Glücksethik sans phrase gegenüber einem solchen der Opferethik. Das Stufenreich der Werte verlangt, fordert eine solche Unterscheidung.

Wenn auch der Verf. darin vollkommen recht hat, daß die Grenzen zwischen Kultur und Zivilisation fließend sind, daß wir ebenso von einer Tragödie der Kultur, wie der der Zivilisation sprechen können, so scheint uns auch hier eine, wenn auch schematische annähernde Grenzziehung möglich. Es liegt doch ein prinzipieller Gegensatz zwischen dem Tun aus Nützlichkeitsgründen und dem Tun aus einem schöpferischen Wahrheits- und Erkenntnisdrang, wenn auch diese rein schöpferische Tat nützlich sein oder werden kann.

Das Verhältnis ließe sich etwa an der künstlerischen Tätigkeit illustrieren: ersteres entspräche der Kunst als Mittel des Broterwerbs, letzteres der Kunst als Drang zur Darstellung eines Wahrheitsgehaltes der Seele — der eigenen sowohl wie der des Objektes. Je geringer der greifbare Nutzeffekt einer Leistung bei unzweifelhaft geistigem Wert, um so höher steht sie als Kulturtat. Bei dieser fehlt jede Spur des Tragischen im obenerwähnten Sinn, denn sie erstarrt nicht zu drückender Last für den Menschen, sondern erhebt — die Matthäuspassion, der Kölner Dom, Hamlet, Faust. Je mehr die Kultur sich aber dem Bedürfnis anpaßt, d. h. Nützlichkeitswerte bringt, um so mehr sie stofflich belastet erscheint, um so schneller wird sie Zivilisationsgut, wird Scheidemünze im Menschenverkehr, d. h. sie verliert ihre Seele und wird Apparat, Maschine, Ersatz (Kino, Radio usw.).

Wieder lebendig machen, beseelen läßt sich die Zivilisation nicht, aber wir sollen in ihr nicht das Endziel, nicht ihr Angenehmes und Nützliches als Endzweck, sondern als Mittel und Weg zu einem höheren Ziel ansehen. Dieses Ziel allein ist entscheidend auch für unsere Stellung zum Druck der Zivilisation, der Wirtschaft und der Politik, nur dieses kann auch den Menschen wieder frei machen [1]).

Wenn wir in den obigen Schlußbemerkungen weniger objektiv, weniger betrachtend erscheinen, als der verehrte Verf. des Aufsatzes, und auch gelegentlich nicht vor „Gesinnungsdruck" zurückscheuen, so legt uns die heutige politische und wirtschaftliche Notlage eine solche Verpflichtung nahe, und insbesondere uns vom kulturpolitischen Lager, da es den Anschein hat, daß weder die rein politische oder rein wirtschaftliche Diskussion an der gegenwärtigen Lage etwas ändert, sondern allein die Besinnung auf unsere tiefsten kulturellen Aufgaben. R. v. E.

---

[1]) Vergl. hierzu „Geistesarbeit" 1930, Nr. 7. R. v. Engelhardt, „Der Mensch als Gestalter der Welt."

Eugen Diesel: „Die deutsche Wandlung".

Von W. Stillmark.

Der Untertitel dieses Buches lautet: „Das Bild eines Volkes", und er hält vollkommen, was er verspricht. „In diesem Buche ist versucht, den Hauch der Dinge, den farbigen Abglanz und geistigen Firnis, der über Land und Volk liegt, zur Rede zu zwingen." Beim Lesen dieser hervorragenden, ja in ihrer Tiefe einzigartigen Schilderung deutschen Lebens hat man das Gefühl, daß hier mit außerordentlichem Scharfblick hinter der Oberfläche der Erscheinungswelt das tiefste Wesen erkannt und in meisterhafter Form dargestellt ist.

In der Einleitung ist das tragische Geschick des deutschen Volkes bereits kurz angedeutet: es ist das „Volk ohne Schema", in einem Lande lebend, das kein klares und entschiedenes Raumgebilde ist; ein Volk, dessen Geschichte eine „ewige Auseinandersetzung" ist, da ihm der Mittelpunkt der bewegenden Kräfte fehlt. Es folgt eine wundervolle Schilderung des deutschen Landes, seines Gefüges, seiner Luft und Natur, des Waldes, der Kulturlandschaft. Es wird gezeigt, wie sich die moderne Maschinenlandschaft in unheimlichem Gegensatz zu der Natur und der Kulturlandschaft aus versinkender Zeit immer stärker ausprägt, wie dadurch die Natur auch immer mehr zur „Erholungslandschaft" für den Großstadtmenschen umgewandelt wird. Herrlich ist die Schilderung der deutschen Stadt, wobei auch einige ganz besonders charakteristische Stadtbilder kurz und treffend dargestellt sind. Mir ist aus der ganzen Literatur über diese Dinge kein zweites Beispiel bekannt, wo das, was man die spezifische „Seele" einer Stadt nennen könnte, so überzeugend und anschaulich, mit nur wenigen, dafür aber überaus treffenden Strichen hingezeichnet wäre. Dasselbe läßt sich von der Darstellung des deutschen Menschen sagen, von der Charakteristik der einzelnen deutschen Stämme und der Schilderung des äußeren Lebensstils und der seelischen Artung, mit all ihrer inneren Unsicherheit infolge des Fehlens eines bestimmten seelischen Mittelpunktes; aus diesem Mangel leitet der Verfasser z. B. die Vorliebe des Deutschen für Sachlichkeit, Ordnung, Recht, Soldatentum und — Titel her, alles Dinge, welche von außen her das Fehlen eines inneren Formtriebes kompensieren sollen.

Durch Vergleiche mit dem Verhältnis anderer Völker zur Arbeit wird die besondere deutsche Arbeitsstimmung mit ihrer Energie und Gewichtigkeit, ihrer Universalität und ihrer Wertschätzung der Arbeit um ihrer selbst willen dargestellt. Das tragische Schicksal, das fast jedem deutschen Genie beschieden war, erhält seine Erklärung dadurch, daß die anderen, formsichereren und fester gestalteten Nationen ihren großen Vertretern einen viel festeren Rahmen bieten, in den sie ihre besondere Eigenart hineinstellen können; der deutsche Genius ist dagegen weniger national gebunden, dafür aber auch einsam und oft unverstanden, dafür aber haben die Großen des deutschen Geistes auch viel mehr allgemein-europäisches Gepräge.

Über den Zustand der deutschen Bildung, die ein Zuviel an Wissen und einen Mangel an wirklich geformtem Geistesleben aufweist, über den Betrieb der deutschen Wissenschaft, über die Art des deutschen Zusammenhaltens (Behörde, Recht, Partei, Verein, ungeklärte Vaterlandsliebe) handelt eine Reihe von interessanten Kapiteln, ebenso von der Zwiespältigkeit des deutschen Glaubenslebens, die der Verfasser in geistvoller Weise zum Teil davon herleitet, daß über dem südlichen Deutschland bis zum Limes ein doppeltes Rom (kulturell und später kirchlich), über Deutschland, jenseits des Limes dagegen nur ein einfaches, nur das kirchliche Rom lag, das im Lauf der deutschen Entwicklung abgeschüttelt werden konnte. — Die bisher erwähnten Abschnitte der Bücher bilden gewissermaßen die Einleitung zum letzten: „Vom neuen Schicksal".

Das Deutsche Reich von 1871 hatte seine charakteristische Prägung, entsprechend seiner Entwicklung, durch den Offizier und den Beamten erhalten; dazu kam bald als dritter Pfeiler die Industrie: es war ein gewaltiger äußerer Aufstieg, aber verbunden mit innerer Verödung und Mechanisierung und schweren inneren Gefahren, z. B. der sozialen Frage und vielen ungelösten Gegensätzen. So war das Deutsche Reich nicht die Erfüllung, sondern nur „das Eingangstor zur großen deutschen Prüfung". Der Beginn des Weltkrieges ist noch umrauscht von der Romantik früherer Kriege; aber eine scharfe Grenze beendet die bisherige weltgeschichtliche Rolle des Krieges in dem Moment, da die Schlacht zur Materialschlacht wird, da die Maschine den Menschen verschluckt. Nach dem Zusammenbruch zeigte es sich, daß die alten verschwundenen Bindungen doch zu äußerlicher Art gewesen waren und daß dem Volke jetzt die feste Idee, der innere Zusammenhalt, fehlte. Aus den Trümmern steigt das zusammengedrückte Reich, „Gerüstdeutschland", empor, das auf einmal unheimlich eng geworden ist. Und doch beginnt sich der Fleiß und der Wille von neuem zu regen und zu arbeiten: so geht das deutsche Volk in die neue Zeit hinüber, eine Zeit, die bestimmt ist durch den Sieg der Maschine. Der Sieg der Technik, der Kraft und der Masse, beginnt die gesamte Welt umzugestalten, und in dieses Reich der Maschine sind alle Völker eingekuppelt, die Sieger und die Besiegten. Auch das Staatsdenken ist aufs schwerste von dieser Umwälzung betroffen: „All die Notwendigkeiten, die Bindungen, durch welche die Staaten früher geschaffen wurden oder wuchsen; Grenze, Verkehr, Masse, Ernährung, Herrscherhaus, Idee in kleinen oder großen Gruppen, all diese Bindungen, die doch auch ein wesentliches Teil der nationalen Stimmungen und Werte ausmachten, sind hinfällig oder sind gewandelt". Aber die Maschinenzivilisation ist nicht imstande, neue wesentliche Bindungen zu geben: sie schafft nur Gemeinschaften ohne Seele. Daher besteht immer noch die Gefahr großer, ja katastrophaler Explosionen, es ist ein Schwebezustand eingetreten, der viele Möglichkeiten in sich birgt. Der Verfasser gibt eine umfassende Schilderung dieses gegenwärtigen Zustandes Deutschlands, der durch seine völlige Unbestimmtheit charakterisiert erscheint; als feststehend ist nur die „Zer-

störung der deutschen Wirtschaftsachse" anzusehen; aller trügerische Glanz kann darüber nicht hinwegtäuschen, denn neben eisernem Fleiß und scheinbar erfolgreicher Arbeit gibt es eine unübersehbare Menge Not und Elend. Dazu kommt eine geradezu unerhörte Geisteswirrnis, eine Überspitzung und Zerspaltung der Problematik des geistigen Lebens, in der kein Mensch sich mehr zurechtfinden kann, ein Zustand, den der Verfasser mit „Gehirnfieber" richtig bezeichnet. Es gibt überhaupt keine unumstrittenen geistigen Werte mehr; daher sieht auch die Jugend keinen festen und klaren Weg vor sich, nicht einmal etwas, wogegen sie opponieren könnte. Aus diesem chaotischen Zustand ergibt sich der einzige Glaube, der ein feststehendes Objekt hat: der Glaube an die Technik. Dieser Glaube droht aber den Menschen seines höchsten Wertes, der eigenen Persönlichkeit, zu berauben und ihn nur zum Nutznießer, dadurch aber auch zum Sklaven der Maschine zu machen. Die gewaltige Bedeutung der Technik offenbart sich im technischen Stil der „neuen Sachlichkeit", in der Organisation der Gesellschaft nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, im neuen Typus des Generaldirektors, welcher der eigentlich repräsentative Typ dieses technischen Zeitalters ist.

„Der technische, der organisatorisch-mechanistische Gedanke ist dort, wo er an die Seele zu greifen beginnt, das eigentliche Problem unserer Zeit geworden"; auch das staatliche Leben erhält im Gebiete der Verwaltung diesen Stempel der Überorganisation, während der Staat im politischen Sinne ein zerfließender und sich zersetzender Parteistaat wird.

Und nun die Zukunft? „Wir sind nicht ganz ohne Hoffnung. In der Mitte von Europa dröhnt eine Versuchswerkstatt, worin die Aufgabe gelöst werden soll, nicht nur, wie siebzig Millionen auf engem Raum in einer ganz neuen Zeit, in einer vollkommen aufgeteilten Welt, zwischen den gleichfalls schwellenden Menschenscharen der anderen Länder leben sollen, sondern auch, ob sie als Volk in einiger Innigkeit, Echtheit und Freude zu leben vermögen". Deutschland hat noch die Aufgabe vor sich, die andere Völker für sich zum Teil schon gelöst haben: die Aufgabe, Volk zu werden, denn bisher war es ein „vielstrebiges, wenn auch wohlverwaltetes, stellenweise von schönen Einheitlichkeiten verklärtes, aber zugleich von offenkundigen Formlosigkeiten zerrissenes Gebilde". Dabei hat Deutschland die große Möglichkeit, diese Volkwerdung in einer für ganz Europa gültigen Weise zu vollziehen, da es ein Land mit allen europäischen Bestandteilen im geographischen und geistigen Sinne ist. „Was für geschichtliche Zufälle und Ereignisse die Volkwerdung hemmen oder fördern werden, wissen wir nicht. Jedenfalls ist es ein Vorgang, der über viele Jahrzehnte hinlaufen wird". Im Zusammenhang mit der neuen Volkwerdung wird sich auch eine neue Vaterlandsliebe entwickeln, die an die Stelle der verbrauchten Formen treten wird. Der neue Vaterlandsbegriff wird nicht mehr am Raume haften, denn die Menschheitsgeschichte geht einer planetarischen Epoche entgegen, sondern an der Qualität des Volkes. „Je mehr das Volk für den Einzelnen, der Einzelne für das Volk bedeutet, je mehr Möglichkeiten sich bieten, in einem

Volk groß zu sein, je mehr das Volk für die Welt, für die anderen Nationen bedeutet, umso näher steht sie dem Höchsten, was zu leisten einer Nation überhaupt beschieden sein kann." Nietzsches prophetisches Wort: „Alles strebt nach einer Synthese der europäischen Vergangenheit in höchsten geistigen Typen" zeichnet diese deutsche Aufgabe vor, die Aufgabe, durch Beherrschung der Gesamtzustände des Lebens, auch mit Einbeziehung der bisher oft menschenfeindlichen Gewalten der Technik, zu einer neuen, höheren nationalen Geistigkeit zu gelangen.

Erlesenes: „Das Chaos der Bücher".

Von H. Petersen.

„Die Krisen und selbst ihre Fanatismen sind als echte Zeichen des Lebens zu betrachten, die Krisis selbst als eine Aushilfe der Natur, gleich einem Fieber, die Fanatismen als Zeichen, daß man noch Dinge kennt, die man höher als Habe und Leben schätzt". „Ungeahnte Kräfte werden in den Einzelnen und in den Massen wach und auch der Himmel hat einen anderen Ton. Was etwas ist, kann sich geltend machen, weil die Schranken zu Boden gerannt sind oder eben werden." „Überhaupt geschehen alle geistigen Entwicklungen sprung- und stoßweise, wie im Individuum, so hier in einer Gesamtheit. Die Krisis ist als ein neuer Entwicklungsknoten zu betrachten." Jacob Burckhardt schrieb diese Sätze in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen". Uns dürfen diese Worte unverkennbar hoffnungsvoll stimmen angesichts der großen geistigen Krise, in der wir heute stehen. Es liegt Schicksal in der Luft. Nach mehr als 10 bitteren Jahren schlägt das Volkstum wieder die Augen auf. Wären nicht die Zeichen einer Umkehr von der Zeit blutleerer Wahngebilde vielerorts deutlich spürbar, eine Abwendung von der Macht des Geldes, vor der man auf den Knien lag, wieder zurück zu den wahren Werten des Lebens — die heutige Zeit könnte uns nicht mehr von ihrer Notwendigkeit überzeugen. Nun aber hat der Himmel „einen anderen Ton". Der Boden ist in Deutschland bereit. Politisch sowohl als auch geistig. In dem Ringen um Gestalt und Gesicht der heute sich ständig wandelnden Zeit, wenn auch noch in den Umrissen schwer erkennbar, tauchen ewige Gesichte und Werte wieder auf „vor denen die gültigen fragwürdig werden und verblassen". Ein Wandlungsprozeß vollzieht sich im Volk, „die Wendung nach innen". Es gibt wenig Chancen mehr im wirtschaftlichen Leben, aber selbst dort, wo sie sich bieten, „beginnt die Elite des Volks sie als fremd zu empfinden und sie auszuschlagen". Die materiellen Werte, die die heutige Zeit zu vergeben hat, locken nicht mehr, weil der Preis dafür zu hoch ist und immer mehr Menschen unerschwinglich erscheint. Gefordert wird: „restlose Aufgabe der Persönlichkeit, völlige persönliche Abhängigkeit, freiwillige Einspannung der Individualität in den Rhythmus der Maschine". Die Menschen aber sind des Tempos müde, sie wollen wieder Ruhe und Freiheit haben. Das Tempo „übertäubt nicht mehr jene Fragen, die immer die

gleichen waren, seitdem Menschen existieren: wie es denn mit dem Leben ist, und wie mit dem Tode, und wie es mit dem Schicksal ist und wo Gott ist". Entnommen sind die angeführten Stellen dem Oktoberheft 1930 der vorzüglichen Monatsschrift von Eugen Diederichs „Die Tat".

Man wird sich die Tatsache der geistigen Lage in Deutschland nur zu gern durch obiges bestätigen lassen. Die Krisis ist ein Entwicklungsknoten, der Boden ist bereit, die Menschen — oberflächlich und scheinbar uninteressiert — dürsten nach wahrer Führung. Gut ausgebaute Ideen und dauernde Gedanken müssen nun an die Volksstimmung herangetragen werden. Und dieses geschieht durch Bücher und Zeitschriften. Aber schon zeigt sich etwas, was angesichts der gegenwärtigen Lage von einschneidender Bedeutung ist: es fehlt an verantwortungsvoller Führung. Nicht, daß sie gar nicht vorhanden wäre, aber die wesentlichen Dinge sind noch überdeckt von einer Flut literarischer Erzeugnisse, der das Volk ratlos ausgesetzt ist. Es bleibt dem Zufall überlassen was es davon erhascht. Das geistige Werk der Nation liegt gedruckt vor, es ist aber nicht zu übersehen, es ist von dort aus nicht möglich, die Frage zu stellen, an welcher Stelle des Entwicklungsprozesses sich die Nation befindet; es ist von dort aus auch nicht möglich, Kräfte aufzuzeigen, die sich durchsetzen werden oder ein klares Ziel zu sehen. Eugen Diederichs schrieb im Oktober 1929 in der „Tat": „Überblickt man heute das geistige Leben der Nation, so scheint es vielgestaltiger und reger zu sein, denn je. Quantitativ ist die Zahl der Werke und Bücher, die jährlich erscheinen, im Anwachsen. Und trotzdem . . . . bekommt die Produktion etwas Maschinelles." „Im Bereich des Geistes selbst herrscht eine verdächtige Stille, ein Totengeruch . . . Die Zahl derer, die den Willen und die Fähigkeit haben, das Leben ihres Volkes im Worte zu gestalten, schrumpft zusammen und man hält vergeblich Ausschau nach dem Ansturm der neuen Kräfte, die neue schöpferische Werte herausbringen."

In einem Aufsatz von Hans Thomas, betitelt „Das Chaos der Bücher" im letzten Dezemberheft der „Tat" wird diese ganze Frage eingehend erörtert. Es ist im wesentlichen etwa folgendes. Die literarische Maschinerie läuft leer, seit die Ideen nicht mehr festzuhalten sind. Das liegt daran, daß es in Deutschland keine führende geistige Elite wieder gibt, daß auf allen Gebieten des Geistes ein Zerfall in zwei feindliche Lager eingetreten ist und daß der alte maßgebende Stil nicht mehr vorhanden ist; auch ein neuer Stil ist nicht da. Der sogenannte neue Stil existiert eigentlich nur durch den Protest gegen den alten, formt aber noch nicht unbeeinflußt an einem Neuen. Fast auf allen Gebieten des Geistes halten sich „Thesis und Antithesis die Waage", das bedingt einen Stillstand der Entwicklung, der noch durch die große Zahl all derer verschärft wird, die durch endlose Enttäuschungen hoffnungslos geworden, weder für Ja noch für Nein zu haben sind. Die wenigen führenden Köpfe hüben und drüben halten sich die Wage, — eine breite führende geistige Schicht sucht man vergeblich; die Masse führt, der Geist ist demokratisiert. Das hat zu einer allgemeinen Nivellierung geführt, zu einer „grauenhaften Entwertung

des Geistes", zu einem Abstieg, der scheinbar noch fortdauert. — Es wäre dieses alles nicht so sehr schlimm, denn Deutschland befindet sich nach dem verlorenen Krieg „inmitten der Gärung und Umbildung", diese vollzieht sich immer erst in Jahrzehnten und noch sind nur die ersten zehn Jahre um. Aber eins verschärft die Situation in wesentlichem Maße, das ist die „Kapitalisierung des Geistes". Der Geist wird industrialisiert, wie alles andere auch; die Maschine, der Produktionsapparat — sie wollen arbeiten, produzieren. Aus der Überlegung heraus, daß das schöpferische Angebot gering und die Nachfrage nicht größer ist, kann doch keine Verringerung der Produktion vorgenommen werden, denn der Apparat und die Maschinen müssen sich bezahlt machen. Die Maschine verschlingt den menschlichen Geist. Es sind Zeiten und Perioden denkbar, „wo Schöpfertum und Gestaltungsgabe in den Wehen oder Krämpfen liegen, wo eine schöpferische Pause in dem geistigen Leben eines Volkes eingetreten ist, in der die Produktion lahmliegt". Dieser Zustand kann entspannen, neue Kräfte sammeln, die der Zukunft zugute kommen. Dem ist aber heute nicht so, denn die Maschinen zerschlagen diese Pause, sie wollen arbeiten, sie müssen Nahrung haben; und sollten die wirklichen Schöpfer aussterben, so werden künstliche an ihre Stelle treten, denn der Betrieb darf nicht stillstehen; das würde kapitalistisch Verfall bedeuten, wenn es auch geistig „Leistung und Abstand", also etwas ganz anderes, ist. In diesem Zusammenhang sei an den österreichischen Architekten Adolf Loos erinnert, der schon vor dem Kriege auf den Sinn der Industrialisierung aufmerksam gemacht hat; daß nämlich die Tendenz der Industrie darin liegt, immer Neues zu produzieren und das alte dem Verfall zu überlassen; ja noch mehr: das Neue wird bewußt nur für kurze Dauer berechnet, denn es muß weiter produziert und die Möglichkeit für Absatz geschaffen werden. Dasselbe gilt auch von Büchern. „Es ist grauenhaft, sinnloser Anblick heute, die literarische Produktion zu verfolgen. Sie zerschlägt das wahre Schöpfertum, sie vernichtet die Aufnahmefähigkeit der Massen und sie schafft eine allgemeine Verflachung und Verödung, in der die Werte immer fadenscheiniger und billiger werden. Das Schicksal der Maschine vollendet sich auch im Geiste und es werden sehr starke Kräfte erforderlich sein, es wird eine ungeheure Selbstbesinnung und Selbstbeschränkung, ein Hinuntertauchen des Menschen in sich selbst notwendig sein, um diesen Prozeß allgemeinen Verfalls aufzuhalten". Wie wahr klingen da die Worte Rilkes an den jungen Dichter, wenn er von dem Reifen des Künstlers spricht, das heute bei dem Tempo der Produktion als Unding erscheint: „Lassen Sie Ihren Urteilen die eigene, stille, ungestörte Entwicklung, die, wie jeder Fortschritt, tief aus uns kommen muß und durch nichts gedrängt und beschleunigt werden kann." Und weiter: „Künstler sein heißt: nicht rechnen und zählen; reifen wie der Baum, der seine Säfte nicht drängt und getrost in den Stürmen des Frühlings steht ohne die Angst, daß dahinter kein Sommer kommen könnte. Er kommt doch. Aber er kommt nur zu den Geduldigen, die da sind, als ob die Ewigkeit vor ihnen läge, so sorglos still und weit."

Fassen wir noch einmal zusammen: Es gibt in Deutschland heute noch keine führende Elite, die irgendwie Richtung weisen könnte, und es gibt keinen einheitlichen Stil. Vorläufig brodelt noch alles durcheinander. Obgleich die literarische Produktion kein annehmbares Niveau noch Grundtendenzen aufweist, wird ebensoviel an Büchern gedruckt, wie vor dem Kriege und doppelt soviel wie in den anderen großen Kulturländern. Nun aber entsteht, angesichts dieser fabelhaften Produktion die Frage: wer führt nun und wer beeinflußt denn eigentlich das Volk? Es gibt da drei Mittel, die schon zu Anfang der Betrachtung genannt wurden: Bücher, Zeitschriften und Zeitungen. Die alten Buchverlage können angesichts ihrer eigenen Kapitalisierung diese Aufgabe der planmäßigen Beeinflussung kaum erfüllen. Sie standen vor 1918 auf dem alten Kultur- und Geistesfundament, „von dem sie ihre jeweils besondere Nüancierung ableiteten". Nach dem Zusammenbruch dieses geistigen Bodens blieb den Verlagen nur zweierlei zu tun übrig: sich innerhalb der chaotischen Zeit eine feste, totale Weltanschauung und geistige Gesamthaltung zu schaffen oder das zu verlegen, was gerade aktuell war. In den meisten Fällen wählte man das letztere, oft notgedrungen, weil die Kapitalisierung zum Weiterproduzieren von Büchern zwang und die schöpferischen Kräfte nicht so ohne weiteres aus dem Boden gestampft werden konnten. Früher wußte man um die Eigenart eines jeden Verlages, heute verwischen sich die Grenzen immer mehr und es tritt das im Gebiet des Geistes besonders unheilvolle Konkurrenzprinzip auf. Man produziert durcheinander und gegeneinander. Das ohnedies disziplinlose Publikum wird durch diese Disziplinlosigkeit der Verleger, die sich nicht auf eine geistige Richtung festlegen können, vollkommen verwirrt. Verschärft aber wird diese chaotische geistige Situation noch durch die Wandlung der Käuferschicht der Verlage; die geistige Elite, die noch aus der alten Zeit in die Nachkriegszeit hineingewachsen war, schwindet fast völlig, die neue Leserschicht stellt immer geringere geistige Ansprüche. Ihre Genügsamkeit „schreit zum Himmel". Die Popularisierung breitet sich sehr schnell aus, durch sie wird die gefährliche Tendenz zur allgemeinen Nivellierung wirksam unterstützt. — Es blieben noch die Zeitungen und die Zeitschriften. Letzterer soll am Schluß Erwähnung getan werden, während von den Zeitungen in diesem Zusammenhang getrost geschwiegen werden kann, denn sie haben fast restlos auf die Beeinflussung der Massen verzichtet und sie bejahen ziemlich ausnahmslos das kapitalistische Prinzip.

Wo aber ist nun der Ausweg aus diesem Chaos? Die Verlage können ihn in zwei Aufgaben finden, es sind: „eine neue geistige Fundierung" und eine „neue Abgrenzung und Sammlung der Leserschichten". Verfolgt man geschichtlich den Verlauf ähnlicher Krisen, wie wir sie heute erleben, so sieht man „überall eine gewisse einheitliche Gesetzmäßigkeit". Ist der kulturelle Gemeinschaftsboden zusammengebrochen, so wird das Individuum auf sich selbst zurückgeworfen. Die Masse versinkt im Chaos und nur wenige Individuen mobilisieren neue Werte und halten sie der Zeit entgegen. Und während das Chaos

noch waltet, wachsen unbemerkt neue lebensfähige Zellen heran. Sie festigen und gründen sich, verlassen ihre Isolierung und treten mit anderen zur Zusammenarbeit ein. Es entstehen Kreise und größere Gemeinschaften, die zueinander finden. So bildet sich allmählich ein neues geistiges Fundament, das zuletzt auch die allen gemeinsame Idee tragen kann, „die ihrerseits nun wieder den Zusammenhalt des neuen Bodens verstärkt, indem sie ihm einen neuen Glauben und neuen Mythus gibt". Wir befinden uns heute bereits in der Etappe, in der sich Kreise Gleichgesinnter finden, die einen neuen Gemeinschaftsboden haben und eine neue Weltschau. Zu ihnen müssen die Verlage den Weg finden und den Zusammenhang wahren, denn sie sind deren geistige Grundlage und geben ihnen einen geschlossenen Leserkreis. Und weiter gedacht, wächst aus ihnen jene Schicht, von der Diederichs 1929 schrieb, daß sie „durch Verantwortungsgefühl gegenüber unserem geistigen Erbgut alle Gruppen und Stände im Willen ergreift und diesen Willen zu einer Gemeinschaft des Denkens" ausbildet.

Und hier setzt die große Bedeutung der ernsten Zeitschrift ein, die heute gewissermaßen „zum eigentlichen Mittel des neuen Kristallisierungsprozesses geworden" ist. Die ernsten Zeitschriften sind die wenigen Stellen, an denen heute noch bewußt verantwortlich gearbeitet wird. Sie sind ein Band zwischen den einzelnen Kreisen und sie erfüllen auch die Aufgabe der Disziplinierung des Geistes, denn sie vermitteln dem Leser eine einheitliche Haltung zu den Geschehnissen des Tages. Darum sind sie heute unumgänglich. Aber sie kämpfen auch schwer mit den Mächten der Zeit. An ihnen und ihrer Verbreitung kann man den Stand der geistigen Höhe eines Volkes messen, besser als an Büchern. Der Herausgeber der vorzüglich geleiteten katholischen Monatsschrift „Hochland" machte vor drei Jahren auf die Bedeutung jener Schicht aufmerksam, die „zwischen der Wissenschaft und einer gebildeten Leserwelt geschmackvoll und zuverlässig" vermittelt. Diese Schicht kommt einzig und allein in den wenigen ernsten Zeitschriften zu Wort und wir sollten ihr mehr Gehör schenken, als es im ganzen der Fall ist. Sie ist von größter Bedeutung für die Ausbreitung einer weltanschaulich bestimmten Geistigkeit, denn nicht die Gelehrten schaffen die geistige Atmosphäre, sondern die Schriftsteller, „die das Wissen ihrer Zeit einer gebildeten Leserschaft mundgerecht und faßbar zu machen die Gabe haben". Aber auch sie sind nichts ohne die aufnahmebereite Leserschaft.

Wir brauchen diese weltanschaulich bestimmte Geistigkeit, das Fundament, das die gemeinsame Idee tragen kann, die den Zusammenhalt des Bodens verstärkt, bis der Himmel einen anderen Ton erhält und bis sich immer mehr Kreise und Gemeinschaften bilden, in denen man „noch Dinge kennt, die man höher als Habe und Leben schätzt".

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 3 | Freitag, den 20. März 1931 | 7. Jahrgang

Der Glaube an die Wissenschaft.

Von R. v. E.

Auf den ersten Blick erscheint es nicht recht verständlich, warum es gerade unserer Zeit beschieden war, an ihrem Glauben an die Wissenschaft irre zu werden. Jedem auch nur oberflächlich mit irgendeinem Wissenschaftsgebiet Vertrauten wird der ungeheure Umfang und zugleich die erstaunlichsten Forschungsresultate der wissenschaftlichen Arbeit im Laufe der letzten Jahrzehnte imponieren, und er wird sich die Frage vorlegen, ob wir nicht doch bei gleichbleibendem Fortschrittstempo der Denkarbeit einst an die letzten Pforten der noch ungelösten Geheimnisse werden klopfen dürfen, ja auch endlich diese letzten entschleiern?

Immer mehr und mehr klärt sich vor der Arbeit des Spatens das Dunkel, in dem bisher tausendjährige alte Kulturen schlummerten, ihre Symbole, ihre längst verstummte Sprache werden zum Reden gebracht, altersgraue Erdschichten lassen uns Blicke in seltsame Tier- und Pflanzenwelten tun, die Welt phantastischer Sage und Legende wird zu einer gewesenen Wirklichkeit, der Mensch aber als Erbe und Träger einer Jahrtausende alten Vergangenheit wird von diesem seltsamen Wellengang der Geschichte, Glanz und Niedergang der Kulturen selbst ein Zweifler, und der Glaube an seinen unendlichen Fortschritt und Aufstieg wird stark erschüttert. Warum, weshalb mußten diese reifen Kulturen, die wir mit staunender Ehrfurcht betrachten, sterben, warum erloschen die ins Ungeheure gesteigerten Gestalten einer versunkenen Tier- und Pflanzenwelt? Welch ungeheure Menge von Wissen um diese längstvergangenen Welten hat der menschliche Forschergeist gerade im letzten Jahrhundert aufgehäuft, daß kaum mehr ein Mensch imstande ist, diese Wissensmenge zu übersehen!

Hat so der Menschengeist die Frage nach seinem Woher trotz aller das Dunkel der Vorzeit erhellenden Erkenntnis nicht beantworten

können, bleibt heute noch der Lösung des Rätsels ein weiter Spielraum von Glaube und Hypothese offen, so strebt sein Wissensdrang doch immer weiter und tiefer in die Geheimnisse des eigenen Seins und Werdens, und die seiner Gegenwart und Umwelt, um die letzten Gründe für seine Wesensart, für die Grenzen seines zu erstrebenden Herrschaftsbereiches abzustecken, Sinn und Aufgabe seines Daseins wissenschaftlich zu ergründen! Und wenn es ihm gelungen ist, nun die gesetzmäßigen Beziehungen zwischen Außenwelt und Innenwelt, zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus weitgehend zu erhellen, wenn er auf mühevollen Forscherwegen geheimen Kräftewirkungen auf die Spur kam, für die unser Organismus keinen spezifischen Registrierapparat besitzt — wie ultraviolette Strahlen, Röntgen- und Radiumstrahlen, wenn er Mittel und Wege fand, auch diese noch vor kurzem völlig unbekannten Kräfte in seinen Dienst zu zwingen, ihren lebengefährdenden Charakter auszuschalten und sie zu den stärksten Hilfsmitteln im Kampf gegen lebenbedrohende Krankheiten umzuformen — dann freilich erscheint einem der Glaube an die unendliche Erweiterung unserer Wissensgrenze kaum mehr als phantastischer Traum, sondern als völlig und einzig berechtigte Haltung des heutigen Europäers.

Und unzweifelhaft liegt in diesem Glauben des Forschers ein Stück Heroismus, ein Heroismus, der geduldig und opferbereit Stück um Stück in mühevoller Arbeit zusammenträgt und zusammendenkt, um seinen Teil an dem Wunderbau des Wissens und der Erkenntnis des Weltsinns mitzuarbeiten, dessen Kuppel vielleicht erst nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden das Werk krönen dürfte.

Aber so lange wir nun trotz redlichsten Bemühens dieses Letzte noch nicht erfaßt, noch nicht das A und O dieses ungeheuren Apparates, den wir Welt nennen, einwandfrei bestimmen können, und zwar so, daß seine Deutung die gleiche bindende Beweiskraft besitzt, wie das schlichteste Rechenexempel — so lange werden wir uns doch in dieser unverstandenen Welt schlecht und recht zurechtfinden müssen, um überhaupt in ihr unseren Platz zu behaupten.

Wir wollen in einer nachfolgenden Betrachtung zeigen, daß bei unvoreingenommener Prüfung der augenblicklichen Lage der Wissenschaft, die Grenze des Erkennbaren für den heutigen Stand unseres geistigen Vermögens, sofern es unsere verstandesmäßige Logik umfaßt, offenbar auf manchen Gebieten erreicht scheint, daß wir schlechterdings gezwungen sind, bei immer vertiefterem Vordringen in die Geheimnisse der physikalischen, chemischen oder organischen Abläufe, auf unser gewohnheitsmäßiges kausales Denken zu verzichten und völlig andere Denkmethoden anzuwenden, die jenem diametral entgegengesetzt sind, wenn wir überhaupt diese Vorgänge verstehen wollen. Mit anderen Worten, wir messen diese Dinge, die scheinbar dem gleichen Gebiet stofflicher Veränderungen und Bewegungen angehören, mit zweierlei Maß, und kommen dabei auf unsere Rechnung — allerdings durch eine Art „doppelter Buchführung"! Und hierbei tritt nun das Auffallende ein, daß diese beiden mit völlig verschie-

denen Größen und Funktionen arbeitenden Rechnungsarten[1]), die keinerlei Übereinstimmung miteinander zeigen, doch unserer Annahme nach jener zu erkennenden Wirklichkeit nicht nur rein formal oder sagen wir symbolisch ähnlich sind, sondern sogar das Wesentliche, das Wesen dieser Wirklichkeit in ihrer Sprache darstellen sollen.

Ein Beispiel möge diese Behauptung verdeutlichen: jede vom Organismus geleistete körperliche Arbeit ist Energieverbrauch. Die Physiologie hat nun die subtilsten Methoden ersonnen, um den für eine bestimmte Leistung erforderlichen Energieumsatz und -verbrauch zu messen, und aus diesem Verhältnis den Bedarf des Organismus an Nahrungsmitteln als Kraftquellen seiner Arbeit zu berechnen. Nun ist die Folge der Arbeitsleistung Ermüdung, die, sei es den Verlust an Energiequellen, d. h. den Brennstoffmangel der Maschinerie anzeigt, sei es durch Anhäufung von gewissen von der Arbeit abhängigen Abbauprodukten des Körpers, dessen Arbeitsantrieb hemmt, in gewissem Sinne also eine Giftwirkung ausübt, die der Mensch als Ermüdung, als Unlust empfindet.

Dieser noch in seinen Einzelerscheinungen nicht restlos aufgeklärte, aber doch annäherungsweise berechenbare Vorgang, wird nun durch ein neues Moment unendlich viel verwickelter. Jeder von uns weiß es, daß eine Arbeit, auch die rein physische, die uns liegt und die uns zugleich Lust macht, unendlich viel leichter vonstatten geht, als eine nur widerwillig und unlustig geleistete. Diese führt weit schneller zum subjektiven Ermüdungsgefühl als jene. Auch bei jeder geistigen Arbeit tritt der gleiche Fall ein. Nun spielt aber bei jeder Arbeit ein geistiges oder psychisches Moment mit hinein, bei der Denkarbeit natürlich in weit höherem Maße, als bei der körperlichen.

Auf experimentellpsychologischem Wege läßt sich nun nachweisen, daß auch die Denkarbeit ähnliche Verhältnisse zeigt, wie die physische, d. h. daß nach einem langsameren oder schnelleren Aufstieg bis zur Höchstleistung, allmählig die Arbeitsintensität nachläßt und Ermüdung eintritt. Die Aufmerksamkeit erlahmt, die kurze Reaktionszeit zwischen Reiz und Antwort verlangsamt sich usw.

Aber diese Arbeit verlangt im Verhältnis zur Körperarbeit einen so geringen Energieumsatz, daß er kaum über die Grenze des Ruhewerts (d. h. den Energieumsatz des ruhenden Menschen) hinausgeht.

Vergleicht man nun aber die Höchstleistung des Denkens mit der des Weltchampions im Schnellauf oder irgendeiner anderen körperlichen Leistung, so tritt ein eigentümliches Mißverhältnis in dem Resultat zutage. Subjektiv kann der geniale Gedanke sofort zum Tatantrieb von höchster Stärke werden, während die körperliche Höchstleistung zu völliger Erschöpfung führt, d. h. die Tat hemmt. Objektiv hingegen ist der Gegensatz noch evidenter: während der Rekord in der körperlichen Leistung im besten Fall eine momentane Erregung der passiven Zuschauermenge her-

[1]) wie z. B. die beiden einander widersprechenden Hypothesen über die Natur des Lichtes, die Emissions- und Undulationstheorie, oder die kausale und finale Betrachtungsweise.

vorruft, kann der geniale Gedanke in gewissem Sinne eine „Welt aus den Angeln heben", das heißt zum auslösenden Moment für ungezählte physische und geistige Energien werden, die sich nun auf der freigewordenen Bahn auswirken [1]).

Stellen wir uns nun auf den Standpunkt des Physiologen, so wird nach seinem Maßstab des Energieverbrauchs gemessen, die Leistung des Denkers im Vergleich zu der des Weltchampions fast dem Nullwert gleichkommen.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß in dieser Rechnung irgendetwas nicht stimmt, daß wir offenbar auf falscher Fährte sind, wenn wir Waage, Metermaß und Stoppuhr, die bis zu einem gewissen Grade für die körperliche Arbeit als Maßstab gelten können, nun auch auf die geistige Leistung anwenden wollten und danach ihren Wert bemessen.

Man hat geglaubt — und viele glauben auch heute daran, daß der zahlenmäßige Wertmaßsttb der einzig gültige, beweisbare und einwandfrei objektive sei, und dieser Glaube hat uns dann mit der „genialen" Erfindung des Achtstundentages beglückt, jenem Wahrzeichen unserer „rationalen" Arbeitsmethoden, des Taylorsystems, der „neuen Sachlichkeit" und ähnlicher Dinge, die das wesentlichste Moment, das den Menschen von der Maschine unterscheidet, aus der Rechnung ausschließt, die Seele.

Wenn dem aber so ist, wie wir es oben zu zeigen versucht haben, daß die für die Körpervorgänge brauchbaren Maßstäbe ihre Gültigkeit auf seelisch-geistigem Gebiet völlig verlieren und wir den Wert der Gedankenarbeit nicht nach der Höhe des Sauerstoffverbrauchs und anderer chemischer Umsätze abschätzen können, so ist doch damit die Tatsache erwiesen, daß unser an der Gesetzmäßigkeit körperlicher Lebensvorgänge geschultes Denken auf die seelisch-geistige Seite dieser Erscheinungen keine Anwendung finden darf, sondern hier ganz wesentlich andere Bahnen verfolgen muß, wenn es nicht in den gröbsten Irrtum verfallen soll.

Nun sind aber — und das ist vielleicht die schwierigste Seite des Problems — fast alle, ja vielleicht dürfen wir sagen alle unsere Körperfunktionen mehr oder weniger mit seelisch-geistigen aufs engste verbunden, so daß wir oft nicht wissen, auf welcher Seite Ursache und auf welcher Folge liegt.

Und hier, bei dieser innigsten Verknüpfung beider Gebiete entsteht die große Frage, wo die Grenze für die eine und die andere Art unserer Denkgesetze liegt? Hier steht die Wissenschaft vor einer verschlossenen Pforte und mag sie sich noch so sehr bemühen, mit den subtilsten Instrumenten ihrer Forschungsmethoden wenigstens einen Spalt zu öffnen, so weicht gewissermaßen die Pforte immer wieder vor solchem Angriff zurück, um sich von neuem zu schließen. Es ist nun einmal so, wie Gustav v. Bunge es vor einem halben Jahrhundert als Aufgabe der Wissenschaft formuliert hat, daß wir von zwei Seiten her das Lebensrätsel in Angriff neh-

[1]) Selbstverständlich kann auch eine physische Leistung — wie z. B. die opferwillige Tat eines Helden unendliche Ketten von Ereignissen auslösen, aber diese Wirkung geht nicht von der physischen Leistung aus, sondern von ihrem Sinngehalt, ganz wie die des Gedankens.

men müßten, um nicht auf falsche Bahnen zu geraten: von außen her mit allen Mitteln und Methoden, die uns die Wissenschaft an die Hand gibt, um die geringsten Veränderungen zu registrieren, ihr verwickeltes Wechselspiel zu erhellen und die Gesetzmäßigkeit dieses äußeren Geschehens festzustellen — und von innen her, indem wir im Spiegel unseres eigenen Bewußtseins die Vorgänge der Aktivität — jenes Grundprinzipes des Lebens, an dessen Ursprung wir von außen her nicht heranreichen, sorgfältigst prüfen, die Bedingungen ihres Zustandekommens aufsuchen, rein psychologisch vorgehen, bis, — wie in einem Bergwerk, in welches die Stollen von zwei Seiten her geschlagen werden, einer die Hammerschläge des anderen vernimmt!

Wir dürfen heute mit Recht sagen, daß diese Arbeit insbesondere im letzten Jahrzehnt wieder weit mehr von beiden Seiten her in Angriff genommen wird, und der Glaube, allein auf dem sogenannten „exakt wissenschaftlichen" Wege — von außen her — dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, stark ins Wanken gekommen ist.

Hier nun hat auch die Philosophie ein gewichtiges Wort mitzureden, indem sie gewissermaßen über den Parteien thronend, zum nachdenklichen Schiedsrichter darüber gesetzt ist, den einander entgegengesetzten Denkmethoden ihr Arbeitsbereich zuzuweisen und Grenzüberschreitungen nach Möglichkeit zu verhüten.

Zum Schluß mag noch den unbedingt Wissenschaftsgläubigen eine Tatsache in Erinnerung gebracht werden, die in auffallendem Widerspruch zu ihrem Glauben an den in unabsehbarer Zukunft zu erwartenden, restlosen Einblick in den Weltsinn steht, falls wir uns nur geduldig ihrer Führung und ihren wissenschaftlichen Forschungsmethoden anvertrauen.

Das ist die seltsam rätselhafte Erscheinung des Genies, das unbeschwert von dem auf uns lastenden Wissensballast, ohne Kenntnis unserer heutigen Arbeitsmethoden, weit tiefere Einsichten in den Weltsinn gewinnt und aus diesen heraus der Forschung neue Wege weist, die erst nachträglich, nach Jahren und Jahrzehnten von der Wissenschaft als die einzig gangbaren erwiesen werden.

Wir wollen hier die Frage nach der geistigen Konstitution des Genies bei Seite lassen (über das Wesen des Genies vergl. die beiden Aufsätze in Nr. 5. und Nr. 6., des vorigen Jahrgangs „Geniale Menschen" und „Das Genie im Bilde"), und nur das Problem flüchtig skizzieren, sofern es mit den oben dargelegten Gedankengängen zusammenhängt.

Es ist eine Tatsache, an der wohl auch kein Wissenschaftler zweifeln wird, daß die klassische Epoche in Deutschland eine im Völkerleben nur selten erreichte Höhe geistigen Lebens und geistig schöpferischer Gedankenwelt darstellt. In dieser Höhenluft erblickten Gedanken das Licht der Welt, die nach Maßgabe des damaligen Standes der „exakten Wissenschaft" unzeitgemäß waren, und erst weit später von der wissenschaftlichen Forschung als fruchtbar erkannt wurden. In jenen Sehern und Propheten, einem Kant, Herder, Goethe, Schiller, den Humboldt's, Fichte, Schelling muß also ein geistiger Prozeß sich abgespielt haben, der keineswegs auf den heute üblichen

Bahnen wissenschaftlicher Forschung verlief, sondern weit unmittelbarer den Schleier lüftete, der das Geheimnis des Weltsinnes verhüllte. Wollten wir diesen geistigen Akt schlechthin als unerklärbares Wunder und Geheimnis gelten lassen, da er offenbar auf den heute üblichen Gang verzichtete, den wir als einzig zuverlässigen Erkenntnisweg anerkennen sollen, so steht das Genie in merkwürdigem Gegensatz zur Menschheit überhaupt, der sein Weg zum Verständnis des Weltsinnes verschlossen bleibt.

So scheint es aber nun um das Genieproblem nicht zu stehen. Wir haben immerhin Handhaben und Wege, uns wenigstens bis zu den Vorhöfen seines geistigen Sehertums hindurch zu tasten und damit erst erhält das Genie seinen unvergleichlichen Wert als Erzieher und Wegbereiter für die Menschheit.

Diese allgemeine Charakteristik des genialen Denkens mag ein einziges Beispiel von „Sehergeist" aus jener Epoche deutlich machen. In seinem berühmten Brief vom 31. August 1794 zeichnet Schiller das geistige Wesen Goethe's mit folgenden Worten:

„Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist das das Größte, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen." Und Schiller bezeichnet sich selbst Goethe gegenüber als „eine Zwitterart", die zwischen „Regel und Empfindung", „Begriff und Anschauung" zwischen „technischem Kopf und Genie" hin und herschwanke [1]).

Diese eigenartige Gegenüberstellung von technischem Kopf und Genie, der als speziellere Merkmale noch die Gegensatzpaare „Regel und Empfindung" und „Begriff und Anschauung" beigegeben werden, bedarf einer kurzen Erläuterung.

Schiller weist mit diesen Worten Empfindung und Anschauung dem Genie zu, während der technische Kopf auf Regel und Begriff verwiesen wird, wonach unzweifelhaft in Schiller's Augen der höhere Wert der Empfindung und Anschauung zufällt.

Der Weg der Wissenschaft geht sicherlich oft genug auch von der Anschauung aus, aber er führt über Regel und Begriff — wenn irgendmöglich unter Ausschaltung der Empfindung — zu weiterer Erkenntnis, denn es ist letzthin der Sinn der Wissenschaft auf möglichst zahlreichen Forschungswegen das Gesetz, oder die Regel zu finden, was wiederum nur möglich ist, wenn die bunte Fülle der Einzelerscheinungen unter einen oder wenige Begriffe gebracht war. So gehören etwa Begriffe wie Schwerkraft, Elektrizität, chemische Affinität, das Wärmeäquivalent, Energie zum Arsenal des wissenschaftlichen Denkens in der Physik.

Wenn es nun weiter heißt, daß nur dem Genie „das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann," erreichbar ist, so besteht dieses eben darin, daß es seine „Anschauung generalisieren" und seine „Empfindung zur Regel" erheben darf. Mit a. W., dem Genie wird jener umständliche Weg

[1]) Vergl. hierzu dieses Blatt, Nr. 5. 1930. „Geniale Menschen", p. 65.

des technischen Kopfes oder des Wissenschaftlers erspart, durch Trennen, Vergleichen, Messen, Wägen, Wählen und Urteilen das Wesen einer Erscheinung seiner Gesetzmäßigkeit nach zu begreifen, es unter feststehende Regeln und Begriffe zu bringen. Das geschieht beim Genie gewissermaßen unmittelbar im Akt der Anschauung und Empfindung.

Wenn diese beiden Funktionen aber nun nicht mehr dem Subjektiven verhaftet bleiben sollen, sondern ihre Resultate bindende Kraft, die Bedeutung einer fast absoluten Norm, d. h. im höchsten menschlich erreichbaren Sinn den Charakter des objektiv Wahren erhalten sollen, so müssen wir doch annehmen, daß zwischen der Welt in ihrer bunten Fülle und dem Genie reichere und innigere Beziehungen bestehen, als das sonst der Fall ist. Aber auch wir könnten ohne diese geheime Beziehung zwischen uns und der Welt keinen Augenblick leben, ja, alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß eine weitgehende Übereinstimmung zwischen Makrokosmus und Mikrokosmos in jedem Menschen vorliegt, aber nur mit dem bedeutsamen Unterschied dem Genie gegenüber, daß diese unbewußte Übereinstimmung von diesem in besonders begnadeten Momenten in einem überwältigenden Reichtum in das Bewußtsein gehoben werden kann und Taten und Werke zeitigt, die gewissermaßen direkt dem Weltsinn entsprungen zu sein scheinen, ja, dessen Offenbarung sind.

Das sind nicht mehr engbegrenzte Teilansichten, Ausschnitte aus Natur und Menschenwelt, die die Domäne der Wissenschaft sind, sondern eine umfassende Rundschau und Weitsicht, die ihrer ganzen Natur nach, weil sie Geist und Stoff, Freiheit und Notwendigkeit als ein zusammenhängendes Ganzes umfaßt, der Fachwissenschaft verschlossen bleibt, weil ihre Regeln und Begriffe, ihre Wertmesser und Rangklassen zu eng für diesen weiten Raum sind.

Wir müssen uns mit diesen kurzen Hinweisen begnügen, die uns doch recht eindeutig gezeigt haben, daß die Grenzen, die der Wissenschaft bisher gezogen sind, wohl Schritt vor Schritt in mühseliger Arbeit erweitert werden können, daß die Wissenschaft aber wohl kaum auf ihrem einseitig vorbestimmten Wege uns vorahnend in die Vorhallen des letzten Geheimnisses führen kann, wie solches dem Seherauge des Dichters und Weisen in seltenen Stunden der Begnadung zuteil wird.

Ein unermeßlich reiches Feld unbeantworteter Fragen liegt als Aufgabe vor der Wissenschaft, und nach dem „Befähigungsnachweis" ihrer Methoden brauchen wir wahrlich nicht zu fragen, den Glauben an ihre Zukunft nicht preiszugeben, aber wir sollten dabei nie vergessen, daß ihre Wege niemals den Anspruch erheben dürfen, die einzigen zu sein, die zur Erkenntnis führen, daß über diesen Wegen in höherer Daseinsschicht eine via regia liegt, die nur von jenen Auserwählten beschritten werden kann, deren Blick umfassend genug ist, um weitere Horizonte unserer Welt zu umspannen und deren Geist anschauend und empfindend den Sinn dieser Welt ahnend zu deuten vermag.

„Eine Krisis der Medizin".

Von Oswald Bumke[1]).

Über dieses Thema hat vor ca. zwei Jahren der bekannte Münchener Psychiater Prof. O. Bumke bei Übernahme des Rektorats vor der Professorenschaft und den Studenten Münchens gesprochen.

Das Wort „Krisis" bedeutet eine Art „Einschnitt" oder „Einbruch" in einen bisher gleichmäßig verlaufenden Lebensprozeß, im Bilde gesprochen zeigt die gleichmäßig an- oder absteigende Kurve einen Einschnitt, eine plötzliche Senkung oder Steigung. Biologisch würde das heißen, daß die gleichmäßige und kontinuierliche Wirkung der Lebenskräfte durch irgendwelche Faktoren kompliziertester Art sich soweit gesteigert, zusammengeballt hat, daß nun eine plötzliche und heftige Reaktion des Organismus erfolgt. Beim kranken Menschen kann die Krisis das Ende der Krankheit in doppeltem Sinn bedeuten: entweder erträgt der kranke Organismus diese plötzliche Reaktion, diese Erschütterung seines Gleichgewichts und die Krankheit ist überwunden, oder der Organismus erliegt diesem radikalen Heilungsvorgang, er ist der Erschütterung nicht gewachsen. Überall, wo solche Erschütterungen drohen, d. h. wo, sei es auf materiellem oder geistigem Gebiet, bauende und zerstörende Kräfte im Kampf miteinander stehen, oder gewisse Spannungen den Ausbruch des Kampfes ahnen lassen, sprechen wir von kritischen Zeiten.

Es herrscht wohl kein Zweifel darüber, daß sich unsere gesamte europäische Kulturwelt augenblicklich in einer schweren, ja vielleicht der schwersten Krisis befindet, die ihr jemals vom Schicksal bestimmt war. Man mag blicken, wohin man will — auf das politische, wirtschaftliche, kulturelle Gebiet auf das Leben des Einzelnen, wie der Gemeinschaft — überall ein ratloses Hin- und Hertasten, ein Suchen nach dem Heilmittel, die Katastrophe zu bannen, die Krisis zu überwinden.

Da ist es nun ungemein lehrreich, aus der Fülle dieser unerfreulichen Erscheinungen ein Einzelgebiet herauszugreifen und auf diesem den Vorgang der Krisis sorgfältig zu beobachten, ihre Symptome festzustellen, sie mit den Symptomen auf anderen Gebieten zu vergleichen und nach dem eventuellen Ausgang der Krisis zu forschen.

Wer dürfte heutzutage mehr dazu berufen sein, als der Psychiater, der Kenner und Arzt seelisch-geistiger Störungen, denn sofern wir noch daran glauben, daß der Mensch nicht nur ein willenloses Opfer der Umstände, sondern kraft seines Geistes und seines Verantwortungsgefühls zum Gestalter der Welt und der „Umstände" berufen ist, müssen wir in ihm und an ihm die letzten Ursachen für den verworrenen Zustand unseres Planeten zu finden hoffen.

Nun ist es aber höchst unwahrscheinlich, daß dieser oder jener Mensch dank seiner psychischen Abnormität an dem so allgemein verbreiteten Übel

[1]) Max Hulber-Verlag München 1929.

die Schuld trüge, sondern die Störung muß ihren Grund gewissermaßen in einer Allgemeinerkrankung der europäischen Menschheit haben, um solche Dimensionen anzunehmen. Ein so allgemein zerrütteter Zeitgeist wirkt sich aber auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Tuns aus, in Religion, Kunst und Wissenschaft, ebenso wie in Wirtschaft und Politik — aber auf keinem Gebiet ist das Gebot, ihn in all seinen Erscheinungen und Symptomen zu erkennen, die drohende Gefahr zu bannen, so dringend, wie auf dem Gebiet der Medizin, deren Aufgabe es ja gerade ist, die Krankheitsursache zu finden und dem kranken Menschen über die Krisis hinüberzuhelfen. Wenn aber dem Menschen dieser kranken Zeit geholfen werden soll, welches sind die Heilmittel, die uns die Medizin zur Verfügung stellt, welches die Angriffspunkte für ihre Wirkung, welches die seelischen und körperlichen Reservekräfte des Patienten, mit denen wir für den Fall der Krisis rechnen dürfen?

Diese Überlegung führt zu der Frage: was kann und was soll die Medizin, d. h. die medizinische Wissenschaft selbst wird zum Objekt unserer Forschung.

„Man darf sagen, daß von der Seele, von ihrer Abhängigkeit vom Körper und ihrer Wirkung auf ihn, von ihren Krankheiten, ihrer Behandlung und ihrem Schutz in der Medizin noch niemals so viel gesprochen worden ist wie heute" — mit diesen Worten charakterisiert Prof. Bumke die augenblickliche Situation. Man verlangt Rückkehr zur Romantik, zu Paracelsus, die Anschauung, die Intuition, das Künstlertum des Arztes müsse an Stelle der Naturwissenschaft treten.

Hören wir die gewichtige Stimme des großen Physikers Helmholtz. „Unsere Generation hat noch unter dem Drucke spiritualistischer Metaphysik gelitten, die jüngere wird sich wohl vor dem der materialistischen zu wahren haben." So klang sein Warnerruf vor fünfzig Jahren (1877) und „nicht ganz vierzig Jahre später aber hat ... Friedr. v. Müller vor einer neuen romantisch-mystischen Welle, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das gesamte Gebiet der Medizin überschwemmt hatte, auch für unsere Tage gewarnt."

Helmholtz hat mit seiner Prophetie recht behalten: die materialistische Flutwelle hatte ihren Höhepunkt trotz Fr. Alb. Lange (Geschichte d. Materialismus 1865), trotz Rokitansky, Virchow, Dubois-Reymond gerade am Ende des vorigen Jahrhunderts erreicht und „sie ist erst jetzt in der Medizin im Verebben."

Einer der bedeutendsten lebenden Kliniker, L. v. Krehl, hatte vor etwa zwanzig Jahren „als etwas Neues die Tatsache erwähnt, daß ein Mediziner wieder seine Befunde teleologisch erklärt hätte", d. h. nicht mechanistisch, sondern zielstrebig. Die „Lebenskraft" — die „Aktivität" im Sinne Bunge's, wie er sie uns vor 50 Jahren in Dorpat lehrte — wurde „als eine mystische Hypothese bestritten." Sie ist es gewiß, sagt der Verf., aber nicht mehr als „der Begriff Schwerkraft in der Physik."

„Man kann nicht Arzt sein, wenn man nicht an das Seelische glaubt."

„Wissenschaftlich sollten die Ärzte glauben, Materialisten, Mechanisten und Deterministen zu sein und im Leben hatten sie dauernd mit unerklär-

lichen Wundern, mit zweckmäßigen Vorgängen im Körper und seelischen Beweggründen zu tun. Die physiologische Psychologie, die die Seele mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu erforschen vermeinte, war ein harmloser, aber auch hilfloser Versuch, diesen Zwiespalt zu lösen."

Der bekannte Berliner Kliniker Kraus sprach es bereits 1908 aus, daß der Arzt „abwechselnd psychologisch, experimentell, entwicklunggeschichtlich und klinisch" sich orientieren müsse, „bald exakt arbeitend, bald sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügend" [1]).

Wir streben wieder nach einem einheitlichen Weltbilde, das unsere „doppelte Buchführung" unter einen Generalnenner bringt.

„Auf den verschiedensten Wegen sind wir von der Zellularpathologie und von einer vorwiegend morphologischen Betrachtung heute wieder zu einer Konstitutionslehre gelangt", und zwar in dem Sinne, „daß es überhaupt keine psychischen und keine physischen, sondern lediglich „psychophysische" Konstitutionstypen gibt." D. h., daß „bei schweren Krankheiten auch die Seele aus dem Gleichgewicht kommt, daß zuweilen zur Genesung auch eine starke psychische Spannung gehört" — wie Glauben, Hoffen und Wollen. „Dies alles haben wir erst seit kurzem wieder begriffen."

„Es ist nicht wahr, daß diese neue Einstellung die Medizin in einen Gegensatz zur Naturwissenschaft bringt. Die Naturwissenschaft heute ist ja nicht die von Haeckel und sie ist es wohl überhaupt niemals gewesen. Daß jede bloß mechanistische Auffassung überall nicht einmal bis an die Pforten der Welträtsel stößt, daß zum mindesten die organische Welt nicht bloß aus physikalischen und chemischen Kräften besteht, daß diese Kräfte vielmehr einem sinn- und zweckerfüllten Leben gehorchen, das weiß die Naturwissenschaft doch viel länger als wir." „Beachtenswerte Gründe," meint Erich Becker, „sprechen für die Annahme, daß die gesamte Wirklichkeit (also nicht bloß die der Tiere und Pflanzen) von seelischer Beschaffenheit ist." Von dieser Art Panpsychismus warnt der Verf. Denn wenn wir uns selbst noch als psychophysische Einheit denken wollen, erleben wir doch die physische und psychische Seite unseres Lebens verschieden.

„Durch Jahrzehnte hat man das Seelische bei Gesunden und Kranken erst in eine hirnphysiologische oder neurologische Sprache übersetzt, damit es wissenschaftlich salonfähig würde. Herausgekommen ist dabei nichts und es hat nichts herauskommen können, einfach weil seelische Vorgänge ihren eigenen Gesetzen gehorchen."

„Der Arzt kann gar nicht anders: er muß den Menschen naturwissenschaftlich und psychologisch erfassen."

Die mystisch-romantische Welle, von der Friedr. v. Müller sprach, mußte kommen. „Der Materialismus macht die Seelen der Menschen nicht satt, und mit dem bloßen Verstande ist noch niemand mit dem Leben fertig geworden."

---

[1]) Zitiert nach R. v. Engelhardt „Medizin. Wissenschaft u. Praxis", Vortrag 1908. Löffler, Riga.

Ein paar erfrischende kritische Deutlichkeiten, die sich auf Mystik, Psychoanalyse, Phänomenologie, auf telepathische Phänomene beziehen, mögen hier Platz finden.

„Eine schüchterne und etwas schmächtige Welle", nennt der Verf. „die Mystik, die keinen neuen religiösen Gedanken und keinen genialen Künstler hervorgebracht hat, dafür aber ein Heer von Medien und Telepathen neben etlichen rechnenden Tieren ernährt; eine Metapsychologie, die den Materialismus anscheinend nur deshalb bekämpft, um selber bei den Materialisationen zu enden ..." Ein Forscher „beobachtet eine unverfängliche Handlung oder er erfährt einen alltäglichen Traum — die „Innenschau" entdeckt hinter diesen „Symbolen" ein erschütterndes sexuelles Erlebnis ..." Bekommt die Haut junger Mädchen und Buben in bestimmten Jahren gewisse entstellende Unreinigkeiten — „muß er nur in sein Inneres schauen, dann weiß er — Buben und Mädchen — nein, Verzeihung — ihr Unterbewußtsein macht sich auf diese Weise die Erfüllung gewisser erotischer Wünsche unmöglich. Es ist übrigens der einzige Fall meines Wissens, daß sich das Unterbewußtsein so moralisch benimmt."

Worum es sich heute im Grunde handelt, „das sind die Grundlagen der medizinischen Bildung" ... und „eng damit verbunden die seelischen Voraussetzungen des ärztlichen Handelns." „Das ist kein Zusammenbruch," sondern lediglich „der Beweis" einer wirklich ärztlichen Gesinnung."

Und nun greift der Verf. eine der wesentlichsten Fragen des ganzen Problemkreises heraus: „ist die Intuition und die „Ganzheitsbetrachtung" wirklich eine neue Art der Erkenntnis, eine durch die menschliche Entwicklung verbesserte Form des Instinkts, und kann man von ihr sagen, daß sie in einem rein gefühlsmäßigen Erfassen besteht?"

Der Verf. glaubt diese Frage verneinen zu müssen, aber „das Erforschte unter möglichst großen Gesichtspunkten zusammenzufassen, ein möglichst einheitliches Bild nicht nur von der Welt, sondern auch von jedem einzelnen Gegenstand zu gewinnen, mit dem sich irgendeine Forschung befaßt, das ist doch für uns alle das letzte gemeinsame Ziel.

Man wird auch zugeben dürfen, daß hier manches nachgeholt werden muß und daß die vergangene Epoche aus lauter Angst vor der Spekulation zuweilen die bloßen Tatsachen zu hoch und die Synthese, das Denken über die Tatsachen fast immer zu niedrig eingeschätzt hat."

„Zuerst müssen wir die Tatsachen kennen und die Schlüsse, die wir aus ihnen ziehen, die müssen wir logisch beweisen. Es gibt keine „Ganzheitsbetrachtung" ..., die uns von dieser Verpflichtung befreit ..."

Auch Goethes Ausspruch wird vom Verf. zitiert. „Durch folgerichtiges Bemühen," so bekennt Goethe, und „Indem ich immerfort darüber nachdachte," hat Newton gemeint, seien sie zu ihrem Ergebnis gelangt."

Allerdings „bei bedeutenden Menschen ... bei allen wirklich bahnbrechenden Forschern treten zuweilen glänzende Einfälle wirklich blitzartig auf."

„Intuition ist eine sehr große Konzentration, ist der Blick für das Wesentliche." Diese „Art zu sehen" ist wiederum, wenn man will eine

mystische Tatsache, die wir nicht erklären können, „aber erklären lassen sich auch die einfachste Wahrnehmung ... nicht, und was sie von der Intuition unterscheidet, das ist ein Unterschied des Grades und durchaus kein Unterschied in der Art. Somit ist die Intuition keine grundsätzlich neue Form des Erkennens und noch weniger ist sie ein Erkennen ohne Erfahrung."

Daß man aber „in der ärztlichen Tätigkeit oder in der medizinischen Forschung ohne Intuition arbeiten könnte, davon ist erst recht keine Rede. Jede höhere und zum mindesten jede schöpferische Leistung setzt die Intuition immer voraus..." Ob man das Kunst nennen soll oder nicht — ist nicht so wesentlich, aber „daß es nicht einfach Wissenschaft ist, das ist doch eine Banalität."

„Wir brauchen die Naturwissenschaft, ihre Methodik, ihre Klarheit und ihre Schärfe", hat Sauerbruch kürzlich gesagt. Ob wir unsere Feststellungen unmittelbar unseren Sinnen oder ob wir sie der Hilfe gewisser Instrumente verdanken, das macht gar keinen Unterschied aus. Nur dürfen uns nicht die Instrumente beherrschen. Die Spezialisierung bedeutet eine Gefahr aber erst dann, wenn sie „die Beziehungen lockert, die alle Wissenschaften miteinander verbinden." Auf die „naturwissenschaftlichen Arbeitsmethoden werden wir nicht verzichten, aber eins bedeutet das nicht: daß nämlich der Arzt oder daß auch nur alle medizinischen Forscher mit einer bloß naturwissenschaftlichen Bildung auskommen könnten. Allein unsere psychologischen Aufgaben zeigen, wie notwendig der Mediziner Beziehungen auch zu den Geisteswissenschaften gebraucht. Wir gebrauchen sie aber auch zur Philosophie, zur Sprachwissenschaft, zur Geschichte, zur Pädagogik, zur Jurisprudenz und Theologie". Der Charakter der Universität ist ein propädeutischer, sie kann nicht alle praktischen Fragen des späteren Berufslebens bewältigen, würde sie sich in erster Linie auf diese letzten beschränken, so gäbe es innerhalb der Universität nur noch eine medizinische Fachschule — „und mit dieser hört dann die Medizin als Wissenschaft auf." Der Verfasser schließt seinen bedeutungsvollen Vortrag mit den Worten:

„Vielleicht ist das die geschichtliche Aufgabe und der Sinn der Krisis gewesen, über die ich heute zu Ihnen sprechen durfte: die Medizin noch fester als bisher nicht bloß an die Naturwissenschaft, sondern an alle an der Hochschule vertretenen Fächer, mit einem Wort: an die Universitas literarum zu ketten."

* *
*

Dieser Schlußsatz bedeutet nicht weniger, als die Forderung eines Brückenbaus zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft, zwischen Biologie, Psychologie und Philosophie — mithin auch zwischen Physik und Metaphysik, der einzige gemeinsame Boden, auf dem wahre Bildung und wahre dem Leben zugewandte Wissenschaft gedeihen können. R. v. E.

Aus Eugen Diesel: „Die deutsche Wandlung".

„Wurden vor dem Kriege die geistigen Erzeugnisse von Bildungshungrigen, aber wohlgenährten Menschen aufgenommen und war sich damals das Bürgertum seiner geistigen Verwirrung nicht bewußt, so sind nun plötzlich diese Menschen nervös, zermürbt, verarmt, sie jagen dem Verdienst nach, ihre Anteilnahme am Geiste ist verkümmert. Trotzdem aber tobt die Bildungsmaschinerie weiter, die Apparatur des Geistes nimmt sogar von Tag zu Tag zu, weil die Hilfsmaschinerie des Zeitalters in Gestalt von Presse, Bild, Radio sich vergrößert. Jedes der alten Probleme hat sich hundert-, ja tausendmal gespalten, und das Spezialistentum vermehrt sich in grauenerregender Weise, während gleichzeitig mechanische Übung für die Erzeugung und Durcharbeitung der Gehirnprodukte genügt, weil es sich eben fast immer nur um menschliche Bruchstücke handelt. Schier hoffnungslos, verdammt wie ein böser, unruhiger Geist, läuft die Geistesmechanik in das Maul der Zeit hinein, zerreibt alles, was an Geist, Kindlichkeit, Volk, Gefühl noch echt ist. So ergibt sich, daß die blödsinnige Unmenge des Geistes in schmachvollem Widerspruch steht zu der Möglichkeit geistigen Wirkens, denn alles entartet ja im Augenblick seiner Geburt schon zu Mechanik, Geistverachtung, Sekundengefühl, Krampf, Betrug. Welch' ein Anblick! Überall wimmeln, wie Heuschrecken, die Kleinhändler des Geistes, auf der Bühne, im Buch, auf dem Katheder, im Parlament. Alles tagt und schwätzt ohne Unterlaß. Schöne Kapläne halten Vorträge im dichtgedrängten Saal, und der Kaplan mit seinen schweren philosophischen Begriffen wird mitsamt dem „religiösen Erlebnis" eine Stunde lang zur begehrten Sensation ....

Aber vollzieht sich denn nicht, mitten im unauflöslichen Chaos unserer Zeit, eine Wandlung vom Mechanistischen, Intellektuellen zum Metaphysischen, Magischen, Kosmischen, Menschlichen, Religiösen? Wir hören viel davon und zuweilen meint man, das Pendel schlüge über dem unausgetragenen Wirrsal darüber nun übermäßig nach der anderen Seite aus. Auch erhoffen sich alle die verschiedenen „Richtungen", erhoffen sich die verschiedenen Bekenntnisse — ihre Neubelebung und liest man, was sie über sich selbst schreiben, so könnte man zuweilen glauben, es bewege sich alles nach mächtigen neuen Zielen und Lebendigkeiten hin. Aber man wird die Empfindung hierbei nicht los, als wären all diese Ansätze dem Übermaß der Verwirklichung, dem Neuen und Ungewohnten der Weltlage nicht gewachsen, als drehte sich nur im Kaleidoskop der Medizin, Philosophie, Naturwissenschaft, Konfession das Bild zu etwas „magischerer" Beleuchtung hin und als wäre die zukünftige Form des Geistes und der Nation noch sehr schwer vorzustellen und auszudrücken; vor allem, als läge dieses alles noch in ferner Zukunft, als erlebten wir im besten Falle die erste Umkehr und Wende, als beschritten wir lediglich die erste Stufe der Wandlung."

Adolf v. Harnack: „Bildung und Persönlichkeit".

Aus einem Vortrag, gehalten auf dem christl.-sozialen Kongreß in Dortmund 1902.

„Als erste Gefahr, die uns hier entgegentritt, erscheint die Gefahr der Halbbildung. Es sind nicht nur Reaktionen, sondern auch sozial gesinnte und einen gesunden Fortschritt begünstigende Männer, die das moderne Bildungsstreben und die Einrichtungen, die für dasselbe geschaffen werden, mit Besorgnis betrachten. Wir kommen ihnen auch freiwillig mit dem Zugeständnis entgegen, daß die Gefahren der Halbbildung nämlich Unklarheit, Verwirrung und wiederum törichter Hochmut und Unzufriedenheit, nicht beseitigt werden können, ja sich vielleicht in einigen Köpfen unter den gegebenen Verhältnissen noch steigern werden. Aber deshalb dem modernen Bildungsstreben entgegenzutreten und es niederzuhalten wäre das Verkehrteste, was wir tun könnten. Niederzuhalten vermögen wir es überhaupt nicht, denn es ist viel zu mächtig; wir würden es nur auf schlechte Belehrung und schlechte Unterweisung zurückwerfen. Den Gefahren der Halbbildung kann man doch nicht durch die Verdammung zur Unbildung entgegentreten, sondern nur durch „Ganzbildung". ... Gewiß die höchste Stufe wissenschaftlicher Erkenntnis kann niemand erfliegen und einen königlichen Weg zu ihr gibt es nicht; die großen Denker werden immer einsam sein, und es wird stets eine Wissenschaft geben, die nicht für die Massen ist. Aber wie die Bildung, so hat auch die Wissenschaft ihre Stufen und es ist nicht wahr, daß die frischere Luft nur auf dem höchsten Gipfel des Gebirges weht. Der schlechte Klang, den das Wort „populäre Wissenschaft" hat — fast lautet es wie Pseudowissenschaft — braucht ihm nicht immer anzuhaften; ich meine, er ist zum Teil schon verschwunden. Wo das Halbwahre und Triviale verbannt, wo die Ehrfurcht vor der Wahrheit und ihrer Erforschung erweckt, wo dem Einzelnen der wissenschaftliche Stoff geboten wird, der ihn in seinem Kreise wirklich zu fördern vermag, da ist populäre Wissenschaft eine gute und rechte Wissenschaft.

... Mit dem zuletzt Gesagten bin ich bereits einer zweiten Gefahr entgegengetreten, die dem modernen Bildungsstreben anhaftet, der Gefahr der Gleichmacherei. Sie erscheint mir besonders groß und verderblich; sie ist es auch vornehmlich, die zu der schlimmen Halbbildung führt, ja auf die Dauer die Wissenschaft selbst zugrunde richten muß. Ihre Folgen sind in jeder Richtung verhängnisvolle. Sie wirkt antisozial, löst die gegebenen Grundelemente der Gesellschaft auf und hält die Entwicklung selbständiger und eigenartiger Individuen nieder. Unter Gleichmacherei verstehe ich das Bestreben, ohne Rücksicht auf die Unterschiede des Geschlechts, der Individualität und des Berufs eine und dieselbe Bildung und darum auch einen und denselben Bildungsgang möglichst vielen geben oder vorschreiben zu wollen. Was

dabei herauskommt, lehrt uns der Untergang der antiken Wissenschaft; wir haben es aber selbst schon in schlimmen Erscheinungen gesehen und werden wohl noch mehr Lehrgeld zahlen müssen. Verständlich scheint es ja wohl, daß, nachdem viele äußere Schranken gefallen sind, nun kurzweg das scheinbar Einfachste versucht und womöglich allen das gleiche zuteil werden soll; aber die oberflächlichste und verderblichste Vorstellung von Bildung liegt diesen Bestrebungen zugrunde — als ob sie wie ein äußeres Ding übermittelt werden könnte, während sie doch überhaupt nur im Zusammenhang mit der Eigenart und dem Beruf des Individuums besteht. Von ihnen abgesehen, ist sie nichts als ein Firnis, ein zäher Schleim, oder vielmehr, sie ist etwas viel Schlimmeres, ein Gift, welches die Frische und Gesundheit des Geistes und der Seele, ja oft auch des Körpers zu zerstören vermag.

Aber noch eine dritte Gefahr ist ins Auge zu fassen und sie entspringt aus dem besonderen Charakter des modernen Bildungsstrebens als eines Strebens nach Erkenntnis des Wirklichen. In diesem Streben liegt ein hohes Gut, aber wenn mit ihm nicht eine starke sittliche Bildung verbunden ist, so wird es schädlich. Goethe sagt einmal von einem seiner Freunde, daß er mehr Talent und Wissen habe, als er nach dem Maß seiner Charakterstärke ertragen könne, und an einer anderen Stelle spricht er das tiefe Wort aus: „Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich."

...Alle wahre Bildung strömt aus der Quelle einer geschlossenen Weltanschauung."

„Nirgendwo dürfen wir es geschehen lassen... daß Wissenschaft und Bildung verbreitet wird, ohne daß zugleich das sittliche Selbstbewußtsein gekräftigt, die innere Zusammenfassung der Persönlichkeit gestärkt und das Leben mit Ewigkeitsgehalt erfüllt wird."

Reden an die deutsche Nation.

Von Johann Gottlieb Fichte.

„Was seine Selbständigkeit verloren hat, hat zugleich verloren das Vermögen einzugreifen in den Zeitfluß, und den Inhalt desselben frei zu bestimmen. Es könnte sich erheben aus diesem Zustande, in welchem die ganze bisherige Welt seinem selbsttätigen Eingreifen entrückt ist, und in dieser ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrigbleibt, lediglich unter der Bedingung, daß ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erschaffung es einen neuen und ihm eigenen Abschnitt in der Zeit beginne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte.

Dagegen ist es mannhafte Kühnheit, das Übel fest ins Auge zu fassen, es zu nötigen standzuhalten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen, und es aufzulösen in seine Bestandteile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Übels Meister, und geht in der Bekämpfung desselben einher

mit sicherem Schritte, indem man, in jedem Teile das Ganze übersehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist, dagegen der andere, ohne festen Leitfaden und ohne sichere Gewißheit blind und träumend herumtappt... Das Übel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner noch durch die Erkenntnis größer; es wird nur heilbar durch letztere.

Nur auf Lebendiges wirkt Lebendiges.

Daß die Errichtung und Regierung der Staaten als eine freie Kunst angesehen werde, die ihre festen Regeln habe, darin hat ohne Zweifel das Ausland, es selbst nach dem Muster des Altertums, uns zum Vorgänger gedient. Worin wird nun ein solches Ausland diese Staatskunst setzen? Ohne Zweifel in die Kunst, eine gleichfalls feste und tote Ordnung der Dinge zu finden, aus welchem Toten das lebendige Regen der Gesellschaft hervorgehe, und also hervorgehe, wie sie es beabsichtigt: ... ein Rechenexempel zu lösen aus endlichen und benannten Größen zu einer nennbaren Summe... Je eingewurzelter jemand in diese mechanische Ansicht der Gesellschaft ist, je mehr er es versteht, diesen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Teile der Maschine so gleich als möglich macht, und alle als gleichmäßigen Stoff behandelt, für einen desto größeren Staatskünstler gilt er mit Recht in dieser unserer Zeit... Anders die echte deutsche Staatskunst. Auch sie will Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und schwankenden Natur, und ist hierin mit dem Auslande ganz einverstanden. Nur will sie nicht, wie diese, ein festes und gewisses Ding, als das erste, durch welches der Geist als das zweite Glied, erst gewiß gemacht werde, sondern sie will von vornherein, und als das allererste und einige Glied, einen festen und gewissen Geist. Dieser ist für sie die aus sich selbst lebende und ewig bewegliche Triebfeder, die das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen wird.

Besiegt sind wir, der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.

Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb euer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zutun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft.

Diese Reden beschwören noch in anderen Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch wert seid... Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt."

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 4 Freitag, den 17. April 1931 7. Jahrgang

Verteidigung der Metaphysik.

Von R. v. E.

Wenn in der naturwissenschaftlichen Welt eine Einigung darüber erzielt werden könnte, ob die Vitalisten oder die Mechanisten recht hätten, ob das Leben einen anderen, tieferen Sinngehalt und eine andere Gesetzmäßigkeit in sich birgt als der tote „leblose" Stoff in seinen vielfältigen Erscheinungsformen, dann würde vermutlich auch unsere Menschenwelt anders aussehen, als heute. Denn darüber kann wohl kein Zweifel bestehen, daß das heutige Wirrsal der Welt in seinen letzten Ursprüngen auf jene starre Einfältigkeit unseres Weltbildes zurückzuführen ist, die sich auf eine rein mechanistische Deutungsweise des Lebens, die wir der Naturwissenschaft der 50er und 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts verdanken, stützte und deren weitere Folge eine rein materialistische Geschichtsauffassung war.

Obgleich nun die Zahl der Vitalisten im naturwissenschaftlichen Lager von Tag zu Tage wächst, so ist der Kampf um das Weltbild noch keineswegs beendet und wir freuen uns über jeden Naturwissenschaftler, der wohlgerüstet sich zu unserer Front bekennt.

In die Reihe unserer baltischen Vorkämpfer für ein organisches Weltbild, zu denen, wie bekannt, vor allem K. E. v. Baer, Gust. v. Bunge — und heute Jak. v. Uexküll, Paul Krannhals u. a. gehören, tritt auch wieder ein Landsmann: Ewald Oldekop[1]).

Seine keineswegs umfangreiche Arbeit gibt eine ausgezeichnete Übersicht über die Grundfragen des Mechanismus-Vitalismus-Problems, ist aber in erster Linie für den biologisch Geschulten geschrieben. Trotzdem glauben wir auch in unserem Blatt eine kurze Skizze der Grundgedanken

[1]) E. Oldekop. über das hierarchische Prinzip in der Natur und seine Beziehungen zum Mechanismus-Vitalismus-Problem. Wassermann, Reval, 1930.

des Verfassers geben zu sollen, die sich weitgehend mit den hier bisher vertretenen Anschauungen decken.

Zuvor aber sei es gestattet, eine allgemeine Bemerkung vorauszuschicken: es ist vielleicht auch ein Zeichen der Zeit, insbesondere wohl der „Epoche der neuen Sachlichkeit", daß das Wort „Metaphysik" bei den meisten Lesern ein leises Grauen hervorruft. Man empfindet es wie eine Art „Gedankenstrich", der aber nicht, wie sonst üblich, die Forderung an den Leser stellt, den gewohnten Gedankenablauf ein wenig umzustellen, sondern ihn meist dazu veranlaßt, den Denkprozeß völlig auszuschalten, womit allerdings die Goethesche Maxime „das Unerforschliche ruhig zu verehren", keineswegs befolgt wird. Es gehört sich nun gerade kein außerordentlich vertieftes Nachdenken zu der Einsicht, daß unser Denkprozeß ein ganz verschiedenes Gesicht zeigt, je nachdem, ob er sich auf mathematischem oder geschichtlichem Gebiet bewegt, ob im Gebiet der Wissenschaft, Kunst oder Religion. Daß aber diese verschiedenen Denkarten doch schließlich einem Wesensgrunde unserer Person entstammen müssen, ist doch wohl mehr als wahrscheinlich. Diesen Wesensgrund nun, der unserem Verstande und seinem logischen Apparat unzugänglich bleibt, der sich überhaupt noch den wissenschaftlichen Methoden entzieht und immer nur Teilstücke heller beleuchten und verstehen läßt, diesen nennen wir den metaphysischen Hintergrund unserer Persönlichkeit.

Wenn nun unsere Zeit den unumstößlichen Beweis geliefert hat, daß unser so hoch gepriesener Verstand aus der natürlichen Ordnung unseres Planeten ein unentwirrbares Chaos gemacht hat, so ist doch wohl der gebotene Weg zum Ursprung dieses von uns geschaffenen Wirrsals vorzudringen, um das Übel an der Wurzel zu packen — der Weg zu den letzten, geahnten Hintergründen unseres ganzen Menschen, d. h. dorthin, wo noch Seele und Geist ungespalten alle die Sehnsüchte und Gestaltungstriebe des Menschen enthalten, die dem Vermögen des Verstandes unzugänglich sind, also der Weg ins Metaphysische oder in Goethe's Sprache „der Gang zu den Müttern". Nenne man nun dieses anscheinend Letzte metaphysisch, irrational, unterbewußt, gestaltlos und verzichte man resigniert darauf, jemals dieses Dunkel zu erhellen, aus dessen Urgründen das Schöpferische, Geniale ebensowohl entspringt wie das Triebhafte, das noch Tierhafte des Menschen — so darf dieser Verzicht nicht zu einer Leugnung eines solchen letzten Hintergrundes führen, weil er sich angeblich den Methoden unserer exakten Wissenschaft entziehen soll!

Und hier taucht die entscheidende Frage für jeden von uns auf, sofern er seinen Anteil an dem Wiederaufbau einer zerstörten Welt als verantwortliche Aufgabe fühlt, ob wirklich die Wissenschaft allein mit ihren Methoden das Recht für sich in Anspruch nehmen darf, uns vorzuschreiben, was wir als Wirklichkeit anerkennen, glauben sollen und was nicht?

Schon eine einzige Frage, die nach dem Ursprung des Lebens, nach seinem Sinn ist bisher von der Wissenschaft nicht beantwortet worden und kann offenbar nicht beantwortet werden, weil ihre Methoden dazu nicht ausreichen! Und trotzdem, welcher lebendige Mensch dürfte an der Wirk-

lichkeit des Lebens zweifeln? Also kann uns die Wissenschaft nicht Norm und Gesetz dafür geben, was für uns erlebbare und erfahrbare Wirklichkeit sein darf und was wir ins Reich des Traumes und der Einbildung verweisen müssen!

Also darauf kommt es an, daß wir die Existenz eines hintergründigen — nennen wir es „Seelenbereiches" anerkennen sollten, an dessen Grenze sozusagen die gewöhnliche verstandesmäßige Logik der Tatsachen, das eindeutige Verhältnis von Ursache und Wirkung nicht mehr zum vollen Verstehen ausreicht, wo wir also hinter den letzten dem Verstande zugänglichen Ursachen noch eine allerletzte annehmen müssen.

Wer diesen Gedankenweg ablehnt, weil er in Gebiete führt, die nicht mehr, wie ein Rechenexempel beweisbar sind, hat noch nie über die Tatsache nachgedacht, daß alle wesentlichen Entscheidungen unseres Lebens, alle Werturteile, wie gut und böse, wahr und falsch, schön und häßlich ebenfalls aus den Tiefen stammen, die der logischen Beweisführung unzugänglich sind.

Wie eine Welt aussehen würde, die solche Entscheidungen ablehnt, weil sie rein subjektiv seien, die also diese Wertverschiedenheiten relativiert, ihren normativen Charakter in Frage stellt — das zeigt uns leider unsere heutige Welt in erschreckender Deutlichkeit.

Daß die Einsicht in diese verhängnisvolle Lücke unseres Weltbildes heute von immer weiteren Kreisen erkannt wird, ist eine Tatsache und daß sie vor allem auf philosophischem und religiösem Gebiete mit größtem Ernst und Eifer diskutiert wird, hängt also aufs engste mit dem Charakter dieser Gebiete zusammen.

Seit geraumer Zeit aber hat sich auch das naturwissenschaftliche Denken und Forschen dieser Frage zugewandt und erstaunlicher Weise nicht nur die Lebenskunde, sondern auch die Physik und Chemie. Erstaunlicher Weise — denn hier, auf dem Gebiete der „toten Dinge" lag scheinbar kein Grund vor, an der restlosen Erklärungsmöglichkeit ihrer Erscheinungen zu zweifeln und zu „metaphysischen Hintergründen" seine Zuflucht zu nehmen. Eher schon stellte uns, wie wir eben sahen, die Frage nach dem Ursprung und den Gesetzen des Lebens vor eine solche Entscheidung.

Zu diesem ganzen Fragenkomplex gehört nun auch die vorliegende Arbeit unseres Landsmannes Oldekop, die wir hier nur soweit skizzieren wollen, daß der oben besprochene Gedankengang noch deutlicher wird.

In diesen Blättern ist häufig davon die Rede gewesen, daß die neueste Lebensphilosophie oder Philosophie des Organischen sich bei ihrem Bemühen zwischen Lebendigem und Totem eine scharfe Grenze zu ziehen, um zu zeigen, daß diese beiden Gebiete nicht der gleichen mechanischen Gesetzmäßigkeit unterliegen, als wesentliches Kennzeichen des Lebendigen, das Streben nach Gestalt, die Tendenz zur Ganzheit gefunden zu haben glaubt.

Auch dieses Kriterium des Organischen würde nun hinfällig werden, wenn sich in den Erscheinungsformen rein physikalischer Art — etwa denen der Elektrizität — ein gleiches Streben nach Ganzheit, d. h. ein sich selbst

regulierendes System der Kräfteordnung nachweisen ließe. Dieser Versuch ist von Prof. W. Köhler (einem Sohn des weil. Domschuldirektors in Reval) nun scheinbar mit Erfolg gemacht worden. Dagegen wendet sich nun der Verf. der erwähnten Schrift, wie uns scheinen will, mit vollem Recht, indem er darauf hinweist, daß bei dieser systemartigen Verteilung der elektrischen Kräfte, Grundbedingung für das System die Form des Trägers dieser Kräfte ist, d. h. daß ihre Anordnung sich nicht, wie bei den organischen Ganzheiten unabhängig von den äußeren Bedingungen, durchsetzt. Diese „Abhängigkeit von den äußeren Bedingungen" das Fehlen „jeder Spur von Unabhängigkeit oder „Autonomie" trennt die mechanischen Systeme durch einen unüberbrückbaren Abgrund von den „autonomen" organischen Ganzheiten."

Wenden wir uns aber der Kernfrage des Problems zu, ob sich überhaupt die letzten atomistischen Vorgänge in der Materie, restlos erklären lassen, d. h. den unverbrüchlichen für die Mechanik bisher geltenden Gesetzen der Kausalität fügen, so äußert sich hierzu einer der bedeutendsten Physiker Herm. Weyl „es muß einmal klipp und klar gesagt werden, daß die Physik bei ihrem heutigen Stande den Glauben an eine auf streng exakten Gesetzen beruhende geschlossene Kausalität der materiellen Natur gar nicht mehr zu stützen vermag."

Eins der deutlichsten Beispiele für dieses Bekenntnis ist die sehr auffallende Tatsache, daß zwei einander widersprechende Ansichten über die Natur des Lichtes nebeneinander bestehen können, ja sogar müssen, weil die Physik gewisse Erscheinungen nur mit Hilfe der Wellentheorie, andere nur mit Hilfe der Emissionstheorie (d. h. stoßweise Entsendung von Energiequanten) erklären kann.

Danach muß es wohl eine dritte Theorie des Lichtes geben, die diese beiden einander widersprechenden vereinigt — aber unserem logischen Denken unzugänglich ist, die sich also in den Hintergründen verbirgt, die wir Metaphysische nennen. Ein weiterer Hinweis darauf, daß wir gezwungen sind, solche Hintergründe auch bei den rein physikalisch-chemischen Vorgängen anzunehmen, ist die Eigentümlichkeit der „Lebenserscheinungen" der Kristalle, die in den rätselhaften Achsenbildungen, in gewissen Wachstumsrichtungen besteht, die sich auch wieder der rein mechanischen Erklärung entziehen.

Nun könnte der Einwand erhoben werden, daß wenn wir auch im anorganischen Geschehen nicht nur kausal-mechanische, sondern auch teleologische, d. h. zielgerichtete Vorgänge (wie bei der Kristallbildung) finden, der Unterschied zwischen dem toten Stoff und dem lebendigen aufhört, kurzum der ganze Streit zwischen Vitalismus und Mechanismus hinfällig wird.

In gewissem Sinn kann das zugegeben werden, nun aber nicht zu Gunsten einer rein mechanistischen Erklärung des Lebens, sondern im Gegenteil, im Sinne einer auch hinter dem rein Physikalischen verborgenen Wirkenskraft, einer Entelechie (Driesch), kurzum der Erkenntnis „daß die Materie ihre Wurzeln im Metaphysischen hat."

Diese Einsicht führt nun zu einer weiteren Folgerung, die wir unbedingt aus dem Vorhergehenden schließen können: wenn das Leben sich des Stoffes, der Materie bedient, um nun auf höherer Stufe deren Gesetzlichkeit — nehmen wir an, die rein physikalisch-chemische — in die ihm eigentümliche, die organische umzuwandeln, so muß zum mindesten keine völlige Verschiedenheit der beiden Ordnungen, der lebendigen und toten bestehen, um eine solche Umwandlung zu ermöglichen. Es muß eben dann doch hinter dem Zwiespalt der beiden Ordnungen eine höhere liegen, die auch diesen Zwiespalt zu überbrücken, zu vereinigen vermag.

Es muß also nicht nur hinter dem erfahrbar Lebendigen ein Reich der Metaphysik liegen, sondern auch hinter aller Materie mit ihren physikalischen und chemischen Gesetzen.

Wie aber schon im rein materiellen Geschehen die physikalischen Gesetze und Ordnungen durch die chemischen in ein Gebiet höherer, komplizierterer Ordnung gehoben werden, wie z. B. die Gesetze der Schwerkraft durch die chemischen der Affinität überwunden oder verändert werden, so tritt uns auch durch eine relativ hohe Stufe vom Anorganischen getrennt die lebendige Ordnung entgegen.

Es ist vor allem neben vielem Neuen auf diesem Gebiet, das Vermögen der Selbstregulation, welches das Organische auszeichnet, jene geheimnißvolle Kraft und Wirkung des Organismus, verlorene Teile sinnvoll wiederzuersetzen, trotz seines Wachstums und der mit ihm gegebenen Veränderungen doch immer in einer Gleichgewichtslage der Gestalt zu bleiben und dem Ähnliches.

Nun haben wir aber auch im Lebendigen niemals eine völlige Einheit des Geschehens, sondern immer wieder ein Gegen- und Miteinander verschiedenartiger Kräfte, ja schließlich auch im Menschen noch das Gegensatzpaar „Seele und Geist". Oder im körperlichen Leben: Gesundheit und Tod. Das ist die „polare Spannung" Goethe's, die zur Steigerung führt.

Wir müssen mithin annehmen, daß auch hier — und je höher der Organismus steht, um so mehr — sich Verschiedenheit und Unterordnung der Organe zu dem seltsamen Wechselspiel vereinen, das wir Leben nennen. Es ist schlechterdings nicht möglich, sich den Ursprung von Krankheit und Tod anders vorzustellen als einen Kampf innerhalb eines Stufenbaus von Ordnungen, von Wirkenseinheiten, oder Entelechien, d. h. im Falle eines gegen die Ganzheit gerichteten Zerfallsprozesses, den wir Krankheit nennen, versagt gewissermaßen die oberste Entelechie gegenüber den Entelechien niederer Art, die Sieger auf dem Schlachtfeld bleiben. So kämpft, z. B. die Krebszelle und deren Entelechie um ihren Lebensraum auf Kosten des Organismus, bis dieser zu Grunde geht — aber auch der Sieger auf dem Felde bleibt [1]).

---

[1]) „Obwohl also Lebensvorgänge sehr wohl unzweckmäßig vom Standpunkt des Gesamtorganismus sein können, so sind sie doch, wie die Beobachtung lehrt ... nie an sich vollkommen ziellose, rein mechanistisch aufzufassende Prozesse."

Es handelt sich also bei allem Lebendigen um „das polare Prinzip der gleichzeitigen Autonomie und Subordination, der Selbstbehauptung und Ganzheitsbezogenheit" also keine absolute, sondern eine konstitutionelle Monarchie, d. h. ein hierarchisches Prinzip oder eine aristokratische Ordnung, keineswegs und nirgends eine demokratische.

E. Troeltsch, der in dem Katastrophenjahr 1918 einer der Schildhalter der deutschen Revolution war, hat das Wort geprägt „die Weltgeschichte ist ungeheuer aristokratisch".

Wieder einmal wird in der besprochenen Schrift von E. Oldekop der Beweis geführt, daß in der Natur das hierarchische Prinzip herrscht, daß also auch sie „ungeheuer aristokratisch" ist. Nur der Mensch hat immer wieder den vergeblichen Versuch gemacht, das Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu proklamieren, das unumschränkte Selbstbestimmungsrecht jedes Einzelnen, die vielverheißende Demokratie. Und die Folge dieser Freiheitsbewegung ist immer wieder eine schlimmere Knechtschaft des Einzelnen vom Kapitalismus oder von der Masse gewesen.

Das Naturgesetz läßt sich nicht spotten. Nicht nur die Welt des Lebendigen, an ihrer Spitze der Mensch, sondern auch die der toten Dinge stehen unter dem Gesetz der Verschiedenheit, des Zwangs und der Unterordnung. Es ist ein gewaltiger Stufenbau der Werte, aber um diese zu erkennen, ihre Wertverschiedenheit nicht nur zu verstehen, sondern nach ihr eine organisch gegliederte Menschengemeinschaft, eine organische Kultur zu schaffen, diese Wertverschiedenheit zu verwirklichen, dazu bedarf es der Einsicht und des festen Glaubens, daß hinter der realen empirischen Welt eine andere liegt — mag man sie transzendent oder immanent, irrational oder metaphysisch nennen, die uns trotz ihrer letzten Unerforschlichkeit in dem vielfach gebrochenen Strahlenbild der uns umgebenden Welt Richtlinien des Geschehens, die Ahnung eines Weltsinnes erkennen läßt, den wir in stammelnden Worten zu erfassen suchen.

Und es ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, einer Sinnesänderung, daß man heute wieder nach Wert und Namen für diese letzten Fragen sucht, daß man nicht mehr bei den abgegriffenen Allerweltsgötzen, wie Kapital und Arbeit, Einzelner und Masse, Politik und Wirtschaft, und wie diese Dinge heißen mögen, stehen bleibt, sondern sich an die letzte Instanz wendet, die das entscheidende Wort zu sprechen hat, an unsere Seele und deren Heimat, das Metaphysische.

Gefühl und Schicksal bei Heinrich v. Kleist[1]).

Von Fred Höntzsch — Dresden.

Auf dieses Buch Gerhard Frickes kann nicht eindringlich und intensiv genug hingewiesen werden. Denn Gerhard Fricke hat uns, bei souveränster Beherrschung der umfangreichen, um das Kleistproblem entstandenen Literatur eine ganze neue Interpretation gegeben, die das Geheimnis des schöpferischen Genius Kleists in bis jetzt ungesehene Tiefen erhellt. Nicht so, daß Kleist nun in allen seinen Dunkelheiten erhellt wäre, sondern Fricke hat, wie er mit der Bescheidenheit des echten Forschers betont, nur das Fundament gelegt für ein neues Kleistbild, nur die Richtung angegeben, in der die Kleistforschung in Zukunft sich wird bewegen müssen. Er hat uns Sinn und Tiefe dieses unverstandendsten, protestantischsten Dichterschicksals der Deutschen in einem ganz neuen Lichte erschlossen, und es hat etwas unsagbar Beglückendes und Befreiendes, daß in unserer Zeit solche Bücher noch geschrieben und veröffentlicht werden können. Hier waltet wirklich jene Scheu und Ehrfurcht vor dem Leben und Werk des schöpferischen Menschen, die Gundolf als die Voraussetzung für jede fruchtbare literarhistorische Arbeit in seinem „Goethe" erkannt und ausgesprochen und die er dann, gerade in seinem Kleistbuch, in deutlicher Parteinahme für die klassische Gestalt Goethes (und die doch stark romantisch wirkende Gestalt Stefan Georges), verleugnet hat. Es ist aber das Bedeutungsvolle, daß Gerhard Frickes tiefe Deutung Heinrich v. Kleists weit über die Grenzen einer solchen hinausgeht, daß seine Deutung des religiösen Urerlebens Kleists gerade dem modernen Menschen, der Humanismus und Renaissance, Idealismus und Romantik als wesentliche Elemente seiner geistigen Wirklichkeit in sich trägt und doch zu ihnen in inneren Konflikt geraten ist, tiefverwandt ist. In dieser tiefen Beziehung des Kleistschen Schicksals zu dem des modernen Menschen liegt die echte Aktualität dieses Kleistbuches. Und diese Aktualität ist es, die dem Hinweis Otto Bruders in der „Kommenden Gemeinde"[2]) den tiefen Ernst gibt: „Sollte ein solches Schicksal, das Schicksal des Scheintodes, dieses Buch treffen, so hieße das, daß wieder einmal ein Ruf nicht gehört, ein Augenblick nicht erkannt, ein Weg nicht gegangen wurde."

Nachdem Fricke in ersten Kapitel „Zur Aufgabe und Methode" die Grenzen und Ziele seiner Arbeit abgesteckt hat, geht er in den folgenden Kapiteln „Der Lebensplan" und „Das Kanterlebnis" dazu über das Werden des jungen Kleist, in dem die dichterische Sendung noch unerkannt

---

[1]) Gerhard Fricke: „Gefühl und Schicksal bei Heinrich v. Kleist. Studien über den inneren Vorgang im Leben und Schaffen des Dichters." Berlin, 1929, Junker und Dünnhaupt Verlag.

[2]) Vergleiche die „Kommende Gemeinde" — eine überaus lebendige, von Prof. J. W. Hauer, Tübingen, herausgegebene Zeitschrift zur religiösen Problematik der Gegenwart. Heft 2/3. J. II. Oktober 1930. S. 172.

schlummerte, d. h. sein tiefreligiöses Ringen um eine Lösung der durch die Aufklärung und den Idealismus gegebenen Problematik zu erhellen. Fricke weist die geringschätzig-banale Deutung des Lebensplanes Kleists als einer Marotte, eines verbohrt-pedantischen Ausdrucks seines rationalistischen Optimismus durch die bisherige Kleistforschung energisch zurück. Der Lebensplan war Kleist bitter ernst, er war im letzten Grunde aus derselben religiösen Not gewachsen, wie der Idealismus. Er war alles andere, nur nicht der Plan einer rationalistisch-zweckhaften Meisterung des Lebens, wie er von Kleists Familie immer von ihm gefordert, aber von Kleist bestimmt zurückgewiesen wurde. Gerade der Lebensplan beweist, wie weit Kleist schon in seiner Jugend über die aufklärerische Naivität, jenen untragischen Optimismus, der in der Wirklichkeit nur das Abbild der rationalen Harmonie des Alls erblickte, hinausgewachsen war. Gerade den ewigen Sinn seines Lebens suchte Kleist in dem Lebensplan, den er durch die sinnleere, objektive Gesetzlichkeit und die den Menschen heteronom bindende Kausalität an die Macht des Zufalls ausgeliefert sah[1]). Das bedeutet zweifellos, daß Kleist damit in die Nähe der idealistischen Grundhaltung rückte. Das Problem kompliziert sich aber dadurch — und hier liegt die Ursache des rationalistischen Mißverständnisses des Lebensplanes — daß Kleist jenes idealistische Ziel auf realem Wege erreichen wollte, d. h. auf dem Wege wissenschaftlicher Vertiefung und Bewältigung der Gesamtwirklichkeit. „Die Wahrheit war ihm nur als ein realer, den ewigen Sinn und das Wesen des Daseins offenbarender Besitz denkbar." (Fricke, Seite 10.)

Nun ging gegen das abstrakte Begriffssystem des Rationalismus, in dem der ewige Sinn des Menschen zerstört war, und um die Wiedergewinnung ursprünglicher religiöser Positionen schon das leidenschaftliche Ringen des deutschen Idealismus. Ebenso richtete sich der Sturm und Drang, aus irrationalen Lebenstiefen, gegen die Vergewaltigung des Individuums durch die blinde Gewalt starrer Gesetzlichkeit, ohne freilich über den Protest, die Antithese wesentlich hinauszukommen, während der Idealismus, durch vertiefte Besinnung auf Wesen und Bedeutung des Menschen, besonders in der Erkenntnis seines absolut-synthetischen Vermögens zur Idee, das aller Wirklichkeit schlechthin überlegen und von ihr unabhängig ist, die religiöse Sphäre wieder erreichte. Indem er aber die Idee über die Wirklichkeit stellte, die Wirklichkeit herabsetzte um der Idee willen, indem er dem transzendentalen Ich das empirische als das Unwesentliche, Gleichgültige entgegenstellte, war die tragische Zwiespältigkeit unabwendbar, die Einheit des religiösen Weltbildes verloren — zerfallen in ein Transzendentales und Empirisches. Das Grunderlebnis Kleist aber war gerade — und

[1]) „Die erste Handlung der Selbständigkeit eines Menschen ist der Entwurf eines solchen Lebensplanes ... Ohne Lebensplan leben, heißt vom Zufall erwarten, ob er uns so glücklich machen wird, wie wir es selbst nicht begreifen ... der Zustand ohne Lebensplan, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drahte des Schicksals dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerter wäre." (An Ulrike.)

hier wird die ganze Tragödie Kleists, der Quell seines verzweifelten Ringens und seiner tiefen Einsamkeit offenbar — das Erlebnis der einmaligen, unbedingten und unaufhebbaren Urwirklichkeit des konkreten Ich. Dieses Erlebnis machte ihn zu einem „Unzeitgemäßen", sowohl vor dem Forum des Idealismus, für den die Idee als solche das religiöse Grundprinzip ist und der das konkrete Ich [1]) in die Welt des Vorläufigen, Relativen verweist, wie auch vor dem Forum der Aufklärung mit ihren abstrakt-gültigen Schlüssen und Regeln und ihrer rationalen Lebensmeisterung.

Freilich war das Recht des Individuums schon verteidigt in der Romantik, im Sturm und Drang und im Humanitätsideal. Kleist würde demgegenüber nicht mehr bedeuten als ein „Intensitätsproblem", wäre die gleiche Frage bei Kleist nicht eine viel dringlichere, tiefere, viel *realere*, und eben darum ein „Qualitätsproblem". Das Ich-Erlebnis Kleists bedeutet gegenüber dem in den genannten Bewegungen erwachten Sinn für das Individuelle ein qualitativ ganz Neues: es ist das Erlebnis des Ich, „das inmitten der Gebundenheit an die Wirklichkeit doch dem Ewigen sich verpflichtet fühlt". Damit war der Idealismus um ein Bedeutendes überschritten, denn es war hier nicht mehr nach *dem* Menschen gefragt, sondern nach dem Sinn und Wesen der einmaligen, nie wiederkehrenden Individualität, nach dem persönlichen Kairos, nach der Erfüllung der von Gott an dieses einmalige, konkrete Dasein im Hier und Jetzt ergehenden Forderung. Jede Flucht aus dieser existentiellen Urbeziehung, aus dem unbedingten Entscheidungscharakter dieses Daseins in die Allgemeinheit einer Idee war Kleist verwehrt.

Mit dieser Frage nach seiner Bestimmung fällt auch auf die für Kleist so quälende Frage nach der Übernahme einer bürgerlichen Stellung ein ganz neues Licht. Sie hat tiefere Gründe als das bloße Ressentiment gegen die Bindung an einen trockenen, sachlichen Beruf. Die tiefe Angst, mit der Kleist jeder Übernahme eines Amtes auswich, kam aus dem unerträglichen Bewußtsein, mit der Amtsübernahme die religiöse Bestimmung seiner Existenz nicht erfüllt zu haben, dem göttlichen Sinn seines Daseins nicht begegnet zu sein. Auch das heftige Verlangen nach Glück erfährt von hier aus eine viel tiefere Deutung. Glück: das bedeutete für Kleist nichts anderes als die „Harmonie der drei immer wieder unerträglich sich spannenden Pole: Gott, Ich und Welt". Glück bedeutete für Kleist nur die Erfüllung des mit seiner Existenz gesetzten Sinnes. Nur dreimal war Kleist die Ahnung des Einklangs seines Willens mit dem Willen Gottes gegeben: einmal, als aus den Tiefen seiner Seele die Vision des „Guiskard" aufstieg; am beglückendsten vielleicht als das Vaterland und die Freiheit ihm die Gewißheit des heiligen Gebotes der Stunde gaben; zuletzt in der überreichen Segnung der Todesstunde.

Ich und Wirklichkeit erhielten bei Kleist ihren ewigen, aller Mystik und romantischen Verschleierung dauernd widerstrebenden Ernst dadurch, daß beide gehalten waren von der ewigen Wirklichkeit Gottes. Erst als

[1]) Das existentielle Ich, wie Fricke mit einem Terminus Kierkegards das Lebensgefühl Kleists bezeichnet.

religiöses Erlebnis wird das Ich-Erlebnis Kleists in seiner ganzen Tiefe verständlich. Erst dann ist das Geheimnis Kleists erahnt, wenn man erkennt, daß mit seinem Lebensgefühl eine religiöse Fragestellung unlösbar verknüpft ist: die Frage, ob die irdische Bestimmung gefunden oder verfehlt, die Forderung der konkreten Stunde erkannt oder versäumt wird, ob das Ich Gott und der immer von ihm durch das Schicksal an den Menschen ergehenden Forderung treu bleibt oder seinen ewigen Sinn verrät, eine Fragestellung, die auch das große Lebensthema keines Geringeren als Dostojewskis war. Und in dieser Frage nach der Erfüllung des mit seinem Leben, nicht mit dem Leben des Menschen überhaupt, sondern mit seinem, Heinrich v. Kleists einmaligem Dasein unlöslich gesetzten Sinnes liegt auch die ganze Wucht der Kant-Krise: nicht das war so vernichtend, wie die Kleistforschung bisher immer geglaubt hat, daß die Erkenntnis der Wahrheit überhaupt unmöglich war, sondern daß die für Kleist entscheidende Frage nach seiner Wahrheit, oder — religiös gefaßt — die Frage: Was will Gott von mir? ohne Antwort blieb, das ist es, was Kleist zerbrach, ihn in tiefstes Dunkel stieß. Angeekelt von allem Wissen wandte er sich ab vom „Betrug des Denkens", das ihn seiner Existenz und Bestimmung beraubt hatte, denn nur in actu, in statu realisationis existiert das Ich: „Handeln ist besser als Wissen".

Nirgends wird der Entscheidungscharakter des Daseins, den Kleist in seiner ganzen Qual durchleben mußte, deutlicher. Diese Krise war der tiefste und gefahrvollste Punkt seiner Schicksalslinie: heimatlos unter den geistigen Grundanschauungen seiner Zeit, dumpf die ganze Größe seiner Berufung spürend, mußte er eine Macht wie die katholische Kirche — und hier besteht eine deutliche Analogie zur Situation des modernen Menschen — in der die religiöse Substanz sicherer gewahrt schien als in der durch den Verlust derselben immer bedrohten protestantischen Welt, als die ungeheuerste Anziehungskraft empfinden. Die Sehnsucht, in die naive, ungebrochene Einheit des katholischen Kosmos zu flüchten, war verzehrend, für Kleist als erlösender Weg aus seiner Verzweiflung aber unmöglich. Es gab für ihn keine Flucht, weder mit Hilfe einer Idee — die idealistische Lösung — in ein Reich transzendentaler Freiheit, noch mit Hilfe der Phantasie — die romantische Lösung — in ein Reich des Traumes. Unlösbar und unentrinnbar war sein Schicksal bezogen auf die ganz konkrete Wirklichkeit der einmaligen Situation und des Anderen, und gerade in dieser Bezogenheit muß der Wille Gottes vernehmbar und durchführbar sein. Hier offenbart sich der echt protestantische Charakter der Religiosität Kleists: diese Erlösung — die Flucht in den Katholizismus — wäre für ihn gerade einer Verwirkung der wahren Erlösung gleichgekommen, wie ja auch der protestantische Mensch der Gegenwart, der durch Krieg und Revolutionen in seiner Autonomie erschütterte autonome Mensch sich aus dieser Erschütterung, aus dieser Situation der Bedrohtheit nicht in die katholische Heteronomie retten kann und will[1]). Er ist „um eine Ewigkeit älter" (Kierkegard) als der Katholizismus.

[1]) Man vergleiche dazu das für die Situation des Protestantismus in der

Und durch dieses undurchdringliche Dunkel der Ungewißheit über das Wie und Wann seiner Berufung, der er unentrinnbar verhaftet war, der er nicht entfliehen konnte, auch nicht in die Natur, diese „Kathedrale der Gottheit" — und einen Augenblick schien es, als wollte Kleist für das „reinste, menschlichste, einfältigste Glück", nach dem Willen der Natur zu leben, die quälend-ungewissen Möglichkeiten des Geistes hingeben[1]) — in dieser Finsternis geht in seiner Seele die Ahnung seiner dichterischen Sendung auf, wird ihm der einzige Weg sichtbar, auf dem allein es ihm möglich wurde, das Unaussprechliche, das Erlebnis der unbedingten Wirklichkeit des existierenden Ich, seinen unentrinnbaren Entscheidungscharakter, Gestalt werden zu lassen: die Dichtung.

Am reinsten und stärksten ist diese neue religiöse Wirklichkeit, die Kleist aus der Tiefe seines Ich-Erlebnisses erstand, in seiner hinreißendsten und unverstandensten Dichtung gestaltet, in der „Penthesilea". Ihr Sinn ist nicht die Antinomie von Liebe und Haß (als Vorstufe Strindbergscher Liebespsychologie), noch eine allegorische Einkleidung einer Philosophie, noch erotische Besessenheit, „sinnlos, ideenlos, aber bedrückend wie ein unheimlicher Traum, eine Vision von Wollust und Grausen" (Gundolf), und was sonst moderne Psychologie in dieser Dichtung hat finden wollen, ihr innerstes Geheimnis liegt — wie das aller Dichtung überhaupt — jenseits alles Nur-Psychologischen. Die ganze Tiefe des tragischen Konfliktes, in den Kleist gestellt war — der durchaus nicht der aus allen übergreifenden Zusammenhängen von Familie und Staat gelöste, absolut Einsame war, der in seinem Lebensgefühl beides vereinigte: die unbedingte Heiligkeit der von Gott gesetzten Gemeinschaft von Familie und Volk, denen sein Dasein entstammte, und des zur Freiheit eigenen Selbstseins berufenen Ich — die ganze Tiefe dieses Konfliktes ist in der „Penthesilea" dichterisch gestaltet. Beides schloß sich bei Kleist nicht aus, sondern war eine letzte, sich gegenseitig bedingende, das Leben ausmachende Polarität, deren Aufhebung ihm die Aufhebung des Lebens selber bedeutete, deren Einklang für Kleist aber höchstes Glück war. Familie und Volk aber, denen Kleist existentiell verbunden war mit einem Ernst, wie ihn Idealisten und Romantiker kaum begreifen konnten, standen der persönlichsten Forderung seines Ich immer entgegen. Das verzweifelte Bemühen Kleists, in den Augen seiner Familie etwas zu gelten, dem Staate als nützliches Glied sich einzuordnen, ist nur ein schwaches äußeres Zeichen dieser ungeheuren inneren Spannung. Beides: der Verrat am Ich, wie der Verrat an der dieses tragenden Gemeinschaft war ihm unmöglich. Selten ist mit solcher Intensität die Heiligkeit des konkreten Ich und die der übergreifenden Wirklichkeiten von Familie und Staat gefühlt worden. Und in dem Stehen zwischen diesen Polen liegt die ganze Tragödie Kleists und seiner Penthesilea als reinstes Zeug-

---

Gegenwart außerordentlich wichtige Werk von Prof. Paul Tillich: „Religiöse Verwirklichung". Furche-Verlag, Berlin, 1930.

[1]) Vergl. Prinz v. Homburg: 3. Akt, 5. Auftritt: Prinz: „Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück..."

nis höchster Selbstdarstellung, in der Kleists „innerstes Wesen liegt, der ganze Schmerz zugleich und Glanz" seiner Seele.

Mit der Seherkraft des echten Dichters hat Heinrich v. Kleist im siegenden Tod der Penthesilea seinen eigenen Tod gestaltet. Denn in seinem Tode, dieser letzten, geheimnisvollsten Tragödie die er schuf, hat Kleist noch einmal, „wieder nicht durch den Gedanken, sondern durch sein Leben, durch das Opfer seines Daseins die ergreifende Auslegung dessen gegeben, was seine Dichtung enthält, und was sie will: Sie will nicht den Menschen durch die Zauberkraft der Form und der ästhetischen Distanz in den Schein unwirklichen, existenzlosen Daseins erlösen — sondern sie will durch die dienende Hilfe der mächtigen Form den Menschen hineinführen in die letzte wahrhaftigste, unentrinnbare Tiefe der Wirklichkeit, seiner eigenen Wirklichkeit, über die er immer wieder gedankenlos träumend hinweglebt, daß er erkenne, daß hier die ewige Frage an ihn gerichtet, hier die ewige Aufgabe ihm gestellt ist, daß er lerne, Stand zu halten und diesem, seinem Schicksal in das rätselhafte, unergründliche, verwirrende und vernichtende Antlitz zu blicken, daß er, die unendliche Sehnsucht nach seiner ewigen Errettung in der Brust, die furchtbare Macht der Endlichkeit kennen lerne, und daß er schließlich — durch den realen Schmerz hindurch — reif werde zur Seligkeit des rettenden Erlebnisses: des eigenen Gefühls, des freien, in sich selber und darin mit Gott einigen, unsterblichen Selbst" (Fricke, S. 201).

Die äußeren Phasen dieser letzten Tragödie des Dichters sind bekannt: das Scheitern der „Germania", der Zusammenbruch Österreichs, das Bündnis Preußens mit Napoleon, Kleists verzweifelter, aussichtsloser Kampf um die „Abendblätter", die verächtliche Ablehnung seines Prinzen v. Homburg wegen der „Feigheit des Helden", der ihn vernichtende letzte Besuch bei seiner Familie in Frankfurt und der abweisende Bescheid des Königs auf sein Gesuch um Einstellung in die Armee — alle diese Schläge, deren jeder tödlich sein konnte, entrissen ihm den letzten Halt, den letzten Rest von Sinn in seinem Dasein. Und auch die glücklichste Stunde im Leben Kleists — da er gehobenen Mutes dem Schlachtfeld entgegenzog (Aspern, 21. Mai 1809) — in der zum ersten Male sein innerstes Erlebnis und die Wirklichkeit, die immer gegen ihn gestanden hatte, im Erlebnis des Vaterlandes eins waren, in der ihn zum ersten Male Gott durch die Wirklichkeit deutlich ansprach, — auch diese Stunde schien nur gemacht, um sich alsbald in Trug aufzulösen, als ein Trug des Schicksals, der die Freiheit aufrief um die Willkür nur um so höhnischer triumphieren zu lassen, d. h. ihm auch diese letzte Möglichkeit, handelnd und dienend, mitschaffend dem Ganzen der Gemeinschaft und dem eigenen Ich verbunden zu sein, zu zerstören.

Nun war Kleist in äußerste Einsamkeit hinausgestoßen, der wie keiner vorher mit so tiefem Ernst nach Gemeinschaft mit Volk und Familie, nach einem ewigen Du sich verzehrte, der wie keiner vor ihm mit solcher Unerbittlichkeit der eigenen Berufung hingegeben war, ihrer Erfüllung sein ganzes Leben weihte und über den, geheimnisvoller Wille Gottes, der Zufall und die Endlichkeit ihre höhnendsten Triumphe feierten. Und aus dieser

restlosen Zerstörung seines irdischen Daseins, aus diesem Abgrund des Schmerzes und der Nacht seines Schicksals erhebt er sich, wie Penthesilea, sein geliebtestes Abbild, in unerhörtem Glanze, in niegekannter Stärke und königlichem Siegesbewußtsein zu der erhabenen Feier seines eigensten Todes in dem das ewige Ich über alles Zeitlich-Zufällige triumphiert, alle irdische Qual und Freude, alle nächtlichen Schleier, die sein Dasein verdunkelten, besiegt und überwunden zu seinen Füßen niedersanken. Nicht Flucht war es aus dem Leben, „das qualvollste, das je ein Mensch geführt", nicht Haß und Verbitterung aus unerfüllter Lebensgier, nicht unversöhnt, sondern versöhnt mit allen und allem — denn nicht andere, nur er selber war schuld an seinem Schicksal, wie er es in der Kant-Krise ausgesprochen: „Ich bin durch mich selbst gefallen, ich kann mich auch nur durch mich selbst wieder heben" — schied Heinrich v. Kleist, um heimzukehren zu dem ewigen Ursprunge und Grunde alles Seins: zu Gott und zu sich selber. Im Glanze eines tausendfachen Lichtes löste sich ihm das Rätsel seines Lebens, die Frage nach seiner göttlichen Bestimmung auf Erden, überschwänglich auf: sein von der Flamme des Schmerzes verzehrtes Leben war ein einziges, reines Opfer, das, die Realität seiner dichterischen Verkündigung bewährend, die Wirklichkeit offenbarte, von deren unendlicher, göttlicher Kraft die Endlichkeit und das Schicksal überwunden werden, und seien sie von allen Dämonen der Hölle über jedes Maß verwirrt." (Fricke, S. 207.)

Das Zellen-Opfer.

Eine Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von Adolf Koelsch.

Aus dem Ei, das lange genug bebrütet wurde, schlüpft eines Tages ein Hühnchen. Der Abstand zwischen dem jungen Vogel und seinem Ausgangsgebilde ist groß, aber wir haben allerhand hübsche und jedermann geläufige Wörter, um den Abstand zu überbrücken. Sie heißen Entwicklung, Zellenvermehrung, Arbeitsteilung der Zellen, Wachstum und ähnlich.

Am stärksten haftet von diesen Ausdrücken das Wort „Wachstum" im Ohr. Denn Wachsen ist ein anschaulicher Vorgang, den jeder, auch der hinterste Laie, von vielen Gelegenheiten her kennt. Wachstum, das gibt es überall, wo etwas angesät wird, und auch dort, wo die Natur dem Menschen nicht unmittelbar untersteht, ist es vom Frühling bis in den Herbst hinein das verbreitetste und eindruckvollste Geschehen. Jeder hat auch in seiner Jugend dieses Geschehen am eigenen Leibe erfahren, und mancher, der in späteren Jahren sein Bäuchlein sich runden fühlt, hat den Eindruck, er wachse noch immer, wenn auch nicht mehr himmelwärts.

Dagegen ist dem Laien und — sagen wir es ruhig — auch den meisten Biologen die Vorstellung völlig fremd, daß mit der Herausbildung der Jugendform aus dem Ei auch ein Prozeß verbunden sein könnte, der Zelluntergang heißt und also das gerade Gegenteil von Wachstum bedeutet. Ich meine jetzt nicht jenen sehr gewöhnlichen Sach-

verhalt, daß die Zellen der Oberhaut, die Haare, Federn, Nägel und Blutkörperchen einem fortwährenden Verbrauch unterliegen, sondern ich meine einen erst soeben bekannt gewordenen Prozeß, der im Körper anscheinend aller Wirbeltiere sich abspielt, und zwar schon lange, bevor das werdende Geschöpf reif ist zur Geburt. Dadurch wird das Wachstumsgeschehen eigentlich erst interessant. Denn wir stoßen hier plötzlich auf jene unsichtbaren und im wahren Sinn des Wortes dämonischen Faktoren, die den Formbildungsvorgang im Embryo lenken und hinsteuern auf sein jeweiliges Ziel. Wir werden auch gewahr, daß der Weg zum Ziel vom heranreifenden Keim nicht nur Wachstum verlangt, sondern auch Opfer.

Die Opfervorgänge, von Glücksmann (Heidelberg) eingehend studiert und dargelegt, spielen sich schon auf jenen frühen Stufen des Werdens ab, in denen der Embryo an die Herstellung der Rückenmarksrinne, der Ohrbläschen, der Sehgruben und anderer schlauch- und bläschenförmiger Vertiefungen geht. In allen diesen Fällen muß eine einreihige Zellenplatte eingekrümmt, gewölbt und in einen röhren- oder beutelartigen Hohlraumkörper umgeformt werden. Der menschliche Techniker, der aus einer Kupferplatte eine Schale von bestimmter Form herstellen will, verfährt rein mechanisch: er legt das Kupferblech auf eine Unterlage von bestimmter Krümmung und hämmert die ihm vorschwebende Schalenform langsam aus der Platte heraus. Der Organismus, der genau das gleiche Problem zu bewältigen hat, aber am eigenen Körper, geht grundsätzlich anders vor. Er zieht nicht und biegt nicht und drückt nicht, bis aus der ebenen Zellenplatte eine gewölbte wird, sondern bewerkstelligt die Einwölbung dadurch, daß er einzelne Zellen der Platte veranlaßt, sich selber allmählich durch Einschmelzung vom oberen Pol her zum Schwinden zu bringen.

Wir können uns diesen Vorgang an einem gewöhnlichen auf die Kante gestellten Meterstab leicht anschaulich machen, wenn wir uns vorstellen, daß etwa der Zentimeter Nr. 5 am oberen Rand plötzlich schmäler und schmäler wird, das heißt, sich langsam in einen Keil verwandelt, dessen Spitze nach oben ragt. Die Zentimeterfelder Nr. 4 und Nr. 6, die links und rechts von ihm stehen, werden dadurch schief zur Unterlage gestellt und am oberen Ende mit der Zeit einander so weit genähert, daß sie schließlich mit den Köpfen zusammenstoßen. Wird jetzt das Feld Nr. 5 durch Einschmelzung des Keils von der Spitze her immer kleiner gemacht, so entsteht an seiner Stelle von selber ein leichter Knick im Stab, d. h. die Einwölbung hat begonnen. Denkt man sich nun außerdem, daß die Einschmelzung nicht auf das Feld Nr. 5 des Zentimeterstabes eingeschränkt bleibt, sondern das gleichzeitig auch die Felder 11, 17, 21, 29 usw. allmählich auf die gleiche Weise ausgetilgt werden, so sind schon so viele Krümmungspunkte gegeben, daß alles in allem eine sehr starke Wölbung des Stabes verursacht wird.

Formung also durch Ausmerzung. Formung nicht durch irgendwelche Eingriffe, die von außen erfolgen, sondern durch Kräfte, die von innen her wirken, Formung durch Opfer!

Ist das nun aber nicht eigentlich etwas vom Sonderbarsten und Unbegreiflichsten, was es in einem nur auf sich selbst gestellten Keimleben geben

kann? Ist es nicht vergleichsweise wie in einer Gemeinschaft von Menschen, wo unter bestimmten Umständen, von deren Verwirklichung der Fortbestand oder die Weiterbildung des Gemeinschaftsganzen abhängig ist, einzelne aus ihrer individuellen Herrlichkeit zurücktreten, ja unter Umständen sogar in den Tod gehen müssen, damit die Wohlfahrt des Ganzen gesichert bleibt?

Ich habe eine starke persönliche Abneigung gegen jede rein anthropomorphe Betrachtungsart der Naturvorgänge und ihre entsprechende Auslegung. Und doch weisen die geschilderten Sachverhalte, die sich bei zahllosen Organbildungen im Körper regelmäßig wiederholen, zwingend darauf hin, daß schon auf diesen frühen Entwicklungsstufen des Embryos die Zellen sich verhalten, als ob sie geführt würden von einer Situation, die im Augenblick noch gar nicht verwirklicht ist, die aber überhaupt nicht entstehen könnte, wenn sich die Zellen nicht so benähmen wie sie es tun. Sie verhalten sich, heißt das, nicht eigensüchtig, sondern so, wie wenn ein übergeordneter Plan, den wir zwar nirgends zu fassen bekommen, dessen Wirken wir aber doch spüren, es von ihnen verlangt. Verlangt der Plan, daß die Zellen wachsen und bestimmte Plätze besetzen, so tun sie es. Verlangt er aber, daß sie von den eingenommenen Plätzen wieder verschwinden, weil nur auf diese Weise der Bildungsprozeß über die schon erreichte Stufe hinaus zur nächsten fortrücken kann, so geben sie sich selbst ohne Zögern auf und tilgen sich aus, als wäre das Abtreten im gerade vorliegenden Augenblick die einzig mögliche und sinnvolle Leistung im Dienste des Ganzen. Wir können das nicht „verstehen". Aber wir können wenigstens feststellen, daß es so ist.

In noch viel größerem Umfang spielt sich ein Vorkommnis ganz ähnlicher Art, das ebenfalls jetzt erst von dem Hallenser Anatomen H. Stieve durchschaut worden ist, sehr regelmäßig am Menschen ab, und zwar an der Mutter werdenden Frau.

Der menschliche Fruchtbehälter, diese kleine hohle Birne, muß sich während der Schwangerschaft ganz gewaltig vergrößern und verstärken, um den Unterkunftsansprüchen des werdenden Kindes gewachsen zu sein. Wie haben die Anatomen sich bisher den Verlauf dieser Umstellung vorgestellt? Stieve sagt hierüber:

„Im allgemeinen nehmen heute die Geburtshelfer an, daß während der Schwangerschaft lediglich alle Muskelzellen, die in der Wand der Gebärmutter schon vorhanden sind, sich recht erheblich vergrößern, daß aber, wenn überhaupt, doch nur ganz wenige Muskelzellen ganz neu gebildet werden. und zwar ausschließlich ganz zu Beginn, allerhöchstens bis zur Mitte der Schwangerschaft". Nach der Geburt soll sich der Fruchtbehälter dann wieder durch Rückbildung der Muskelzellen auf den früheren Umfang verkleinern. „Meist wird dabei noch erwähnt, daß (bei dieser Rückbildung) nicht eine einzige Muskelfaser zugrunde gehe."

Stieve hat das ganze Problem, das mit der Bereitschaftstellung des Fruchtbehälters zusammenhängt, an vielfältigem Material noch einmal untersucht und ist dabei zu Ergebnissen gekommen, die das verwaschene ältere Bild durch ein solches mit viel bestimmteren Zügen ersetzen. Denn nur

die oberflächliche Zellenschicht des Fruchtbehälters verhält sich so, wie man es früher vom Ganzen annahm. Die tieferen Schichten gehen eigene Wege: In ihrem Bereich entstehen, wie Stieve fand, „während der Schwangerschaft massenhaft neue Muskelzellen, und zwar in (vierfach) verschiedener Weise." Von diesen vier Bildungsweisen ist für unser Problem eine Entstehungsart besonders interessant. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß (schon ganz im Anfang der Schwangerschaft) zahlreiche freibewegliche Wanderzellen aus dem Mutterblut in die Wand der Fruchtbirne übertreten, sich dort ansetzen und mit der Zeit sich in typische Muskelzellen verwandeln, die das Organ nach dem vorliegenden Bedarfgrad verstärken. Ebenso bedeutungsvoll ist Stieves Feststellung, daß nach Ausstoßung der Frucht der ganze, ad hoc erschaffene Verstärkungsapparat wieder abgebaut wird, und zwar werden — dies ist vielleicht der merkwürdigste Zug — mit der Abbrucharbeit Angehörige der nämlichen Wanderzellenkategorie des Mutterblutes betraut, die im Beginn der Schwangerschaft zur Muskelbildung herangeholt worden waren. Die gleiche Zellenart arbeitet also nach dem neunten Monat grundsätzlich anders, als während der vorausgegangenen Schwangerschaft. —

Hier haben wir abermals den Fall, daß etwas, was in der Mutter wirkt und was ebenso wirkt in der Frucht und von welchem doch weder die Mutter noch die Frucht etwas „wissen", eine Situation übersieht oder kommen fühlt, schon bevor diese entstanden ist. Denn wenn die Wand des Fruchtbehälters nicht verstärkt würde, so müßte sie unter dem Druck der wachsenden Frucht bald zerreißen, und das wäre das Ende für Mutter und Frucht. Dieser Gefahr wird vorgebeugt, schon bevor sie besteht, indem die Wand des Fruchtbehälters fortlaufend so lange verstärkt und vergrößert wird, bis ihre Widerstandsfähigkeit nicht mehr zurückbleibt hinter den wirklichen Anforderungen. Dieselbe Instanz baut (zweitens) die Verstärkungen in dem Augenblick wieder ab, in welchem sie nicht mehr benötigt werden, und stellt den ehemaligen Zustand des Organs wieder her. Endlich — und das ist das Dritte, was merkwürdig ist — geht die Wiederherstellung, wie schon im eingangs besprochenen Fall, mit bedeutenden Zellenopfern vonstatten.

So stehen wir abermals vor der Tatsache, daß im Organismus eine Ordnung wirksam ist, die Sinnvolles schafft. Diese Ordnung selbst ist nichts, was man mit den Sinnen erfassen könnte oder von dem man sagen könnte, es sieht so und so aus, sitzt da oder dort und hat die und die Paragraphen. Denn jene Ordnung gehört dem Reich des Unstofflichen an. Aber sie ist da, ist tätig und benutzt den Stoff, um sich in ihm zur Geltung zu bringen. Sie stellt sich dar durch das, was sie schafft, und durch die Art, wie sie — ohne Wissen des Individuums — den Bedarf regelt. („Münch. Neuest. Nachr.".)

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 5 | Freitag, den 22. Mai 1931 | 7. Jahrgang

„Unzeitgemäße Schöngeistigkeit".

Von R. v. E.

In einer sehr bedeutsamen Rede in Bremen wies Rud. Borchardt darauf hin, daß der Ruf nach dem Führer in Deutschland sinnlos sei, daß jener Klageruf „du armes führerloses Deutschland" sich an die falsche Adresse — gewissermaßen an das Schicksal richte!

Allerdings, im tiefsten — nicht nur politischen, nicht nur wirtschaftlichen Sinn ist Deutschland führerlos! Aber nicht daran liegt es, daß die große Persönlichkeit, die wahre Führernatur in Deutschland nicht zu finden wäre, sondern daran, daß mit der Demokratisierung des Volkes, durch das verblendete Parteiwesen mit seinen beschränkten Augenblickszielen, die Fähigkeit dem Deutschen verloren gegangen sei, den Führer zu erkennen. Wo jeder das Recht hat, öffentlich seine Meinung zu sagen, wo jeder von Gnaden der Republik zum mitverantwortlichen Träger des deutschen Schicksals erklärt wurde — da geht das Gefühl für Autorität, die Fähigkeit der uneingeschränkten Ehrfurcht vor einem noch kaum verstandenen, aber geahnten Höheren verloren. Die Fähigkeit und der Wille zur Ehrfurcht sind Grundbedingungen für ein erfolgreiches Führertum.

Kolbenheyer hat in seinem mit ungeheurem Erfolge in Düsseldorf, Mannheim und Baden-Baden aufgeführten Drama „Jagt ihn — ein Mensch" dasselbe Thema in geistvoller Weise behandelt. Der Konflikt spielt sich in Industriekreisen ab, rein äußerlich gesehen gehört er zum Gebiet der Wirtschaftsfragen, aber — und das ist der Kernpunkt der Dichtung — in den geschlossenen Kreis rein wirtschaftlichen Denkens bricht plötzlich und sehr unerwartet ein völlig andersartiges, man könnte sagen „menschheitliches Denken".

Aus diesem Zusammenprall völlig artverschiedener Denkweisen erwächst die Katastrophe mit der Frage: wer ist stärker, wer hat das menschliche Recht zum entscheidenden Wort, zum Führertum — der wirtschaftliche Konzern oder der „Mensch"?

Der Chemiker Wengert hat eine neue Art Betriebsstoff, eine Energiequelle entdeckt, die berufen scheint alle bisher aus den üblichen Kraftquellen gespeisten Industrieunternehmen brach zu legen. Diese Entdeckung gehört nach Ansicht des Entdeckers der Allgemeinheit, nicht als Monopol irgendeiner Aktiengesellschaft oder einem Konzern. Denn nur sie, die Allgemeinheit dürfte imstande sein, die Not der Übergangszeit, Arbeitslosigkeit, Kapitalverluste usw. „erträglich" zu machen.

„Diese Not werden wir verhindern," erklärt einer der Direktoren der Aktiengesellschaft, bei der Wengert angestellt ist.

„Das können Sie nicht," antwortet dieser. „Weshalb?" ist die Gegenfrage. „Weil Sie nicht anders als wirtschaftlich denken können." „Glauben Sie, daß Ihre . . . Ihre Philosophie eine Not verhindern wird?" „Hier soll nichts aufgehalten werden, was nicht aufzuhalten ist. Aber möglichst schnell soll eine schwere Zeit überwunden sein, die kommen muß. Die neue Kraft gehört der Menschheit. Ich bin nicht mehr als ein Träger des Zufalls." „Sie hätten das Zeug zu einem Propheten! Sie sind der leibhaftige Anachronismus! Unzeitgemäß sind Sie!" „Ganz recht. Genau, wie Sie sagen. Auch die Zukunft ist, auf unsere Zeit bezogen, ein Anachronismus, ist unzeitgemäß. — Wer meiner Sache gegenüber nur wirtschaftlich denkt, denkt zeitgemäß; aber diese Zeit gilt vor meiner Sache nicht, da gilt der Anachronismus der Zukunft." —

Die Antwort des Generaldirektors ist so erfrischend zeitgemäß, daß sie zum Schluß noch hier Platz finden soll: „Nun ja, wir sind nicht da, um uns schöngeistig zu unterhalten. Wir stehen unter schwerer Verantwortung." Und Wengert: „Wir können nicht paktieren. Darum rede ich mit Ihnen schöngeistig."

Mit unerbittlicher Schärfe hat Kolbenheyer den Angelpunkt getroffen, um den sich das trostlose Vexierspiel der Politik und Wirtschaft von heute dreht, auch eine Art geschlossenen Konzerns, in den kein Andersdenkender, geschweige denn ein „Mensch" hineingelassen wird.

Nun aber tritt einer auf die Bühne Deutschlands, der nicht zum Konzern gehört, ein Vollmensch und ein echter Deutscher — der Philosoph Leopold Ziegler mit seinen „Fünfundzwanzig Sätzen vom Deutschen Staat".[1]) Wird man auch vor seinen eindringlichen Worten die Ohren verschließen, weil er nicht wirtschaftlich, sondern wie Wengert schöngeistig, prophetisch unzeitgemäß redet?

Im „siebzehnten Satz" finden wir folgendes: „Die moderne Demokratie ist sozusagen der politische Stil der bürgerlichen Gesellschaft. Indem wir das feststellen, stellen wir gleichzeitig den demokratischen Staat in den Zusammenhang ein mit anderen Ausdrucksformen der bürgerlichen Gesellschaft. Entwickelt sie nämlich als ihren politischen Stil die Demokratie, so entwickelt sie als ihren ökonomischen Stil die kapitalistische Geldwirtschaft, als ihren technischen Stil die allgemeine Anwendung von Arbeits- und Kraftmaschinen, als ihren mentalen Stil die hemmungslose Verwissenschaftlichung des Geistes. Tatsächlich ist in allen vieren derselbe harte Wille am Werk,

[1]) Darmstadt. 1931. Otto Reichl Verlag.

die Wirklichkeit der Menschen und der Dinge rational zu meistern. Wer mithin Demokratie sagt, meint unfehlbar einen bestimmten Staat, dem eine bestimmte Wirtschaft, eine bestimmte Technik, eine bestimmte Geistigkeit in jedem Zuge haargenau entspricht; als Demokratie und Kapitalismus, als Technik und „Intelligenz" verwirklicht sich im neunzehnten Jahrhundert das Gesellschaftswesen, welches Goethe und Hegel zu ihrer Zeit (und wer weiß mit welchem tiefen Argwohn) die „bürgerliche Sozietät" zu nennen pflegten. Das wollen wir indes nicht lediglich so nehmen, daß diese vier Grundformen der bürgerlichen Selbstverwirklichung gleichsam stilgesetzlich zusammengehören, oder daß man keine von ihnen beim Namen nennen kann, ohne die andern mitzurufen. Sondern es ist strenger noch so zu verstehen, daß sich die vier Stile des Staates, der Wirtschaft, der Technik, des Geistes andauernd beeinflussen, ineinander flechten, bedingen und durchdringen. Für die Erfassung der bürgerlichen Gesellschaft wird dies von größter Bedeutung, wobei wir freilich hier nur an einem einzelnen Beispiel die vielverschränkte Wechselbeeinflussung von Staat und Wirtschaft, Technik und Wissenschaft aufzuzeigen vermögen. Zu diesem Ende greifen wir am einfachsten nochmals auf die Menschenrechte zurück, mit deren Verkündigung die moderne Demokratie beginnt. Unter diesen Menschenrechten befindet sich auch die Freizügigkeit der Person, das vorgeblich „angeborene" Recht, ihren Wohnsitz nach eigenem Belieben zu wählen. Das will nun so lange offenbar nicht viel sagen, als der Auswandererzug in plumpen Planwagen auf steinichter oder versumpfter Landstraße trottet, oder als er in schwimmenden Särgen von den Plagen und Seuchen endloser Seefahrt aufgerieben wird. Anders jedoch, sobald die neuzeitliche Technik die Möglichkeiten des Verkehrs ebenso vervollkommnet, wie vervielfältigt; von nun ab hat das politische Recht auf Freizügigkeit etwas völlig anderes zu bedeuten. Betrifft dies die Freizügigkeit der Person allein? Mindestens im gleichen Grade die Freizügigkeit der Sachen, und hier wiederum der einen Sache ganz besonders, die immer mehr für alle Sachen steht: das Kapital, will meinen alles ersparte, zinsende, geldwerthabende und darum auch bewegliche Vermögen im Gegensatz zu allen „Realien". Liefert die moderne Technik also für eine wirkliche Freizügigkeit der Person auch die richtigen Voraussetzungen, so gilt dies verstärkt für eine wirkliche Freizügigkeit des Geldes; erst die Technik gestattet dem Kapital sein Wesensgesetz restlos zu erfüllen und stets nach der größeren Rente hin abzuwandern. Mittels Drahtnachricht, Ferngespräch, Funkspruch verständigt sich das große Geschäft des Zeitalters binnen Stunden um den ganzen Erdball. Ein einziges Signal — und an einer Stelle des Planeten verschwindet alles verfügbare Geld, um als deus ex machina an einer anderen Stelle unerwartet aufzutauchen. Über Weltmeeren, in der Steppe, in der Einöde wachsen plötzlich Häuser, Schlote, Börsen, Silos, Schienenstränge, Flugzeughafen aus dem Boden. Schwärme von Arbeitern, Angestellten, Agenten, Maklern, Jobbern sammeln sich, Güter stapeln sich zu wahren Türmen. In Los Angeles, in Hamburg, in Sidney, in Johannisburg, in Schanghai steigen fieberhaft die Kurse, in tausend Kanäle ergießt sich der glitzernde Strom der Dividenden. Alles steht in zauberischem Flor, — prosperity! Da ein zweites Signal

— und Klingsor's Zaubergarten aus Beton, Stahl und Asphalt beginnt zuerst unmerklich, dann merklich zu veröden. Das Kapital wendet sein befruchtendes Interesse anderen Gelegenheiten zu, wo bessere Profite winken, und einer anderen Gegend widerfährt derselbe Spuk. Unser Zirkel aber schließt sich. Dem freizügigen Gelde, welches unabänderlich der höheren Rente nachläuft, folgt der freizügige Mensch wie ein witternder Hund einer schweißenden Fährte. Längst hat ihn seine vielgeliebte Wissenschaft dazu erzogen, die ganze Wirklichkeit der Dinge auf Zahlen oder Gleichungen zwischen Zahlen zurückzuführen, und so auch sämtliche „Werte" des Lebens auf den runden Hauptnenner Geld, dessen Wahlverwandtschaft (chemische Affinität) zur Zahl uns die Augen springt. Voll Begierde, jede Chance schnell und unbedenklich auszunutzen, die ihm das System bietet, verläßt der einzelne stehenden Fußes Vater- und Mutterländer und rast hinter dem Kapital auf der Flucht um die Erde sklavisch her.

Die Freizügigkeit der Person, von der modernen Demokratie gefordert, gattet sich sozusagen mit Freizügigkeit des Geldes, von der modernen Technik ermöglicht. Und beide zusammen zeugen miteinander den neuen Typus des modernen Nomaden mit seiner ganz besonderen Mentalität, den wir nunmehr als den geschichtlichen Träger des Systems anzusprechen haben."

Soweit Ziegler. Im Anschluß hieran zeigt der Verfasser nun, wie dieser moderne Nomadentyp auf seinem Beutezug mit einem Konkurrenten zusammenstößt, dem das Nomadentum von Urzeiten her im Blute liegt, dem Juden. Der Antisemitismus ist im tiefsten Grunde der Kampf des beutehungrigen Nomaden von heute gegen den listigen und überlegenen Konkurrenten von alters her, dessen Methoden unbefangener sind. Das ausgewählte, oben zitierte Kapitel nimmt kritisch Haltung zur Lage von heute und wirkt in seiner epischen Kraft wohl noch stärker als Diesel in seiner „Deutschen Wandlung". Aber Ziegler bleibt hierbei keineswegs stehen, — Kritik am heutigen Zustand ist wahrlich nicht schwer —, er entwirft ein großzügiges Programm, das den Vorzug hat von der historischen Wirklichkeit Deutschlands ausgehend, nun wieder neue Wirklichkeit werden zu können.

Nun ist es ja keineswegs unbedingt die Geschichte, welche das Vorrecht genießen sollte, als Kronzeugin für oder wider jedes politische Programm angerufen zu werden. Eine solche starre Traditionsgebundenheit gab Nietzsche das Recht, vom „Nachteil der Historie" zu reden. Und es sind ja nicht die vielfach verknüpften Tatsachenreihen, die unser Recht zu dieser oder jener politischen oder kulturellen Richtung erweisen sollen, sondern die Deutung, die wir ihnen geben, der Sinnzusammenhang, den wir in den Tatsachen zu finden glauben. Aus diesem vermeintlichen Sinnzusammenhang heraus suchen wir Wegrichtung und Ziel unseres politischen Handelns zu bestimmen.

„Im Staat und als Staat gibt sich eine menschliche Lebensmannigfaltigkeit, gibt sich ein Stamm, ein Volk einen Willen, da sie ohne Staat und außerhalb seiner nur „unwillkürlich", nur „triebhaft" und insofern nur „willenlos" oder „unwillentlich" zu handeln vermöchten. Und wir

merken uns schon hier, daß der Staat den Willen einer Volksgemeinschaft nicht etwa ermittelt, sondern daß er ihn in aller Strenge des Begriffes erst schafft und erzeugt", so Ziegler.

Diese Willensbildung kann sowohl von unten nach oben, wie von oben nach unten vor sich gehen.

„Beispielhaft für den Weg von unten nach oben sind die alten Stammesherzöge der Deutschen (die in freier Vollversammlung gewählt wurden), für den Weg von oben nach unten, die vormaligen Landesherren, deren Fürstenwürde in gewissen Geschlechtern rechtmäßig vererbt ward, oder der Tyrann, der Usurpator." Gehorsam gegen die „Herrschaftsmitte" ist mehr bei der Willensbildung von unten nach oben gewährleistet, weil die freie Wahlhandlung in sich „das Gelöbnis eines freiwilligen Gehorsames" einschließt.

Aber der Schauplatz einer solchen Wahlhandlung „ist der schmale Raum, ihr Ausmaß die geringe Zahl", also seine Grundbedingung „Schollentreue und Bodenständigkeit."

Bei erweitertem Raum wird der „unmittelbare Akt der Schilderhebung" zum mittelbaren. Durch diesen Instanzenweg aber wird bereits das Gehorsamsverhältnis der Wählerschaft zur „Herrschaftsmitte" gelockert.

„Grundsätzlich gesprochen — sobald der Staat die dörfliche und städtische Gemarkung überschreitet, ist er als reines Wahlreich nicht mehr möglich. Wahl und Ernennung fordern sich dann gegenseitig und neben dem gekürten Vertrauensmann bodenständiger Gruppen tritt der Beauftragte der Herrschaftsmitte, ihr Bevollmächtigter und Beamter."

Wir übergehen hier die feinsinnigen Ausführungen des Verfassers über die Entwicklung des Lehensstaates, „der innigen Verbundenheit von Lehensmann und Lehensherr" und ihre gegenseitige Bindung durch die fides, das „Gelöbnis des empfangenen Schutzes von oben, der geleisteten Gefolgschaft von unten" — „ein System von wechselseitigen „Diensten", zutiefst verklärt durch die Weihe der Todbereitschaft", ferner auch die völlig andersartige, gegensätzliche Entwicklung des Stadtstaates, der Bürgerschaft als „Körperschaftsstaat" in dem es sich um die Verwirklichung der Demokratie handelt und zwar „als Kampf in der Stadt um die uneingeschränkte Selbstverwaltung der berufsständischen Körperschaften."

Und nun gipfeln sich diese verschiedenen Strömungen in der Geschichte Deutschlands, ja Europas auf zum ersten Versuch, ja „zum vollkommenen und frühesten Modell des absoluten Staates, der als territorialer Beamten- und Obrigkeitsstaat in den nächsten vier- bis fünfhundert Jahren zu seiner geschichtlichen Vollreife ausgedeiht" zum sizilischen Königreich Friedrich II und fünfhundert Jahre später zu der Geburt der modernen Demokratie „im geschichtsleersten Raum der Erde" in Amerika, zum contrat social, d. h. einem „Gesellschaftsvertrag" zwischen Herrschaftsmitte und Untertan. „Für Europa aber wird es zum bestimmenden Ereignis, daß Frankreich der Nordamerikanischen Union nachfolgt und den abendländischen Geschichtsraum durch Umsturz und Gewalt künstlich **entschichtlicht.**" Und in diesem Augenblick — mit der Verkündung der „Menschenrechte" wird als ihre unabweisliche Folge „die Partei" geboren.

Ziegler bestreitet die Wahrheit des Artikels 21 der Weimarer Verfassung „die Abgeordneten sind Vertreter des ganzen Volkes." „Was zeigt sich? Die Parteien wählen — aber ihre Gewählten sind Abgeordnete des Volkes, nicht der Partei, vertreten ihr Volk in seiner Gesamtheit, vertreten nicht ihre Partei! Mit dieser überaus sonderbaren Auslegung des Wahlvorgangs steht und fällt das demokratische System." „Artikel 21 der Verfassung aber zieht gleichsam die mathematische Wurzel aus der fundamentalen Irrlehre aller moderner Demokratien."

Wundervoll ist der „sechzehnte Satz" Zieglers, in dem er den Rousseau'schen Begriff der „volonté générale" einer Kritik vom deutschen Standpunkt aus unterzieht. „Für uns ist Volk etwas wesenhaft anderes als die Gesamtheit derer, die dem Staat als wollende gegenübertreten. Mindestens seit Herder, ... wagen es Männer wie Fichte und Görres, Ranke und Wagner, auf ihre Weise die uralte Auffassung des großen Orients zu erneuern, wonach das Volk keineswegs die naturrechtlich verklammerte Assoziation von Einzelmenschen ist, sondern eine kosmische Ausgeburt und Lebensganzheit, und so gerade eine Gottesschöpfung, ja eine Gottesoffenbarung." „Volk, das ist ein heimlich webendes, ein dunkel trächtiges Ungefähr, im Bilden und Bauen, im Wirken und Handeln dem bewußtlosen Schalten der Natur nach ganz nahe."

Sind das nicht völlig „unzeitgemäße" Worte, „schöngeistige Reden" in einer „wirtschaftspolitisch" denkenden Welt? Ist das nicht Wengert unter den Vertretern des Großkapitals? Ein Anachronismus, wie das Wort von der „Lebensganzheit eines Volkes" seinen „organischen Wachstumsgesetzen" — aber die Zukunft ist nun einmal, verglichen mit der Gegenwart auch ein Anachronismus, etwas Unzeitgemäßes, deshalb gerade heute für jeden „zeitgemäß, der seine Augen nicht nur dem Heute und Morgen zuwendet, sondern weiter blickt." Und nun folgt jene Schilderung des freizügigen, heimatlosen Nomaden der heutigen Welt, wie wir sie ausführlich am Anfang unserer Besprechung wiedergegeben haben.

„Demokratie und Kapitalismus, Technik und Mentalität des verwissenschaftlichen Geistes bilden zusammen das, was Eugen Diesel mit dem einprägsamen Begriff „Überreich" bezeichnet."

Aus dieser „vierfachen Wurzel" ist jenes „Überreich" erwachsen, das völlig unabhängig von dem historisch gewordenen Schicksalsraum den Planeten zu unterjochen droht. Sein Träger, sein Exponent ist die Masse, sein Kampf um die Macht, ist der „Klassenkampf". Das Volk ist ausgeschaltet, das Proletariat betritt die Weltbühne.

In diesem Kampf um die Proletarisierung des Bürgertums greift der russische Sowjetstaat ein, „ein Staatswesen, das in manchem Zuge sogar dem Körperschaftsstaate ähnelt. Auch dieser Staat der Sowjets begnügt sich jedoch, der Demokratie getrotzt und die „Kapitalisten" ausgerottet zu haben. Daß im übrigen der proletarische Fanatismus für die rationalen Gebilde des Überreichs, für Wirtschaft, Technik, Wissenschaft, Fortschritt die Wesenheit des Volkes im Kern zerstören müsse, läßt sich der Parteigänger des vierten Standes noch weniger träumen wie ein braver Durchschnittsbürger der Nordamerikanischen Union. Eben das zur Macht

aufgestiegene Proletariat wird es niemals verstehen, daß Volk und organisierte Masse einander wie Öl und Wasser ausschließen."

Was ist zu tun, um die Macht des „Überreichs" zu brechen?

Kein ernsthafter Mensch „vermag sich mehr ein politisches Dasein zu denken, einen Arbeitsvorgang ohne Maschine, eine Wirtschaft ohne Kapital, ein geistiges Leben ohne Wissenschaft. So gilt es mit nichten das Überreich gewaltsam zu zerschlagen [1]), sondern im Gegenteil, es sorgsam abzubauen, Stein um Stein und Lage um Lage, so weit und so lange, bis das von ihm erwürgte Volk wieder freien Atem schöpft."

Die heutige Demokratie ist die „klassische" Staatsform *gegen* das Volk. „Um Staat für das Volk zu werden, Staat des Volkes ... muß sie recht und schlecht aufhören Demokratie zu sein."

Es muß der heute übliche Weg, der „vom Staat zur Partei, von der Partei zur Klasse, von der Klasse zur Masse ja zur Vermassung führte" umgekehrt werden.

An Stelle der Partei sollen die „Körperschaften" treten, die „den einzelnen wieder enteinzeln" und ihn „in einen gewachsenen Gruppenzusammenhang zurückbetten."

Der „Körperschaft" entsprach im Mittelalter die Zunft, Gilde, Einung — es soll „die Werk-, Arbeits- und Leistungsgemeinschaft" sein, die allein wahlfähig ist.

Die gewählten Vertreter dieser Körperschaften wählen wiederum die der nächstführenden Stufe und so fort.

Jede Wahl von unten soll zu ihrer Endgültigkeit die Bestätigung von oben erfordern.

„Die höchste Körperschaft setzt sich im neuen Staat aus lauter Mitgliedern zusammen, die die Staffeln der anderen Körperschaften vollzählig durchlaufen haben. Das Überspringen von Stufen ist *im organischen Staat ebenso unzulässig, wie es in der organischen Natur, in der Biographie eines Menschen unmöglich ist*....."

In dem Kapitel über den Ausbau des sogen. neuen Reichstags, die Notwendigkeit seiner Überwachung durch die Öffentlichkeit, jene höchst fragwürdige Einrichtung stehen wunderbar lapidare Sätze, wie „nach unseren Erfahrungen mit der Demokratie haben wir keine Ursache, den Abgeordneten gleichsam einen Blankoscheck an Vertrauen auszustellen, um allen Argwohn auf die Regierungen zu häufen." Oder „es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die unwiderruflich gewählten Vertrauensleute des Volkes ihre eigenen Vertrauensleute bei jeder Gelegenheit (wenn nämlich die Minister in der Minorität bleiben) sollten zurückpfeifen dürfen wie einen Koppel junger Hunde, der sich von der Leine etwas weiter entfernt, als es seinem Herrn behagt."

Aber nicht nur das politische Überreich ist abzutragen, sondern „mit ihm zusammen das ökonomische, das technische und das mentale."

---

[1]) Der nicht unbedenkliche Weg des Nationalsozialismus! R. v. E.

Die Ideen Ziegler's zu einer Umgestaltung unseres „wirtschaftlichen Denkens" mögen die Männer vom Fach beurteilen, sie scheinen des Nachdenkens wohl wert.

In einer Übersteigerung der Technik sieht Ziegler eine enorme Gefahr. Mögen seine Gedanken auch phantastisch, „schöngeistig" anmuten, sie zeigen die Richtung an, in der die Technik marschiert — es ist sozusagen der Titanic-Weg [1]).

Angenommen, die Technik vollbringe ihre umwälzendste Leistung „in dem sie die Kraft aus den chemischen Elementen selbst gewinnt, die Atome des Kosmos auf technisch und ökonomisch „lohnende" Weise zertrümmern lernt und so die Ausbeutung der Energie ins Abenteuerliche treibt. Für diesen kaum zu bejubelnden Fall gäbe sie den Völkern die Urkräfte der Welt zu beliebigen Verwendung; ein Ereignis, auf welches der geschichtliche Mensch sittlich schlechterdings nicht vorbereitet ist und mit welchem er nicht rechnen konnte. Es wird ihn innerlich vollkommen aus dem Gleichgewichte bringen. Vernichtungswut und Größenwahn werden sich schauerlich in ihm vermählen und das Zepter der Allmacht wird in seinen unreinen Händen zur Geißel der Schöpfung werden. Die grauenhaften Verwüstungen im letzten Krieg sind nur Kinderspiel vor den Möglichkeiten, die mit dem endgültigen Triumph der Technik anbrechen. . ."

Und neben diesen Zukunftsmöglichkeiten der „Technik der Arbeit" noch die „Technik des Spiels", „die dem ruhesuchenden Menschen sein bißchen Muße raubt und ihn je und je in einen Dauerzustand seelischer Übererregung setzt."

Und wiederum neuen Bildern begegnen wir im „vierundzwanzigsten Satz". An Stelle der fünf Erziehungswege des größten Volkserziehers Konfutse „Fürst und Diener, Vater und Sohn, Gatte und Gattin, älterer und jüngerer Bruder und der Verkehr der Freunde" hat unser Überreich „die Gestalt des Nächsten auf den fünf Wegen heimlich vertauscht gegen einen menschenähnlichen Sachwert, von dem es unter bestimmten Voraussetzungen bestimmte Leistungen erwartet. Auf solche Weise mißrät dem Überreich jede menschliche Gründung zum Betriebe."

Wer ist daran schuld? Unser mentales Überreich, unser „verwissenschaftlichtes" sachliches Denken.

Aber überall steht auf den Toren dieser Wissenschaft das Wörtchen „Krisis". „Wie auf das Stichwort eines unsichtbaren Regisseurs beginnt sich unser Vorstellungsraum gleichzeitig mit vorwissenschaftlichen und mit überwissenschaftlichen Inhalten anzufüllen [2])." „Wir wünschen zu vergessen, indem wir uns wieder zu erinnern beginnen; wir möchten im Unterbewußtsein integrieren, was wir im Bewußtsein differenzieren mußten." Das sind allerdings unzeitgemäße Worte für das Ohr der Wissenschaft!

„Hier oder nirgends erfolgt der Durchbruch durch die eiserne Front des mentalen Überreichs . . ."

---

[1]) Vergl. Geistesarbeit Nr. 1. 1930. Visionen.
[2]) Wir erinnern hier an Prof. Dacqués Vorträge.

„Für die Erziehungsanstalten im modernen Staat kommt also alles auf eine richtige Mischung an der rationalen und irrationalen Seelentätigkeiten auf jeder organischen Stufe des Lebens und der Gesittung, je nach Berufsart, Alter und Geschlecht!" „Irrational" aber heißt bei Ziegler nicht „unvernünftig oder gar vernunftwidrig", vielmehr „vorwissenschaftlich und überwissenschaftlich".

„Inwieweit die Kirchen diese Bestrebungen zu stützen vermögen, wird über ihre Lebensdauer in erster Linie entscheiden . . ."

Das „heimliche Deutschland" scheint wahrhaftig zu erwachen.

„Das ist heller Hahnenschrei und blanker Morgenstrahl aus Deutschlands heilig alten Reichen, knapp einen Glockenschlag vor Tag das Nachtgespenst des Überreichs verscheuchend."

Wir wollen hiermit den Hinweis auf diese „unzeitgemäße Prophetie" schließen, der weiter nichts sein sollte, als ein Mahnwort an jeden Deutschen, sich die fünfundzwanzig Sätze Zieglers in Herz und Kopf zu schreiben. Sie sind es wert.

Kolbenheyers „Stimme".

Eine biologische Kritik der Zeit. Von Wilhelm Stapel — Hamburg.

Es ist ein Zeichen der erregten Zeit, daß kaum einer der bedeutenderen Dichter unserer Tage darauf verzichtet, mit Kundgebungen, Ansprachen, Erörterungen aktueller Art, also rein publizistisch, ja propagandistisch, den Willen der Zeitgenossen zu bearbeiten. Neben den Dichtungen häufen sich, Band um Band, die Aufsatzsammlungen. Die Ursache kann in einer sensiblen Aktivität vermutet werden, in einer überraschenden Reaktion auf das Tagesfällige. Das würde bedeuten, daß die Reaktionen nicht mehr fruchtbar werden, daß die Antworten auf die Vorgänge in der Welt nicht mehr langsam und tief zu Gestaltungen ausreifen, sondern daß man sich die Bedrängnis nervös von der Seele schreibt, nur um sie — los zu sein. (Diese Ursache wird man überall da annehmen müssen, wo die Anlässe zu den Äußerungen ephemer sind und wo die Polemik, zumal die um den Autor gruppierte Polemik, zum vorwaltenden Interesse wird.) Die Ursache kann jedoch auch eine starke logische Intelligenz sein: das logische Bedürfnis ist nicht mit der Lösung des Gefühls befriedigt, es sucht nach einer „philosophischen" Lösung. Der Überschuß an Intelligenz drängt zu einer denkenden Meisterung der Probleme. (Diese Ursache wird man überall da annehmen müssen, wo die Anlässe zu den Äußerungen philosophisch bedeutsam sind und wo es sich um die Ausgestaltung einer Grundeinsicht handelt.)

Zu dieser (selteneren) Art von Büchern gehören Paul Ernsts „Grundlagen der neuen Gesellschaft" und Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen". Vor kurzem hat auch Kolbenheyer eine Aufsatzsammlung veröffentlicht, die in diese Reihe gehört: „Stimme". (173 Seiten, geb. 6.80 Mk. Georg Müller Verlag, München. 1931.)

Kolbenheyer hat in diesem Buche 16 Aufsätze vereinigt aus der Zeit von 1919 bis 1930. (Einige der wichtigsten sind übrigens in den „Münchner Neuesten Nachrichten" zuerst veröffentlicht worden.) Von den drei genannten Werken ist dieses das konzentrierteste. Um es ganz auszuschöpfen, muß man die biologische Metaphysik heranziehen, die Kolbenheyer in der „Bauhütte" entworfen hat. (Einige Stücke aus den Scholien der „Bauhütte" hätte ich gern in der „Stimme" mit abgedruckt gesehen.) Liest man die Aufsätze ohne den Gesamtzusammenhang, so kann man, wie es geschehen ist (im „Eckart") manche Ausführungen für „abstrakt" halten. So etwa, wenn Kolbenheyer fordert, die Lehrer der Jugend sollten Ehrfurcht und Begeisterung schaffen, wird der Leser, der das nur psychologisch nimmt, unbefriedigt sein, er wird fragen: Ehrfurcht wovor? Begeisterung für wen und für was? Und wie soll er's anfangen? Dem aber, der den biologischen Ort dieser beiden Seelenkräfte kennt, tun sich weiteste Zusammenhänge konkreter Art auf. Es handelt sich in diesem Buch überall nicht um Abstraktionen, sondern um die Lebenswirklichkeit. Gerade Kolbenheyer zwingt von allen Idealismen, Hypostasen und Phantomen hinweg zu den wirklichen Lebenskräften und -notwendigkeiten.

*

Was mich im tiefsten angezogen hat, als ich diese Aufsatzsammlung las, war ein Doppeltes.

Erstens. Mich als Niederdeutschen mutet die Gedankenwelt der „Stimme" wie eine Fortsetzung und Erweiterung der Weltanschauung Stifters an. Stifter sieht vor allem den unzerreißbaren, den „ewigen" Zusammenhang des Lebens, das stille Sich-wandeln der Generationsfolgen. Er sieht die Menschheit wie „einen ruhigen Silberstrom einem großen ewigen Ziele entgegengehen". Er sieht „die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens". „Wie es mit dem Aufwärtssteigen des menschlichen Geschlechtes ist, so ist es auch mit dem Abwärtssteigen. Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß." Diese Weisheit Stifters klingt auch, artverwandt, zwischen den Zeilen Kolbenheyers. Diese Weisheit gibt dem Gefühl Beruhigung, der Erregung Tiefe. Zu der Anschauung des „ruhigen Silberstromes" aber bringt Kolbenheyer ein tiefes Verständnis für die Sturmzeiten der Menschheit, für die Notwendigkeit des Opfers und des Unterganges hinzu. Aus dem Epischen wächst das Dramatische auf. (In Kolbenheyers Werk läßt sich die Entstehung des Dramatischen aus dem Epischen aufzeigen an den „Heroischen Leidenschaften". Die späteren Schauspiele folgen dann rein dramatischen Gesetzen.) Nun erst ist das Ganze des Geschehens erfaßt: das stille Wandeln der Tage und die reinigende Katastrophe. Die Katastrophe ist nun nicht mehr nur ein Schreckliches, das nicht sein mußte, und vor dem man das Antlitz verhüllt, sondern sie ist die Geburt neuen Lebens. Der Aufruhr der Gefühle, das Aufbäumen des Willens sänftigt sich wieder auf einer neu gewonnenen Höhe des Lebens.

Uns aber, die wir zur Schärfe, zur Überspitzung, zum Aktivismus neigen, die wir ungeduldig, wachsam und heftig sind, die wir — die beste Abwehr ist der Angriff — „preußisch" zufahren, wohnt ein natürliches Ver-

langen inne nach der süddeutsch-österreichischen Richtung des Lebens, die sich uns bei Kolbenheyer in einer überlegenen Größe darstellt wie bei keinem andern. Es ist die Richtung auf das Gehaltene (nicht das willensmäßig Zusammengerissene, Verhaltene), auf das Ruhige (nicht zur Ruhe Gezwungene), auf das Maßvolle (nicht am Unerreichbaren Gemessene). Das große Paradigma ist Nietzsches Vorliebe für Stifters „Nachsommer". Dieses natürliche Bedürfnis ist der innerste Grund dafür, daß Kolbenheyer in Norddeutschland eine unbedingte Gemeinde hat. Damit hängt es zusammen, daß wir Niederdeutschen nicht, trotz aller Beziehungen, mit den Nordgermanen ein Reich gebildet haben (romantische Ideen dieser Art reichen bis in die Gegenwart und blitzen auf in Hans Friedrich Blunck's „Volkswende"), sondern daß das Reich sich von den Niedersachsen nach Süden und Südosten zu den Bajuwaren und Österreichern hinüber erstreckt hat und notwendig immer erstrecken wird.

Zweitens. Was Kolbenheyer in der „Stimme" vorträgt, kommt aus einer biologischen Gesamtanschauung. Diese Anschauung ist „naturalistisch", sie geht auf die biologisch verstandene *Natur* zurück. Da ist freilich kein Raum für die „Hypostasen" der Theologie. Da ist kein deus extra et supra naturam. Aber es wäre falsch, Kolbenheyers Anschauung als eine verfeinerte Abart des Materialismus aufzufassen. Wohl geht er auf dem Wege der Säkularisation des Geistes weiter. Aber er geht über den Materialismus, dessen Inbegriff die gleichsam handgreifliche Materie ist, und über den Positivismus, dessen Inbegriff das Phänomen ist, entscheidend hinaus. Vielmehr, seine Anschauung stammt aus einer anderen Wurzel. Materialismus und Positivismus sind *rationaler* Art, Kolbenheyers Naturalismus ist *mystischer* Abkunft. Nicht die bewegte Materie, nicht die Relation von Phänomenen, sondern das Ewig-Lebendige, das um seine Gestalt im Anpassungskampfe Ringende, das „Plasmatische" ist Kolbenheyers Grundbegriff. Plasma ist Keim, Erbe und Gestaltungsmöglichkeit. Das ist ein Begriff, der nicht zufällig gerade von einem *Künstler* zur Grundlage einer Weltanschauung gemacht worden ist. Dieser, wenn ich so sagen darf, Plasmatismus hat gegenüber den beiden westlerischen Weltanschauungen eigentümliche Vorzüge: er hält den Blick umfassend auf das Ganze gerichtet und begreift alles Individuelle in seiner Funktionalität; er erkennt die überindividuellen Ordnungen, also das, was *vor* allem „Willen" liegt, als entscheidend für die Individuen; er verzichtet auf den Entwicklungsoptimismus und dessen naive Wertungen in „höher" und „niedriger", denn er verlegt den Akzent von dem unerkennbaren „Endziel der Entwicklung" auf das plasmatische Erbe, er verzichtet damit auf die primitive Teleologie der Rationalisten und führt den Begriff der Notwendigkeit ein; er gibt in der natürlichen Unterscheidung von devastierenden und aufbauenden Kräften des Lebens eine überindividuelle Wertordnung, die aus der bloßen Subjektivität herauszuführen vermag.

Dadurch, daß der metaphysische Grund aus dem Bewußtsein — nicht in eine erkennbare Materie, wohl aber — in das Plasma verlegt wird (man denke dabei an die religiöse Antithese des unbegreiflichen Gottes gegen den erkennenden, richtenden Menschengeist), dadurch daß der Begriff

des Erbes eine neue Würde erhält (man denke an die religiöse Antithese des verlorenen Paradieses gegenüber der idealen irdischen Zukunft), dadurch daß eine „notwendige" Scheidung der Werte in devastierende und aufbauende Werte gesetzt wird (man denke an die religiöse Antithese: Himmel—Hölle), leistet Kolbenheyers Metaphysik, was kein Materialismus und Positivismus zu leisten imstande ist. An der Metaphysik Kolbenheyers, die freilich naturalistisch ist, zieht mich dies an, daß sie — mir erlaubt, Christ zu sein. Sie schließt das Religiöse nicht aus, so wie einst der klassische deutsche Idealismus das Religiöse nicht ausschloß. Hingegen machen die rationalen, westlerischen Philosophien des Materialismus und des Positivismus jede redliche und ehrfürchtige christliche Position unmöglich, weil sie das Religiöse zu einer überwundenen oder zu überwindenden „niedrigen" „Entwicklungsstufe" degradieren. Der Plasmatismus Kolbenheyers ist eine ehrfürchtige und konservative Weltanschauung, die in ihrer metaphysischen und ethischen Haltung das spezifisch Deutsche ausprägt, während Materialismus und Positivismus ihrer Art nach besserwisserische und zersetzende Weltanschauungen sind. Auf dem Wege der Säkularisation des Geistes wahrt Kolbenheyer die deutsche Linie. Dieser Weg kann weder zum Skeptizismus noch zum Nihilismus, weder zu achselzuckendem Spott noch zur Gewaltsamkeit führen, denn auf diesem Wege bewahrt auch eine entgötterte Zeit noch die Haltung des Staunens und der Anbetung. Es ist keine unheilige Säkularisation. Sie steht nicht in feindseligem Widerspruch zur Religion, und der Fromme findet in ihr keinen Anstoß.

*

Kolbenheyers Aufsatzsammlung besteht aus zwei fast gleichen Teilen. Der erste Teil behandelt politische, der andere ästhetische Fragen, sowohl grundsätzlich wie zeitkritisch.

Die politischen Aufsätze beginnen mit einer Stellungnahme zum Vertrag von Versailles und schließen mit einer Stellungnahme zur Räumung des Rheinlandes. Den Anfang macht ein Protest gegen Kleinglauben und Defaitismus. Wichtig ist in diesem Aufsatz besonders die Unterscheidung zwischen „dem entwickelten, differenzierten plasmatischen Besitz" und dem „urtümlichen, noch unentwickelten plasmatischen Besitz". Die Kultur ist diesem „Urbesitz" gegenüber sekundär. Weil das deutsche Volk trotz seiner Kulturhöhe noch viel unentwickeltes Plasma hat, darum ist es ein jugendliches Volk. Und darum kann es von den Gegnern nicht dauernd unterdrückt werden. So sucht Kolbenheyer ein „logisches Fundament", um die Stimmungen des Kleinmutes abzuwehren. Die Ausführung bringen dann die nächsten Aufsätze. Da wird der Begriff des „naturalistischen Konservatismus" geprägt, der Begriff Paneuropa wird als unwirksame Ideologie erwiesen. (Es ist der Versuch, ein Europa zu schaffen, „das dem biologisch am meisten verausgabten Volke Schutz auf Kosten der Lebensbestände der anderen Völker sichern soll".) Der „volksgeartete" Geist wird dem Assimilationsgeist entgegengestellt. Das Verhältnis von Volk und Führer wird biologisch bestimmt. („Es gibt kein gewolltes, kein gesuchtes, kein gewähltes Führertum, nur ein gewachsenes.") Zum Schluß werden

zwei Aufgaben gewiesen: der deutsch-österreichische Anschluß und die durch die Rheinlandräumung noch keineswegs erreichte Lebensfreiheit des deutschen Volkes.

Wesentlich ist, daß Kolbenheyer nicht nur das deutsche Volk sieht, sondern daß er seine Gedanken vom Zustand der gesamten Menschheit aus entwickelt. Der Lebensbestand des deutschen Volkes wird wegen seiner funktionalen Bedeutung für das Ganze der menschlichen Entwicklung verteidigt. Kolbenheyer vertritt das Recht dessen, der seine noch unentwickelten Kräfte entfalten muß, gegenüber dem, der eine biologisch nicht mehr haltbare Position durch die Unterdrückung des neu andrängenden Lebens zu festigen sucht.

Das plasmatische Erbe zu entwickeln, das jeweilig zur Entfaltung drängende Leben „über die Schwelle" zu heben, ist Aufgabe des Führers. Es ist die Aufgabe des schaffenden Menschen überhaupt, auch des Dichters. Kunst ist Lebenshilfe. Kunst ist die Umsetzung des unmittelbaren, fortzeugenden und kämpfenden Lebens in mittelbares Leben, das auf einer neuen Ebene der Reinigung, Festigung und Kräftigung des Lebens dient. Darum sind die beiden biologischen Wertkategorien des Aufbauens und der Devastation auch auf die Kunst anzuwenden. Der Künstler hat nicht sowohl eine Verantwortung vor einer hypostasierten „Kunst" als vielmehr vor dem Leben.

Die logische Geschlossenheit, die Horizontweite und die emotionale Stärke der metaphysischen Konzeption Kolbenheyers geben auch den tageskritischen Äußerungen des Dichters ein Pathos, das keinen Leser duldet, der eine unterhaltsame Amüsierpolemik oder eine geistreiche Bestätigung banaler Gedanken sucht. Es handelt sich hier nicht um Dinge, die nur für heute und morgen sind. (Aus den „Münch. Neuest. Nachr.").

Die Frau und das Buch.

Zum Tage des Buches am 22. März. Von Oscar A. H. Schmitz.

Der am Ende des letzten Jahrhunderts unternommene krampfhafte Versuch, nachzuweisen, Mann und Frau seien, abgesehen von dem rein äußerlichen Geschlechtsunterschied, völlig gleichgeartete Menschen, ist gescheitert. Die Frauen haben indessen dadurch nichts verloren, denn wenn auch die Vertiefung unseres psychologischen Wissens ihre Grundverschiedenheit von den Männern erwiesen hat, so zwingt uns zugleich das Durchdringen jener von Goethe zuerst vertretenen polaren Weltanschauung, in dieser Verschiedenheit des Wesens keine Verschiedenheit des Wertes zu erblicken. Zugleich ist im ganzen Abendland vom Werden einer neuen Geistigkeit die Rede, wobei es sich darum handelt, aus der Zwickmühle eines engen Entweder—Oder in ein freies, weltumfassendes Sowohl—Alsauch einzumünden. Jede Festlegung auf eine ausschließliche Theorie wirkt unfruchtbar, so in erster Linie die Anmaßung, die Welt ausschließlich aus der männlichen Psychologie zu verstehen. Die unwiderlegliche Tatsache, daß das Denk-

vermögen der Frau geringer ist als das des Mannes, beweist uns nicht mehr, daß darum die Frau nichts über den Sinn der Welt zu sagen hat, sondern daß der Sinn der Welt nicht ausschließlich vom männlichen Denken her verstehbar ist. Das Verständnis jeder Lebenserscheinung unterliegt gleichermaßen dem richtigen Denken und Fühlen. In besonderem Maße gilt das von den Erzeugnissen des Geistes, wie sie sich in Büchern spiegeln.

Daß Frauen heute aller Arten Bücher lesen, würde an sich nichts beweisen. Das könnte aus bloßem Geltungstrieb kommen. Aus diesem Grund hat der Mann auch heute sein Mißtrauen gegenüber weiblichen Urteilen, wenigstens in geistigen Dingen, noch nicht aufgegeben. Noch immer hat man leicht den Eindruck, daß Frauen die Bücher, die sie oft so gierig verschlingen, gar nicht verstehen. Meint man nun freilich mit Verstehen das männliche Verstehen, so hat man recht. Für die Frauen ist die Frage maßgebend: was bedeutet dieses Buch für mich? Ja das kann so weit gehen, daß das, was sie aus einem Buch herausholen, überhaupt nicht darin steht, zum mindesten von dem Verfasser gar nicht bewußt gemeint ist. Bisweilen liegt es wohl als unbewußte Unterströmung darin, und in solchen Fällen zeigt sich oft verblüffend die weibliche Intuition.

Solange wir nun unter Verstehen das einseitig objektive Verstehen des Mannes begreifen, muß unser Urteil über weibliche Buchkritik meistens negativ ausfallen. Erkennen wir aber an, daß es noch ein anderes Verstehen gibt, dann öffnet sich uns eine neue Welt, die es uns begreiflich macht, warum gerade die größten männlichen Geister immer wieder das Verstehen der Frauen gesucht und hochgeschätzt haben, nach dem Hölderlinschen Vers: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste". Gibt es nun für dieses weibliche Verstehen auch einen Beweis wie für das objektive Verstehen das prüfungsmäßige Ausfragen? Ja, aber dem Wesen der Sache nach ist er rein subjektiv. Die Wahrheit zu gestehen, auch ich weiß nicht, was eigentlich die Frauen mit Büchern machen, auf die sie sich flackernden Auges stürzen, und die sie einem, falls sie diese löbliche Gewohnheit haben, voll Begeisterung zurückbringen. Aber solche Frauen verleiben sich etwas von einem Buche ein und verwandeln dadurch sich selbst, was man bei der objektiven männlichen Lektüre nicht immer behaupten kann.

Ich weiß, nach dieser Verteidigung des weiblichen Verstehens von Büchern ist seine Fragwürdigkeit nicht behoben, und ich denke nicht daran, es über das männliche Verstehen stellen zu wollen, ich trete nur für seine Gleichberechtigung ein. Auch das wird den typisch männlichen Denkern als zu viel erscheinen, sie werden höchstens bereit sein, es nebenher für eine Teestunde zu dulden. Damit aber stellen sie sich selbst ein Armutszeugnis aus. Bei näherer Analyse dieses einseitig männlichen Denkens, das absolut nicht aus oder über sich hinaus kann, ergibt sich immer als Grundlage die Angst vor dem Irrationalem. Nun ist es aber der größte Triumph des größten Denkers, nämlich Kants, daß er auch die jenseitige Grenze des Denkens gegen das Irrationale und das Gefühlsmäßige sicher abgesteckt hat. Wer das Denken bis zu seiner jenseitigen Grenze durchschritten hat, vermag auch dem Teil der Welt gerecht werden, der durch das Denken nicht erfaßbar

ist, ohne daß dadurch eine Verwirrung objektiven Denkens entsteht. Diese tritt allerdings leicht ein, wenn sich denkschwache Männer, besonders in der Jugend, blind weiblichen Urteilen, etwa auch über Bücher und Kunstwerke, beugen. Was Frauen sagen, besonders was sie über Bücher sagen, ist infolge der subjektiven Beimischung bisweilen unzuverlässig. Wichtig ist nur, was sie meinen. Das aber wird am besten verstanden von Männern, die das Denken so sehr als zweite Natur besitzen, daß sie damit auch bewußt phantasieren können. Der tiefste Wert des weiblichen Denkens besteht nämlich darin, daß es unbewußt zum Teil Phantasie ist. Es sind wohl nie weibliche Kritiker von Rang zu erwarten, was natürlich nicht ausschließt, daß eine Frau ihrem Enthusiasmus über ein Buch auch einmal überzeugenden öffentlichen Ausdruck gibt, doch wird das geniale Verstehen der Frau immer gerade im Subjektiv-Persönlichen liegen und auch hier immer sein natürliches Kraftfeld finden.

Propyläen-Weltgeschichte. Herausgegeben von Walter Goetz. Professor an der Universität Leipzig. Im Propyläenverlag-Berlin. Das auf zehn große Bände berechnete Werk (fünf sind bereits erschienen), in mustergültiger, reich illustrierter Ausstattung, läßt eine ganze Reihe von führenden Historikern, Literarhistorikern und Wirtschaftslehrern zu Worte kommen. Unter ihnen begegnen wir auch Namen von Gelehrten, deren persönliche Bekanntschaft wir in den letzten Jahren in Reval und Dorpat machen durften, so den Professoren H. Freyer, Walter Vogel, Erich Marcks, Wiedenfeld. Wenn auch die Liste der Autorennamen nicht gerade auf ein einheitliches weltgeschichtliches Bild schließen läßt, so kann wohl bei einem so ungeheuer umfassenden Stoff wohl kaum ein solches verlangt werden und vollends dann nicht, wenn nicht Politik und Wirtschaft im Vordergrunde stehen, sondern weit mehr das Kulturproblem in seinen vielfachen Abwandlungen, d. h. die geistigen Strömungen und treibenden Kräfte, die im letzten Grunde den sozialen Aufbau, die Wirtschaft und die Innen- wie Außenpolitik bestimmen.

Es ist charakteristisch für diesen großangelegten Versuch, daß der Herausgeber sich nicht darauf beschränkt, den Anfang der Geschichte mit der ersten geschichtlichen Überlieferung gleichzusetzen, er geht weit darüber hinaus in die prähistorischen Zeiten, ja in die noch geschichtlich völlig ins Dunkel gehüllten Zeiten der Menschwerdung. Auch hier der Versuch, wie er in ähnlicher Weise heute die Philosophie beschäftigt, den Geschichte schaffenden Menschen bis in jene Urzeiten seiner Vergangenheit zurückzuverfolgen, da er noch ganz und gar Naturwesen und noch nicht Kulturmensch war, d. h. sein geistiges Gestaltungsgesetz noch nicht so deutlich in Erscheinung tritt, wie in den letzten fünf Jahrtausenden und sich der Mensch noch nicht über die Stufe des halbbewußt Instinktiven, Triebhaften erhoben hat. Es ist der gleiche Versuch, wie er Th: Litt neuerdings vorschwebt, wenn er an eine philosophische Anthropologie denkt, die berufen sein könnte die verschiedenen philosophischen Strömungen der Gegenwart in ein Bett zu leiten, eine Menschenkunde, die über dem frei und bewußt wollenden, verantwortlichen und durchgeistigten Menschen, „der um sich selbst weiß" seinen naturhaften Ursprung und jenes Band, das ihn noch heute mit der Natur verbindet, nicht vergißt und übersieht.

Es ist erfreulich, daß schon in der Einleitung von Walt. Goetz jene Reserve in der Beurteilung geschichtlicher Erkenntnis hinduch klingt, die weit davon entfernt ist, die Deutung weltgeschiltlicher Zusammenhänge auf rationalem Wege als einzig-mögliche hinzustellen. „Selbst die ältesten Zeiten der Geschichte", so heißt es in der Einleitung: „die Zeiten der Urgeschichte, die des alten Orients und Agyptens, sind erfüllt von dem blendenden Glück und von der tiefen Zerrissenheit alles Menschenlebens. Nicht nur die ihn bedrängende Natur, sondern auch die Auseinandersetzung mit seinem Schicksal treibt den Menschen zur Gestaltung einer

metaphysischen Welt, die sich nur aus den Hoffnungen und Bedrängnissen seines Innern aufbaut: jenseits von dieser irdischen Welt muß es ein Reich des Geistes und des Göttlichen geben, in das der Mensch nach seiner irdischen Wallfahrt eingeht ... Es ist eine zweite überirdischen Welt ... sie ragt in das geschichtliche Leben hinein, oft alles beherrschend, oft auch anderen stärkeren Einflüssen weichend, aber jedenfalls immer von hoher Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung ..." Diese präludierenden Tonfolgen geben die würdige Einleitung zu Hans Freyer's glänzendem Aufsatz über „die Systeme der weltgeschichtlichen Betrachtung". Klar und formvollendet entrollt sich vor uns das wechselnde Bild des historischen Standpunktes bis in unsere heutige Zeit. Hier sollte bloß auf dieses Werk hingewiesen werden, damit die Büchereien unserer Heimat es in ihren Bestand aufnehmen. Es ist ein hoffnungsvolles Wahrzeichen, daß trotz politischer und wirtschaftlicher Knebelung deutscher Geist noch immer lebendig ist.

Auf dem Hamburger Psychologen-Kongreß wurden nach dem Bericht von P. Feldkeller tierpsychologische Fragen behandelt.

„Einen außerordentlich beifällig aufgenommenen Vortrag hielt schließlich Prof. v. Uexküll über „Das Duftfeld des Hundes". Für die alte Biologie nämlich hatte die Tierseele nur eine einzige Umwelt, eben die des Menschen. Heute wissen wir dank dem Hamburger Institut für Umweltforschung, das von Uexküll geleitet wird, daß jedes Tier seine Spezialbühne hat. Für uns Erwachsene liegt der „fernste Raum" in jener Fläche, auf der wir die Sterne sehen. Für Tiere, Kinder und Naturvölker aber ist er bedeutend näher, für die Fliege ist er nur einen und einen halben Meter entfernt. Und die Mücken tanzen nicht in unserer Sonne, sondern in ihrer eigenen. Ebenso ist es mit der Zeit: ein „Moment" dauert für uns eine Sechzehntelsekunde, für eine Muschel etwa 13 Sekunden.

Dann untersuchte Uexküll mit vielem Humor das Verhältnis von Hund und Eckstein und die eigentümliche Bedeutung der Visitenkarten, die der Hund an Pfosten, Bäumen und Steinen in verschwenderischer Fülle abgibt. Offenbar ist der Hund bemüht, sich ein „Feld" zu schaffen, das seine eigene Farbe, d. h. Duftmarke, und nicht etwa die eines fremden Hundes trägt. Darum wird der fremde Geruch unermüdlich überpinselt, bis das bisher fremde Duftfeld in ein eigenes verwandelt worden ist. Wozu aber bricht nun der Hund überhaupt in das fremde Duftfeld ein? Warum pflanzt er seine eigene Duftfahne auf? Um zu bekunden: wo ich bin, da bin ich der Herr. Die Duftfelder sind also die Herrschaftsgebiete des dort zuletzt „eingetragenen" Hundes. ... Wird nun eine Hündin durch solche Herrschaftsbereiche geführt, so liest sie an den Ecksteinen gleichsam die neuesten „politischen Nachrichten" (wer jetzt dort Herr sei) ab. Dem Hunde selber aber dienen seine eigenen Wegmarken als Orientierung in seinem Hoheitsgebiet. Damit aber gewinnt das vielbesungene Treuverhältnis zwischen dem Herrn und „seinem" Hund doch ein ganz neues Gesicht! Der Hund belegt das Haus und Hof als sein Eigentum und opponiert leidenschaftlich gegen jeden fremden Geruch. Vom Hundestandpunkt ist also gar nicht der Hund der Diener des Herrn, sondern umgekehrt der Herr Besitz des Hundes. Und er verteidigt diesen nicht etwa aus „Treue", sondern aus dem Drang, sein Eigentum zu schützen. Das also ist die überraschende Grundlage der Symbiose von Mensch und Hund. Sehr geistreich erinnerte Ernst Cassirer an das bekannte Wort Rousseaus: der erste Mensch, der einen Zaun um sein Besitztum errichtete, hätte erschlagen werden sollen. Nach Uexkülls Theorie hätte man bereits den ersten Hund totschlagen müssen. — So fand der wohlgelungene Kongreß einen humorvollen Abschluß."

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 6 | Freitag, den 19. Juni 1931 | 7. Jahrgang

„Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft".

Von R. v. E.

Jenes bekannte sarkastische Wort Hamlet's, mit dem er das peinlich-überstürzte Nacheinander von Leichenfeier und Hochzeitsschmaus im dänischen Königshause dem Freunde gegenüber scheinbar zu entschuldigen sucht, hätte auch heute wieder seinen Platz in dem Betrieb der europäischen Staaten, der fälschlicherweise Politik genannt wird. Denn diese ganze Politik — nicht nur die, welche im Völkerbund gemacht wird — ist nichts anderes als schonungsloser Kampf des einzelnen, wie der Staaten um die Futterkrippe, nur leicht und sehr durchsichtig verbrämt mit dem zierlich drapierten Mäntelchen, das die verlogene Aufschrift trägt „Befriedung Europas".

Aber nicht die Auseinandersetzung der Staaten untereinander, nicht das Intrigenspiel ihrer Diplomaten, die diese „große Politik" machen, soll uns heute beschäftigen, sondern die weit tiefer führende Frage, ob und inwieweit wirklich die zum Idol erhobene Wirtschaft allein die Norm gebende Instanz für den einzelnen, wie für die Gemeinschaft sein soll, sein darf.

Im „armen führerlosen Deutschland" erhebt sich die Stimme eines Dichters — „unzeitgemäß" und „schöngeistig" für die „wirtschaftlich Denkenden" — die wohl verdiente auch über das Morgen hinaus die Ohren der Hellhörigen zu erreichen, wenn anders es in Deutschlands Sternen geschrieben stände, daß es nur dann nicht in den allgemeinen europäischen Zusammenbruch hineingezogen werden dürfte, sofern es seinem Wesen, dem Gesetz, nach dem es angetreten, treu bliebe.

Diese Stimme ist ein Kampfruf gegen die falschen Propheten, die die Wirtschaft zum Gott erheben wollen und den Tanz um das goldene, meist nur „vergoldete" Kalb auf ihre Fahne schreiben und diejenigen mundtot machen, die ihre Opfer einem anderen Gott darbringen.

E. G. Kolbenheyer, der Dichter-Philosoph, hat diese große und ernste Frage, die entscheidend ist nicht nur für die Existenz Deutschlands, sondern Europas, in seinem jüngsten Drama „Jagt ihn — ein Mensch" zu beantworten versucht und es ist ein hoffnungsvolles Zeichen am düsteren Horizont unserer, der deutschen Zukunft, daß dieses Schauspiel, wie kaum ein zweites der Nachkriegsdichtung, nicht nur mit beispiellosem Erfolg über die Bühnen Düsseldorfs, Mannheims, Baden-Badens und Münchens (Berlin scheint offenbar Bedenken zu haben!?) gegangen ist, sondern einen tiefgehenden und nachhaltigen Eindruck bei den Zuschauern geweckt hat.

Wir wissen, daß das Dichterwerk Kolbenheyer's — seine Romane, wie seine Dramen sich niemals mit irgeneinem lokal oder zeitlich begrenzten Problem begnügen, sondern jedes einzelne neben seiner aktuellen, erd- und zeitnahen Bedeutung noch einen symbolhaften Wert hat, eine Fragestellung, die tief in die Hinter- und Untergründe deutschen Wesens hinabreicht, Fragen an das deutsche Schicksal, sofern der Deutsche selbst verantwortlicher Gestalter — nicht nur Träger seines Schicksals ist.

So auch in seinem jüngsten Drama.

Der an den Astag-Werken (Allg. Stickstoff-Akt.-Ges.) angestellte Dr. Wengert hat einen Betriebsstoff entdeckt, der — falls sich alle Erwartungen des Entdeckers erfüllen sollten, die bisher üblichen Kraftquellen gewissermaßen außer Kurs setzt, da er um die Hälfte billiger ist, als jene. Die Erfindung ist bisher noch das Eigentum des Erfinders. Es entsteht die Frage, wem die Verwertung dieser alle bisherigen Energiequellen lahmlegenden Erfindung gehört, die als Monopol eines Konzerns diesem unübersehbare Machtmittel in die Hand liefern würde, voraussichtlich die uneingeschränkte Herrschaft auf dem Weltmarkt.

Dr. Wengert stellt sich in schroffen Gegensatz zum Direktorium der Astag, die den Betriebsstoff für sich monopolisieren will und vertritt den Standpunkt, daß eine solche die Weltwirtschaft umwälzende Erfindung der ganzen Menschheit gehöre, nicht ihm und nicht einem Konzern. Aber nicht nur die Direktion der Astag erhebt Anspruch auf das alleinige Besitzrecht, sondern die Arbeiterschaft hat von der Erfindung gehört und verlangt ebenso ihren Anteil am Gewinn. Zugleich aber spürt der Arbeiter die gewaltige und drohende Gefahr, die in dieser Maschine mit ihrem neuen Betriebsstoff liegt, die Entwertung der Menschenkraft, mithin Arbeitslosigkeit und Massenelend der Arbeiterschaft.

Diesen Bedenken verschließt sich Wengert keineswegs, er weiß, daß diese gewaltige Krise auf dem Gesamtgebiete der Technik sich zuerst als Katastrophe auswirken muß, daß das „Geschenk der Natur", seine Erfindung nur auf dem Wege des Opfers, der Opferbereitschaft erworben werden kann, daß sie erst nach einer Periode der Entbehrung, des Verzichtes ihren Segen der Menschheit bringen werde, die Unabhängigkeit von der lastenden Fronarbeit, Entlastung, Freiheit. Für ein solches Evangelium der Zukunft ist aber weder die Astag noch die Arbeiterschaft zu haben. „Das ist uns kein Trost, daß Menschen es einmal besser haben, als wir, wenn wir und unsere Kinder, unsere Arbeiterkinder, jetzt dafür verkommen sollen, daß es

andere einmal besser haben" — sind die Worte des Gewerkschaftsführers Zech. „Haben Sie unser Lebensrecht geschützt, haben Sie unser Glück gebracht durch Ihre neue Kraft," fragt er Dr. Wengert. „Falsch gefragt," antwortet dieser, „es geht nicht um Lebensrecht, es geht nicht um Glück. Es geht um das Leben selbst! Wir wissen alle: es ist eng und hart geworden um uns. Was aus den alten Kraftquellen herauszuholen war, ist herausgeholt. Wir erpressen die Natur, darum schenkt sie uns nichts mehr. Wer nach Glück fragt, hat es verloren. Wer Lebensrecht will, dem wird es verwehrt. Weil wir die Natur bewuchern müssen, haben wir das Geschenk der Natur nicht mehr. Die erpreßte Natur gibt nur die Notdurft und auf Notdurft steht der Bruderkampf. Wir neiden einander den Besitz der Kraftquellen, jeder will sie beherrschen, um sie dem andern zu verkürzen. Heiße der Neid Klassenkampf, heiße er Wirtschaftskampf, es ist Bruderkampf um der Notdurft willen. Und darum haben wir an Menschentum verloren. Das ist unsere Not, das ist der drohende Niedergang . . ."

Der Appell Wengerts verhallt fruchtlos, die Arbeiterschaft voller Mißtrauen, voller Angst, was dieses unheimliche „Geschenk der Natur" ihnen bringen mag, aufgehetzt von der chemischen Assistentin der Astag-Werke, der es nicht geglückt ist, Wengert mit seiner Erfindung für ihre rein persönlichen, zynisch egoistischen Pläne zu gewinnen — rottet sich zusammen und stürmt das Haus Wengerts.

Die im Gang befindliche Maschine wollen sie außer Betrieb setzen, eine Explosion zerstört das Werk und als ihr erstes Opfer fällt Wengerts Gattin zu Tode getroffen. Der Menschheitsbeglücker, der zu Tode gejagte „Mensch", aber bricht über der Leiche der Frau in die Knie mit dem schmerzerfüllten Ruf „Menschen — Menschen!"

Dies der kurz skizzierte Gang der Handlung, in die Kolbenheyer eine Fülle von weiteren Motiven und Themen hineingebaut hat.

So die glänzende Charakteristik des Generaldirektoriums mit ihren verschiedenen Typen wirtschaftlichen — von keinerlei ethischen Vorurteilen (Giersdorf in seinem Gespräch mit dem Chemiker Herner, der im Auftrage des Generaldirektors mittels Nachschlüssel hinter das Geheimnis Wengerts kommen soll!) belasteten Denkens, unter ihnen die sympathisch-vornehme Gestalt des Grafen Werbestorff, der sich in der keineswegs einwandfrei „sauberen" Gesellschaft „seine Weste sauber halten will" und auf die etwas gereizte Frage des Zentraldirektors Schembeck „Wie meinen Sie das?" kaltblütig deutlich antwortet „Genau so." So der charakteristische Gegensatz zwischen ihm und dem Frankfurter Direktor Stangino. Werbestorff glaubt noch an die Eigengesetze der Agrarwirtschaft „die Ackerkrume wird sich nicht umstellen, die biologischen Bedingungen des Pflanzenwuchses werden die gleichen bleiben", worauf der Repräsentant des modernen Nomadentums [1]) nur das verächtliche Wort hat „Rückschlag, Atavismus — Ackerkrume!!?" Hier steht Bodenständigkeit gegen Nomadentum.

[1]) Vergl. L. Zieglers „Fünfundzwanzig Sätze . . .".

Jedes Wort steht an seiner rechten Stelle und jedes Wort trifft ein ungelöstes Problem von heute.

Aber löst Kolbenheyer das große Problem, die große Frage überhaupt, ob die Wirtschaft heute die letzte Antwort zu geben hat, ob der Wirtschaftsführer heute noch der nationale Führer sein darf? Von seiten der Kritik ist diese Frage verneint worden — mit Unrecht, wie uns scheinen will.

Mit der Zerstörung der Wengertschen Maschine durch die Arbeiter ist doch weiter nichts gesagt, als daß seine Erfindung — vom Standpunkt der Generaldirektoren als Geschenk des Erfinders an die Menschheit und im Sinne der Arbeiter als Verhängnis für die Existenz der Arbeiterschaft — „unzeitgemäß" war, ein „Anachronismus", wie alles Zukünftige! Aber dies „Unzeitgemäße" hat doch nicht nur einen negativen, sondern einen höchst positiven Sinn. Wengerts Erfindung wäre nicht „unzeitgemäß" wenn der Zeitgeist nicht selbst allzu zeitgebunden d. h. im Hinblick auf die Zukunft rückständig wäre. Es ist der typisch demokratische und kapitalistische Geist, kurzum das „wirtschaftliche Denken", das jeden großen Wurf in die Zukunft hemmt, es ist das Denken von heute auf morgen, nicht weiter, Tages- und Konjunkturpolitik ohne jeden Heroismus der Opferbereitschaft. Eine billige Glücksethik anstatt einer Opferethik, die sich nicht ängstlich an jedem Verzicht und Opfer vorbeidrückt, sondern bereit ist, das tragische Schicksal freiwillig auf sich zu nehmen.

Diesen Willen zur Tragik wird niemand von der Masse verlangen, aber auch nicht von den Repräsentanten des Kapitalismus und der Wirtschaft. Das kann nur der geistige Führer mit starker Gefolgschaft, eine Aristokratie der Opferbereitschaft, die nicht nur das Verantwortungsgefühl für das karge Dasein von heute, sondern auch das für die Zukunft hat. In demselben Moment, da eine solche Führung unerbittlich ihren Willen durchsetzte, wäre das heute noch „Unzeitgemäße" sofort „zeitgemäß" im höchsten Grade.

Kurz zusammengefaßt predigt Kolbenheyer in seinem Drama dasselbe, was Ziegler mit seinen „Fünfundzwanzig Sätzen zum Deutschen Staat" [1]). Harte, unerbittliche Führung auf mühevollem, verzichtreichem Weg — aber erhobenen Blicks auf das Wesensziel des Menschen gerichtet, das nicht mit wirtschaftlichem Sattsein erreicht ist!

Eine andere Frage ist die, ob die Wirtschaft an sich und in sich die Möglichkeit birgt, durch eine einzige Erfindung ihren gewaltigen babylonischen Turmbau ins Wanken zu bringen? Theoretisch muß das zugegeben werden, so daß hieraus die seltsame Parallele entsteht, daß in der Wirtschaft selbst, in der Technik und ihren Erfindungen die gleichen zerstörenden und die eigenen Werte vernichtenden Faktoren liegen können, wie in den höllischen Instrumenten eines Weltkrieges! Das gibt zu denken, daß die überzivilisierte Welt sowohl im Frieden, wie im Kriege zum Untergang ihrer selbst führen kann, ja vielleicht führen muß? Wer heute noch glaubt, die zusammengebrochene Weltwirtschaft mit ihrem Gefolge, dem Staaten- und Massenelend, wieder „gebrauchsfähig" zu machen, die Schlinge, die sie dem

[1]) Vergl. Nr. 5 „Geistesarbeit", „Unzeitgemäße Schöngeistigkeit".

technischen Menschen als sein Eigenfabrikat um den Hals geworfen hat, wieder zu lösen durch wirtschaftliche oder technische Maßnahmen, durch das Rechenexempel der „großen Zahl", der gleicht dem Manne, der den Teufel durch Beelzebub, der Teufel Obersten, austreiben zu können glaubte.

Heute oder morgen muß sich auch für Europa die Frage entscheiden, ob der Konzern mit seinem wirtschaftlichen Denken noch irgend etwas erreichen wird, erreichen kann, um den völligen Zusammenbruch unserer Kulturwelt zu verhindern. Bisher hat er versagt und trotz aller eilfertigen Notstandsarbeiten, trotz aller Kommissionen, Beratungen, Finanz- und Handelsoperationen ist es um nichts besser, sondern schlimmer geworden.

Es ist eine Banalität, wenn von seiten der Wirtschaftsgläubigen mit Emphase das Axiom verkündigt wird, daß keine Kultur, keine lebensgestaltende Gemeinschaft ohne einen lebendigen Träger dieser Gedanken- und Tatwelt bestehen kann, mithin sein Leben — wirtschaftlich gesprochen — zuerst gesichert werden muß, damit eine Kultur überhaupt möglich wird. Das ist eine Selbstverständlichkeit, aber trotzdem hat es immer wieder in der Geschichte Augenblicke gegeben — und wir zählen sie zu den größten, erhebendsten —, wo das Einzelleben für eine höhere Idee freiwillig geopfert wurde! Diese völlig aus dem Rahmen wirtschaftlichen Denkens herausfallenden Momente passen allerdings nicht in ein rein rationales Programm, wie das des Marxismus, oder in den energetischen Imperativ des Monismus (der doch nur eine verkappte Form des Materialismus ist!), das Evangelium der Demokratie. Je höher die Menschheit oder ein Volk sich sein Ziel steckt, um so größer wird das Opfer sein, welches es für die Erreichung des Zieles bringen muß.

Kolbenheyer-Wengert verlangt dieses Opfer vom Menschen, um des „Geschenks der Natur" wieder würdig zu werden, d. h. um aus der heute hoch im Kurse stehenden Kategorie der „großen Köpfe" in die „des Günstlings der Natur" [1]) hinaufzurücken. Und dieser allein ist es, dessen „unzeitgemäßes Führerwort" heute im Stimmengewirr der zeitgemäßen „großen Köpfe" gehört werden sollte.

Und welche Lehre haben wir für unseren Schicksalsraum aus Kolbenheyers „unzeitgemäßem" Schauspiel zu ziehen?

Jede Kulturgemeinschaft, mag sie noch so klein sein, mag sie im härtesten Daseinskampfe stehen, verliert ihr Anrecht auf „Mitregierung" an seiner Umwelt, auch der ihr durch Schicksal noch so wesensverschiedenen, sofern sie um eines nahrhaften Linsengerichts willen ihr Erstgeburtsrecht als Kulturführer preisgibt.

Wir haben auf dieser Bahn schon erkleckliche Fortschritte gemacht und wenn sich anfangs auch hier und da Widerstände und Bedenken erhoben, so wird von Jahr zu Jahr der Ablauf — man kann ruhig sagen — Abstieg immer reibungsloser, glatter. „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft", aber trotz der Abstriche, die wir von unserem Kulturwillen gemacht haben, trotz aller wohlgemeinten Bemühungen unsere geistige Anspruchslosigkeit bis zum Mindestmaß herabzudrücken, scheint das wirtschaftliche Niveau sich keines-

[1]) Vergl. Würzbach, „Der Günstling der Natur und der große Kopf". „Aus deutscher Geistesarbeit Nr. 24. 1929.

wegs gehoben zu haben — im Gegenteil. Ist einmal die wirtschaftliche Seite unseres Daseins zum Angelpunkt aller Unternehmungen gemacht, wird alles, was wir uns als Bildungsgut zuführen sollen, nur vom Gesichtspunkt der späteren praktischen Verwertung, von seinem Nützlichkeitswert, seiner Rentabilität aus bestimmt, dann verzichten wir freiwillig auf das, was uns im Lauf der Jahrhunderte trotz aller Abhängigkeit von Fremdherrschaften „dauerhaft" gemacht hat.

Es ist eine oft genug gemachte Erfahrung, daß nicht der wirtschaftlich Denkende und Handelnde, der darauf angewiesen ist, „die Konjunktur auszunutzen", sein „Geschäft" in Sicherheit zu bringen, der Führer ist, der das Volkstum auf dem Wege seiner ungeschriebenen Wachstumsgesetze, seines historisch gewordenen Wertstufenreiches erhalten kann, der unbeirrt vom „Boden der geschichtlichen Tatsachen" sich die Idee des Volkstums als Ziel setzt. Denn eine solche unbeugsame Führergesinnung ist heute Hemmung und Belastung für den, der vorwärts kommen will, wirtschaftlich prosperieren will, sie verlangt Opfer und Verzicht.

Und wenn nun schon die Parole ausgegeben wurde, daß jenes Bildungsgut, das einst unseren Namen zu Ansehen gebracht hat, heute unzeitgemäß sei, wenn es zum guten Ton gehört diejenigen, die noch an seinen Wert glauben, Utopisten und Idealisten zu schelten, dann folgt sehr bald als unumstößliches biologisches Gesetz, daß auch der Hunger nach diesem Gut erlischt, daß man sich immer mehr und mehr daran gewöhnt, nach diesem Gut überhaupt nicht mehr zu fragen und wo es geboten wird, achtlos daran vorüberzugehen.

Unsere Bodenständigkeit ist uns genommen worden, ob die Bemühungen, sie wiederzugewinnen, zum Ziel führen werden, wissen wir nicht, aber auch unsere geistige Bodenständigkeit ist in Gefahr verloren zu gehen (wir haben keine deutsche Universität!) und sie wird in weniger als einem Jahrzehnt verloren gegangen sein, wenn wir ihren Wert nicht begreifen und Stück für Stück unser Erbe freiwillig abbauen.

Dann sind wir endgültig dem europäischen Nomadentum ausgeliefert.

Wir stehen leider trotz aller gegenteiligen Erfahrungen dem Standpunkt des Arbeiterführers Zech bedenklich nahe „wir brauchen das Jetzt, denn wir leben vom Jetzt... Das ist uns kein Trost, daß Menschen es einmal besser haben sollen, als wir, wenn wir und unsere Kinder, jetzt dafür verkommen sollen, daß es einmal andere besser haben!" „Haben Sie unser Lebensrecht geschützt, haben Sie unser Glück gebracht durch Ihre neue Kraft?" so fragt Zech den Erfinder Wengert.

Hat Wengert mit seiner Gegenfrage Recht „Falsch gefragt! Es geht nicht um Lebenskraft, es geht nicht um Glück. Es geht um das Leben selbst!" Und weiter, „nur das gesteigerte, veredelte Leben wird leben, kein anderes und keinesfalls das sattere."

Wollte man heute diese Frage auf Grund eines Volksbegehrens entscheiden, die Antwort würde nicht zweifelhaft sein, eine erdrückende Majorität würde sich gegen Wengert und für den Arbeiterführer Zech aussprechen. Beschränkte man die Frage auf die Großindustrie, oder die Wirtschaftskreise,

würde die Antwort unzweifelhaft dieselbe sein, denn wo finden wir dort den Wengert-Typ, der dem „satteren Leben" die Zukunft abspricht, sie aber nur dem „gesteigerten, veredelten Leben" zuweist.

Aber lehrt uns nicht das traurige letzte Jahrzehnt europäischer Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik das gleiche wie Wengerts unzeitgemäßes Wort? Wer sieht heute noch irgend einen Ausweg aus dem völligen Niederbruch: die bescheidensten Versuche den unsagbar eingeengten Wirtschaftsraum zu erweitern, werden sofort von einer stärkeren habgierigen Hand niedergeschlagen, „wir neiden einander den Besitz der Kraftquellen" — oder man schließt die Augen vor der offensichtlichen schweren politischen Gefahr und verbrüdert sich handelspolitisch mit Sowjetrußland, bis dieses eines Tages die europäische Maske fallen läßt und sein infernalisch-hunnisches Gesicht zeigt. Alle bisherigen Versuche auf dem Wirtschaftswege die Menschen satter zu machen, sind mißglückt — auch dort mißglückt, wo man radikal auf das „gesteigerte, veredelte Leben" verzichtete, wie im Sowjetstaat.

Sollen wir bei uns nun im engen Raum auch darauf verzichten, wenn wir nicht einmal die Garantie dafür haben, dadurch satter zu werden? Es hat fast den Anschein, als glaubte man durch Abwerfen unseres geistigen Ballastes höher steigen zu können, während das Umgekehrte der Fall ist.

Die Zukunft wird wohl den einwandfreien Beweis liefern, daß Wengert recht behalten wird, daß nur „ein gesteigertes, veredeltes Leben" uns aus den eisernen Fesseln der Wirtschaftsnot wird befreien können — denn erst dann, wenn der Führer vom Glauben an diese Kräfte getragen wird, wenn die, welche über die Kräfte, das Leben zu steigern, zu veredeln, verfügen, zu Worte kommen, nicht aber eine Majorität, die nur nach dem Sattsein fragt und deren Stimmführer, dann erst werden wir von uns sagen dürfen, daß wir „dauerhaft" geworden sind im Sinne Goethes,

„denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft".

Mensch und Werkzeug.

Von Wilhelm Vershofen.

In Bergsons bekanntem Buch „Schöpferische Entwicklung" findet sich bei der Gegenüberstellung von Intellekt und Instinkt die folgende interessante Stelle: „Aber weil es aus anorganischer Materie verfertigt ist," — der Verfasser spricht vom Werkzeug, das der Mensch geschaffen hat, — „kann es jede beliebige Form annehmen, jedem erdenkbaren Gebrauche dienen, das Lebewesen aus jeder neuauftauchenden Schwierigkeit ziehen und ihm unzählige Kräfte verleihen. Steht es dem natürlichen Werkzeug (so bezeichnet der Verfasser die von der Natur geschaffenen Organe) bei der Befriedigung des unmittelbaren Bedürfnisses nach, so ist es ihm beim minderdringlichen um so überlegener."

In diesen Sätzen ist eine interessante Unterscheidung vollzogen: Das natürliche Werkzeug, das Organ also, ist für die Zwecke der Befriedigung der dringlichsten Bedürfnisse nicht zu übertreffen; das Werkzeug aber, das der Mensch schafft, ist unübertreffbar zum Zweck der Befriedigung minder dringlicher Bedürfnisse.

Wir leben in einer Zeit, in der die von Menschen geschaffenen Werkzeuge eine unerhörte Mannigfaltigkeit erreicht haben, und in der auch das Tempo der Verbesserung und der Neuerfindung ein unerhörtes ist. Daraus aber würde sich u. a., wenn man Bergson folgen darf, schließen lassen, daß die Menschheit heute in einem bisher unerhörten Grade Wert auf die Befriedigung minder dringlicher Bedürfnisse legt. — Gibt es eine Unterscheidungsmöglichkeit in bezug auf die Dringlichkeit der Bedürfnisse? Innerhalb beweglicher Grenzen sicherlich. Alles, was zur Erhaltung der physischen Existenz des Menschen, was seiner Gesunderhaltung dient, ist unzweifelhaft dringlich. Wollte man sich aber mit diesen physischen Zwecken begnügen, so würde das bedeuten, daß man die bloße leibliche Existenz des Menschen als Selbstzweck anerkennen müßte, und zwar nicht nur in bezug auf den einzelnen Menschen, sondern in bezug auf die Menschheit überhaupt. Ein solches Genügen aber widerspricht dem Selbstbewußtsein, und zwar in dem doppelten Sinne, den dieses Wort hat; es widerspricht der Art jenes Wesens, das von sich selbst und seinem eignen Wissen weiß, es widerspricht dem Stolz auf die eigne Art, die dieses Wesen hat. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein" ist ein Erfahrungssatz, der durch nichts zu beseitigen ist. Der Mensch ist der Träger eines neuen Lebensreiches, des Reiches des Geistes. Und diese neue, über allem Physischen sich erhebende Wirklichkeit aufzubauen, das ist die besondere Sendung des Lebewesens Mensch. Dringlich ist deshalb für den Menschen auch alles, was ihm hilft, diesen seinen wahren Zweck zu erfüllen.

Gilt nun die Folgerung, die wir aus Bergsons Worten gezogen haben, auch für die leiblich und geistig dringlichen Bedürfnisse des Menschen? Führt die seit drei Menschenaltern ständig beschleunigte Entwicklung des Werkzeugs dazu, in einem entsprechend wachsenden Maße weniger dringliche Bedürfnisse zu befriedigen und damit den Menschen etwa von der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe abzulenken?

Daß die Wirtschaft dazu berufen ist, die physische Existenz des Menschen sicherzustellen, darf wohl als unbestreitbar gelten. Wir haben heute eine Wirtschaft, in der das Werkzeug, zumal in der Form der Maschine, eine Rolle spielt, deren Bedeutung einem jeden aus seiner praktischen Erfahrung bekannt ist. Interessant dabei ist, daß die meisten heute noch meinen, auch in unserer Wirtschaft würde ein Werkzeug solange gebraucht, bis es verschlissen, d. h. verbraucht ist. Diese Ansicht stimmt aber offenbar mit der Erfahrung nicht überein. Es gibt heute kein Gebiet der Wirtschaft, auf dem nicht eine noch so vollendete, noch so komplizierte Maschine ständig der Gefahr ausgesetzt wäre, durch neue Erfindungen überholt zu werden. So hat die Erfindung der Kunstseide nachweislich eine große Anzahl von Baumwollspindeln überflüssig gemacht. So ist durch die Einführung der sechzehn-

stühligen Webaggregate der frühere mechanische Webstuhl zum alten Eisen geworden. Zumal in der Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft haben die Verbesserungen einander gejagt, und die besseren Apparate immer wieder die überholten verdrängt. Heute sind Abschreibungsquoten von jährlich zwanzig Prozent auf Apparate und Maschinen nichts Seltenes mehr. Das aber bedeutet, daß man vielfach nur noch mit einer durchschnittlich fünfjährigen Lebensdauer dieser Objekte rechnet. Sie sind nach dieser Zeit keineswegs verschlissen, aber sie sind höchst wahrscheinlich technisch überholt. Wir sind noch so sehr daran gewöhnt, den „technischen Fortschritt" ohne jede Skepsis als etwas Wohltätiges, ja als einen Segen zu betrachten, daß es vielen unverständlich erscheinen wird, wenn wir behaupten, daß man heute eher von einem Fluch der Technik sprechen könnte. Es wird indes nicht schwierig sein, diesen unseren Standpunkt zu begründen: Maschinen und Werkzeuge bedeuten geleistete Arbeit, Arbeit zudem, die nicht in Konsumgüter gesteckt wurde, die unmittelbar der Lebenserleichterung gedient hätten, sondern Arbeit, die in Apparaturen aufgespeichert wurde, um künftige Arbeit zu erleichtern. Wenn aber diese Apparaturen ständig veralten, bevor sie einigermaßen ausgenutzt sind, dann sind wir dadurch in unserer Wirtschaft in die Lage gebracht, in der sich etwa ein Mann befände, der gegenwärtig hart arbeitet, um dabei für die Zukunft sparen zu können, der aber das Ersparte immer so anlegt, daß es nach kurzer Zeit verschwunden ist, so daß der erhoffte Segen nie Wirklichkeit wird. Eine Nation kann im Jahre nicht über eine bestimmte Leistung hinausgehen. Diese Leistung kann dem unmittelbaren Verbrauch dienen, sie kann teilweise auch dazu bestimmt sein, durch die Bildung von Kapital — und die Beschaffung von Werkzeugen und Maschinen setzt immer Kapitalbildung voraus, ja ist selbst die eigentliche Kapitalbildung — künftige Arbeit zu erleichtern. Wenn nun aber diese Kapitalbildung durch den rasenden Fortschritt der Technik zu einem bloßen Schöpfen in das Faß der Danaiden wird, dann wird die Menschheit gezwungen, immer mehr diesem fruchtlosen Bemühen zu dienen und immer mehr auf gegenwärtigen Genuß aus ihrer Tätigkeit zu verzichten. Nicht die Kapitalbildung selbst ist das Übel — es ist überhaupt keine Wirtschaft denkbar unter Menschen, die ohne Kapital, im letzten Sinne also ohne Werkzeug und Maschinen, auskommen könnte —, das Übel ist die völlig unplanmäßige Bewirtschaftung des Kapitals, begründet dadurch, daß der Zwang des Intellekts, unter dem der Mensch steht, zu fortwährend sich überstürzenden Erneuerungen der Arbeitsverfahren und Verwerfung der alten Arbeitsmittel führt.

Es hat übrigens nicht erst unserer Zeit bedurft, um zu dieser Erkenntnis zu kommen. In der mittelalterlichen Stadtwirtschaft hat man ganz planmäßig das Aufkommen der sogenannten arbeitsparenden Maschinen verhindert oder doch zum mindesten gehemmt. So wurde es z. B. in Nürnberg verboten, an Stelle der alten Drehlade, bei der die Rotation durch eine Art Fiedelbogen erzielt wurde, das viel praktischere Drehrad zu benützen. Der Grund dieses Verbotes und vieler ähnlicher war der, daß man befürchtete, das leistungsfähigere Werkzeug würde derartig viele Fertigprodukte liefern,

daß sie keinen Absatz mehr finden könnten. Auch diese Befürchtung bewahrheitet sich heute immer wieder und darin liegt eine der Ursachen der wirtschaftlichen Depressionen und Krisen. Aber, abgesehen von diesen Folgen: *Sind denn unsere Maschinen heute wirklich noch arbeitsparend?* Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Arbeitsersparnis, die ja jede neue Maschine empfehlen muß, wenn sie sich einführen soll, völlig illusorisch gemacht wird, wenn diese Maschine in ihrer normalen Leistungsdauer verkürzt wird. Denn dann muß Arbeit geleistet werden, um die neue Maschine zu beschaffen, und was diese neue Maschine wieder durch Vermehrung der Produktion leisten könnte oder leistet, das kann nicht verbraucht werden, weil die Arbeitskraft der Nation sich in einem zu starken Maße in der Erzeugung eben von Maschinen aufbraucht. Daß in einem solchen Falle keine Rede mehr davon sein kann, daß die Hauptkraft des Menschen der Befriedigung der dringlichsten Bedürfnisse des Leibes und des Geistes gewidmet bleibt, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Paradox ausgedrückt könnte man sagen: Die moderne Wirtschaft hat das Bestreben, sich als ihren Zweck möglichst ausschließlich die Erzeugung von Maschinen, d. h. von Werkzeugen zu stellen. Paradox ist diese Formulierung deshalb, weil natürlich der Mensch selbst dabei auch dem Leben erhalten bleiben muß, weil er ja sonst keine Maschinen erzeugen könnte. Aber daß auf diesem Gebiet der Intellekt den Menschen verlockt, immer weniger dringliche Bedürfnisse zu befriedigen, und dadurch die Befriedigung der dringlichsten auf das eben noch zulängliche Minimum hinunterzudrücken, das zu sagen ist weder zugespitzt, noch paradox. — Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß die Hingabe an das Werkzeug nicht nur die physischen Kräfte des Menschen in stärkstem Maße beansprucht, auch die geistigen werden abgelenkt von den eigentlichen Problemen des Lebens und der Kultur auf die Probleme jenes unteren Teilgebiets, der Technik.

Es wird nicht erwartet, daß diese Ausführungen heute schon eine einigermaßen einmütige Zustimmung der Leser finden würden; aber es steht außer Frage, daß jeder Leser, der die wirtschaftlichen Verhältnisse einigermaßen kennt, aus seiner Erfahrung Beispiele beibringen kann, die die hier vertretene Auffassung stützen. Es wäre falsch, wenn der Leser glaubte, solche Erfahrungen seien Ausnahmen.

Es ist üblich, daß man, wenn ein solcher Irrgang der zivilisatorischen Entwicklung aufgewiesen wird, wie es hier versucht worden ist, auch gleich die Rezepte bei der Hand hat, die das Übel zu heilen vermöchten. Aber es scheint sich hier doch um eine Krankheitserscheinung zu handeln, gegen die die Mittel keineswegs fertig und bereit stehen. In gewissem Sinne hilft sich ja die Wirtschaft durch ihre Fieber, die wir Krise und Depression nennen, selbst. Diese Erscheinungen sind stets mit Kapitalentwertungen verbunden und führen bei der Gesundung stets zu Kapitalerneuerung. Aber sie beseitigen das Übel nicht, ja, man kann sagen, daß sie lediglich den Verlauf des Krankheitsprozesses beschleunigen. Man wird sich davor hüten, zu den Mitteln zu greifen, die die alte Stadtwirtschaft angewendet hat, denn wir haben heute weltwirtschaftlich verbundene Volkswirtschaft. Das erste, man

möchte fast sagen, homöopatische Mittel gegen die hier aufgewiesene Erscheinung dürfte deshalb zunächst noch bleiben dasjenige, das auch diese Zeilen verschreiben wollen: Zweifel zu wecken auch bei der Jugend und vor allem bei ihr, ob der Fortschritt der Technik so unbedingt als Segen zu betrachten ist, wie es die beiden letzten Generationen ohne viel Zweifel und Kritik getan haben.

(Aus „Münch. Neuest. Nachrichten".)

W. Dibelius: „England".

Von Franz Thierfelder[1]).

Wie nach dem großen Kriege das Bedürfnis in aller Welt wach geworden ist, das merkwürdige, laut gehaßte und heimlich bewunderte, nie ganz zu enträtselnde Volk der Deutschen aus seinen letzten Wurzeln heraus kennen zu lernen, so sollte auch in unserem Lande der Wunsch lebendig sein, tiefer als bisher in die uns umgebende fremde Umwelt einzudringen. Denn unter den großen Irrtümern, an denen schließlich auch das vermessenste Heldentum zerbrechen mußte, war der nicht der geringste, daß wir uns klar zu sein glaubten über Denken und Wollen derer, die anderen Ursprungs und Strebens waren, denn wir. In Wirklichkeit jedoch wußten wir nicht nur sehr wenig von der Eigenart unserer künftigen Freunde und Gegner im Weltkriege, sondern besaßen auch vielfach nicht die Fähigkeit, uns genügend zu versachlichen, um den Fremden vorbehaltlos aus sich selbst heraus zu verstehen. Die Behauptung, der Deutsche könne sich im Grunde besser als irgend ein anderer in fremde Wesensart einfühlen, wird ebenso oft bestritten wie sie bejaht wird; zu verallgemeinern ist sie bestimmt nicht. In vielen Fällen zeigt sich nämlich, daß das vermeintliche Einfühlungsvermögen nur ein Mangel an kritischer Befähigung ist — ein williges Sicheinfügen in eine

---

[1]) Aus dem Aufsatz des Autors „Vier Völker" in Deutsche Akademie, Mitteilungen. Zweites Heft 1931. München.

Die überaus anerkennende Kritik des bedeutenden zweibändigen Werkes „England" von Prof. Wilh. Dibelius bringen wir, um uns die anziehende Persönlichkeit des nur allzufrüh dahingegangenen Verfassers ins Gedächtnis zu rufen, dessen meisterhafte Vorträge über „den englischen Imperialismus", die er in Reval und Dorpat hielt, bei allen, die ihn gehört, in lebhafter Erinnerung stehen. Aber in diesem Gelehrten von Ruf schlug auch ein warmes, mitfühlendes Herz für unser Schicksal, für unseren deutschen Kulturkampf im eigenen Lande, ein Herz, das ihm in einer Ansprache die Worte in den Mund legte „wir glauben zu unseren deutschen Brüdern im fernen Nordosten zu kommen, um ihnen die Früchte unserer Arbeit zu bringen, um sie zu beschenken und kehren heim als die Beschenkten!" Solche Worte sollten uns aber nicht in die Aureole der Selbstzufriedenheit hüllen, sondern sollten uns verpflichten im Sinne der Forderung W. Stapels:

„Das Leben lebt (biologisch gesehen) nicht sowohl aus der wirtschaftlichen Wohlhabenheit als vielmehr aus der geistigen Zähigkeit, die sich unter allen Umständen behauptet und bewährt. Es gibt für die Deutschen in den baltischen Ländern kaum Wichtigeres als den Willen zur geistigen Qualität". (Deutsch. Volkstum. August 1930. „Estnisches und Deutsches".)

fremde Umwelt, mit der zugleich die in ihr gültigen Urteile und Anschauungen übernommen werden. Gewiß wirken solche Menschen vom Standpunkte des Nichtdeutschen aus als Vorbilder vorurteilslosen Verständnisses fremder Wesensart; wir als Deutsche sehen jedoch zuerst, daß sie ebenso viel Verständnis für das Wesen ihres Volkes und seine nationalen Bedürfnisse preisgaben, als sie für neue Freunde aufbrachten, und empfinden die Fragen der völkischen Angleichung und Einschmelzung als vornehmlich deutsche — und als ungelöste obendrein.

So liegt es nahe, gerade in diesen Blättern, in denen zu einem erheblichen Teile von den zwischenstaatlichen Kulturbeziehungen die Rede ist, einige Neuerscheinungen anzuzeigen, die zu einer Vertiefung in fremdes Volkstum besonders befähigen. Es sind vier Werke ganz verschiedener Art, die wir gewählt haben, und doch ist ihnen eins gemeinsam, was die modernen völkerkundlichen Darstellungen vor denen älteren Ursprungs auszeichnet: die Verfasser suchen ein umfassendes Bild des von ihnen behandelten Volkes zu geben, denn sie sind der Überzeugung, daß erst der Zusammenklang von Charakter, Landschaft, geschichtlicher Entwicklung, staatlicher Leistung, politischem Streben, wirtschaftlicher Energie und geistiger Gestaltungskraft das Einmalige, Besondere jeder Nation ergibt. In diesem Bedürfnisse nach Zusammenschau der Gesamterscheinungen des Lebens, die bei der heutigen wissenschaftlichen Betrachtungsweise nur allzu leicht in ihrer Vereinzelung und deshalb einseitig und schief gesehen werden, prägt sich ein kennzeichnender Zug unserer Zeit aus; der Polyhistor — freilich nicht als Nur-Wissenschaftler, sondern als der mit allen wesentlichen Erscheinungen des Lebens vertraute Mensch — beginnt wiederum das Idealbild einer Generation zu werden, der die Spezialisierung des Wissens und Könnens allmählich unerträglich zu werden anfängt und die sich ernstlich fragt, ob die unbegrenzte Hingabe an eine vielfach winzige Teilaufgabe mit dem Verzicht auf das Wissen von den großen Erscheinungen und treibenden Kräften des Geschehens nicht zu teuer erkauft wird.

Es mag für den Fachgelehrten nicht allzu schwer sein, Kritik an einzelnen Abschnitten des zweibändigen Dibelius'schen Buches über England zu üben; schon die notwendige räumliche Beschränkung, mit der der schwächste Teil des Werkes, die geschichtliche Darstellung, gegeben werden mußte, führt zu summarischen Urteilen, die im einzelnen nicht näher begründet werden können. Das Werk als Ganzes gesehen ist jedoch eine Leistung, die für künftige Völkermonographien ein hohes Vorbild bleiben wird. Von den keltisch-romanisch-normannischen Grundlagen ausgehend schildert Dibelius den Aufstieg des englischen Volkes in seinem dreifachen Streben nach voller Beherrschung der britischen Inseln, nach einer Schlüsselstellung im europäischen Kräftespiel und nach der Verankerung seiner politischen Macht in einem überseeischen Kolonialreich, von dessen Leitung und Verwaltung zugleich das Schicksal des gesamten Menschengeschlechtes abhängen soll. In diesem großartigsten politischen Programm, das seit den Tagen Roms sich ein Volk als Ziel gesetzt hat, prägen sich bereits hervorragende britische Charakterzüge aus, die Dibelius nunmehr

in zwei weiteren Kapiteln ergänzt, näher begründet und zu einem lebensechten Konterfei englischer Wesensart rundet. „Der Engländer", sagt Dibelius, „ist seinem Charakter nach im wesentlichen ein niedersächsisch-friesischer Bauer, der in der Abgeschlossenheit seines Inselreiches die Eigenschaften seiner Rasse zäh bewahrt hat. Er ist seiner letzten Anlage nach grob materiell, auf Geld und Reichtum pochend, den Freuden des Tisches und des Bechers ergeben, nüchtern, konservativ, energisch und zäh. Fremde Blutmischung mit skandinavischen Wikingern, teils direkt aus Skandinavien, teils aus Frankreich her, hat die Willenselemente der Urrasse zu einer bei keinem anderen Volke zu findenden Beserkerkraft gesteigert. Alles Feine, Zarte, Beschauliche, was unter der harten Schale des niedersächsischen Bauern ebenfalls beschlossen liegt, ist in ständiger Gefahr, von einem harten Egoismus und brutalem Kampftrieb überwuchert zu werden. Auch die tiefempfundene Religiosität des Typus liegt — genau wie bei seinen Vertretern auf dem alten Stammesboden — in ständigem Kampf mit der trotzigen Selbstüberhebung des Bauern, der keinen Fehler eingestehen kann, sich stets als Vorbild aller Frömmigkeit ansieht und auf alle Andersgearteten mit der naiven Unfehlbarkeit des engen Geistes herabschaut, die dem feiner Empfindenden leicht als abstoßende Heuchelei erscheint. In allen Perioden der englischen Geschichte, nahezu bei allen Engländern von noch so verschiedenartiger Geistesrichtung tritt dieser Charaktertypus mit erstaunlicher Gleichförmigkeit immer wieder zutage."

Dibelius geht dann auf eine Reihe besonderer für den Engländer charakteristischer Wesenseigentümlichkeiten ein, unter denen er den Individualismus, an erster Stelle behandelt. Nicht die Achtung vor den Interessen der Gesamtheit, sondern vor der Persönlichkeit gibt der britischen Geisteshaltung ihr besonderes Gepräge. Dabei unterscheidet sich der englische Individualismus, ein Erbteil der germanischen Rasse, sehr merklich vom deutschen; er ist, wenn man das sagen kann, national gebändigt, und befördert eine völkische Typenbildung, während der deutsche Individualist nicht nur Freiheit innerhalb der gegebenen Form fordert, sondern das Recht beansprucht, jede Form zu zerbrechen, wenn sie als Hemmnis persönlicher Entwicklung empfunden wird. Es hängt dies mit der Liebe des Deutschen zur abstrakten Idee zusammen, in der er allein die reine Wahrheit findet; der Wahrheitsbegriff des Engländers dagegen ist nicht transzendental, sondern in hohem Maße von den gegebenen Verhältnissen des praktischen Lebens bestimmt. So erklärt es sich, daß uns im Verhalten des Engländers vieles als Unaufrichtigkeit und Heuchelei erscheint, was für den Briten durchaus keinen Gewissenskonflikt bedeutet, und andererseits erscheinen wir ihm gerade dort häufig unbegreiflich und unzuverlässig, wo wir glauben, aus lautersten Beweggründen zu handeln. Der Engländer hat überhaupt ein tiefes Mißtrauen gegen alles Zuendegedachte; was er als praktisch und nützlich erkannt hat, ist ihm kein Problem mehr, und der deutsche Hang zum Theoretischen erscheint ihm kleinlich und schulmeisterlich. Es kümmert ihn wenig, daß England keine geschriebene Verfassung, kein bürgerliches Gesetzbuch, kein Strafgesetzbuch besitzt; das tägliche Leben beweist ihm, daß man mit den überlieferten Rechtsätzen und Gewohnheiten auskommt, und die nicht gerin-

gen Schwierigkeiten, die sich aus einem solchen Zustande ergeben, erscheinen ihm erträglicher, als das Streben, mit Überliefertem lediglich aus dem Bedürfnis nach Klarheit und Systematik heraus aufzuräumen. Denn ein weiterer Wesenszug des Engländers ist ein hartnäckiger Konservatismus, der zum Teil Urveranlagung sein mag, in hohem Maße aber auch durch die Inselage Großbritanniens bedingt ist. Es ist klar, daß in einem Lande, in dem 1745 die letzte Schlacht geschlagen wurde, das vom 30-jährigen Kriege verschont blieb und dessen Revolutionen, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, die organische Verbindung mit der Vergangenheit niemals preisgaben, die Entfaltung des Volkstums sich völlig anders vollziehen mußte, als im übrigen Europa. Die Ehrfurcht vor der Überlieferung ist so unbegrenzt, daß man eher dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen möchte, als pietätlos Formen beseitigen, die — obwohl längst ohne Inhalt und Sinn — immer noch den Abglanz einstiger Bedeutung tragen.

Seiner besonderen geschichtlichen Entwicklung verdankt es England auch, daß sich nicht jener Kastengeist entwickeln konnte, der eine unserer traurigsten Erbschaften aus der Zeit des Absolutismus ist. So deutlich unterschieden auch Adel und Bürgertum äußerlich sind — die Lebensformen der herrschenden Schicht sind tief in die breiten Massen der Bevölkerung gedrungen, und der eine ist vom andern wohl im Grade seiner politischen Macht, seines Privatbesitzes und seiner persönlichen Leistungen, nicht aber in seiner ethischen Grundhaltung verschieden. Das Ideal des Gentlemans ist nicht an Beruf oder gesellschaftliche Kaste gebunden, es ist ein Ideal, das jeder Brite erfüllen kann und das ihm den Anspruch auf Achtung innerhalb seines Volkes gewährt. Soziale Schranken werden nur dann als unerträglich empfunden, wenn sie unübersteigbar sind; öffnen sie sich vor der außergewöhnlichen persönlichen Leistung, so sind sie, wie das Beispiel Englands beweist, ein gesunder Ansporn für den Ehrgeiz des Tüchtigen und werden auch von denen geachtet, die sie selbst nicht überschreiten können. Die unaufhörliche Ergänzung des englischen Adels durch die befähigtesten Vertreter der übrigen Bevölkerung hat das Niveau der herrschenden Schicht in England nicht hinunter, sondern hinauf gedrückt.

Doch Dibelius ist alles andere als ein blinder Bewunderer Englands. Vielleicht hat noch nie ein Deutscher so rücksichtslos die Abgründe des britischen Wesens aufgedeckt, wie er, ohne daß man das Gefühl hat, ihm habe das bittere Erlebnis des Weltkrieges den Blick getrübt. Er sieht die großen Leistungen, die das englische Volk seinem ungebrochenen Macht- und Raubtierinstinkt verdankt, er sieht aber ebenso klar die darauf folgende Verkümmerung anderer geistiger und ethischer Anlagen; er schildert die ungeheuere Werbekraft der angelsächsischen Kulturidee und stellt gleichzeitig fest, daß neun Zehntel ihres Inhalts nichts anderes als eine Travestie der Wahrheit sind.

Er gibt eine gründliche Darstellung der Staatsverfassung, die dem einzelnen scheinbar ein Höchstmaß von persönlicher Freiheit gewährt und es ihm gleichzeitig in vielen, den meisten Fällen wieder nimmt, weil sein Genuß unausgesprochen von materiellen Voraussetzungen abhängig ist, deren sich nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Privilegierten erfreuen kann.

Er muß die kirchliche Organisation des englischen Volkes bewundern, die den metaphysischen Bedürfnissen dieser diesseits gerichteten Nation in unübertrefflicher Weise entspricht, und kann doch keinen Augenblick zweifelhaft werden lassen, wie ferne die englische Kirchlichkeit von wahrhafter Religiosität ist. Er führt uns durch die englischen Unterrichtsanstalten und läßt uns den hohen Reiz spüren, der in dem unablässigen Streben nach einem harmonischen Ausgleich zwischen Geist und Körper liegt, er übersieht aber nicht, daß die Harmonie im Grunde genommen längst gestört ist und eine gefährliche Unterschätzung des Geistigen Platz gegriffen hat.

Wenn Dibelius am Schlusse seines Werkes gleichwohl noch einmal all das zusammenfaßt, was uns Deutschen am Engländer erstrebenswertes Vorbild sein sollte, so tut er nur das, was das Ergebnis jeder völkerkundlichen Betrachtung sein sollte. In dem gleichen Maße, wie wir in fremdes Volkstum eindringen, klärt sich für uns auch das eigene Wesen, und wenn wir unvoreingenommene Betrachter sind, werden es unsere Mängel sein, die uns — am anderen gemessen — stärker zum Bewußtsein kommen, als unsere Vorzüge. Die englische Erziehung zum vollen Menschen, im Gegensatze zur Spezialistenausbildung des Deutschen, ist schließlich die letzte Formel, auf die Dibelius die Überlegenheit des heutigen England über das heutige Deutschland bringt. Er selbst aber ist der schlagendste Beweis dafür, daß Deutschland die Ursachen dieser Überlegenheit nicht nur erkannt hat, sondern daraus auch die Folgerungen zu ziehen beginnt.

Sein Buch ist bei aller Wissenschaftlichkeit so gemeinverständlich geschrieben und berücksichtigt alle Erscheinungen des englischen Lebens so klug und gründlich, daß unsere kurzen Bemerkungen nur eine geringe Vorstellung vom Ganzen geben können. Eine gewisse Weitschweifigkeit ist nicht immer vermieden worden, auch wiederholen sich bisweilen Einzelheiten. Doch das sind Kleinigkeiten: das Werk, das übrigens auch eine überaus reichhaltige, nach Sachgebieten geordnete Bibliographie enthält, darf jeden Deutschen mit Stolz erfüllen — „here is one of those rare savants," schreibt J. R. Ybarra in einer glänzenden Besprechung in der New York Times Book Review vom 30. März 1930, „who can be deep without being dull."

Erlesenes.

Von dem 25-jährigen Dienstjubiläum eines „Unzeitgemäßen" lesen wir in der Zeitschrift „Gartenkunst" [1]).

Was uns veranlaßt an dieser Stelle von dem Dienstjubiläum eines Landsmannes zu sprechen, ergibt sich aus dem Sinnzusammenhang dieser Nummer unseres Blattes.

„Am 14. März 1931 ist Baron Walter v. Engelhardt 25 Jahre als Gartendirektor der Stadt Düsseldorf tätig." Vor kurzem erfuhr er zufällig durch eine Zeitungsnotiz, daß er pensioniert war. Die Düsseldorfer Stadtverwaltung hatte es nicht für nötig befunden, ihm direkt ihren Beschluß mitzuteilen. Ein

[1]) An der Düsseldorfer Kunstakademie wurde der erste Lehrstuhl für Gartenkunst in Deutschland errichtet und der Architekturklasse angegliedert: v. E. erhielt den Lehrauftrag.

Zeichen der Zeit: das offene Visier ist zum Anachronismus geworden, ist unzeitgemäß.

„Selten wird heute" — so schreibt der Autor des Aufsatzes Küchler — „Erfolg mit besten menschlichen Eigenschaften angetroffen. In unseren Tagen schätzt man vielmehr Gewinne und krasse Rücksichtslosigkeit, die diesen Gewinn sichert. Wer kann es wagen ganz Mensch zu sein, ohne rückständig zu erscheinen: Oder wer wagt es, unbeschadet seines Ansehens, die Regungen zu unterstützen, die den Menschen wieder hervorkehren, die ihn setzen wollen vor, nicht hinter die Maschine, die Reklame, den Verkehr und andere Abgötter unserer rast- und hemmungslosen Zeit?

Ich bin mir bewußt, mit solchen Betrachtungen ein ganz unzeitgemäßes Persönlichkeitsideal zu vertreten. Ich tue es aus dem Gefühl herzlicher Dankbarkeit und Verehrung heraus, das ich Herrn Baron v. Engelhardt als Menschen und Künstler entgegenbringe und das in weitesten Kreisen der „Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst" geteilt wird. Ist doch auch die Persönlichkeit v. Engelhardts ganz unmodisch und zwar nicht nur in der Betonung der ethischen Werte im Leben und in unserer Kunstübung allgemein, sondern auch in seiner Haltung abseits von vielen Erscheinungen unserer Zeit.

Sein Drang zu umfassenden Verstehen der Geschehnisse in uns und um uns als vornehmstes Zeichen einer wahren Bildung im Goetheschen Sinne und sein reiches Wissen ließen Herrn v. E. zu einer vollen Persönlichkeit reifen. Sein streng ordnender Verstand, Erbgut so vieler Deutschbalten, wird unterstützt von einem kritisch geschulten Auge. Wir bewundern, ja wir beneiden ihn fast um seine tiefe Liebe zur Natur, insonderheit zur Pflanze. Diese Eigenschaften in ihrer weitgreifenden Auswirkung offenbaren sich im täglichen Umgang mit ihm, in seiner literarischen Tätigkeit und am unmittelbarsten vom Rednerpult aus. In eindringlicher, oft von köstlichen Bildervergleichen durchsetzter Sprache versteht er den Hörer zu fesseln, wie keiner sonst aus unseren Kreisen." „Man ist heute im Zeitalter der zwar schon ausklingenden Sachlichkeit nicht wenig erstaunt, daß H. v. E. schon 1910 Sachlichkeit forderte, als Folge klarer Zweckbestimmung für Gartengebilde . . . Seine geistreiche Unterscheidung in Kulturformgärten, Naturformgärten und Gärten, in denen beide Ausdrucksformen ineinander greifen — man merke: ineinander greifen, nicht zufällig nebeneinander liegen — gilt wohl für alle Zeiten menschlichen Gartenschaffens . . . Von den verschiedensten Seiten sucht er die Seele des Gartenschaffens zu ergründen und kommt so zu seiner Rangordnung der Gartengebilde. "

„Was in dieser Hinsicht das geistige Schaffen H. v. E's bedeutet, wissen alle die zu schätzen, denen die Kulturnot unseres Volkes auf der Seele lastet."

Auch die Gartenstadtbewegung ist in Deutschland zu einem Kampfmittel gegen das Nomadentum des Großstädters geworden, sie soll die rein wirtschaftliche Bodenständigkeit, die „Ackerkrume" veredeln, vergeistigen.

Es ist kein Zufall, daß in der Industriewelt des Westens, zwischen Stahl und Eisen die Gartenkunst eine hohe Kultur aufweist, daß die Romane und Dramen des unzeitgemäßen Dichters E. G. Kolbenheyer gerade dort in der technischen Welt ihre größte Wirkung entfalten. Es scheint fast so, als wäre dort, wo die Technik ihre größten Triumphe feiert, der Ruf nach dem Menschen am lautesten. Und wie es auf dem Gebiet der Gartenkunst ein organisches Gesetz gibt, das ohne das Wesenhafte und Individuelle des Pflanzenorganismus zu vergewaltigen, diesen doch den starreren Gesetzen der Architektur an- und eingliedert, so sollten auch unsere scheinbar unverbrüchlichen Wirtschaftsgesetze wieder den Weg finden zu den weit höheren organischen Gesetzen wahren Menschentums, damit der unzeitgemäße „Mensch" wieder zeitgemäß werde.

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 7 Freitag, den 17. Juli 1931 7. Jahrgang

Begegnung auf Schloß Osterstein.

Von Josef Magnus Wehner.

Es gibt auch eine Genialität des Lebendigen. Sie besteht darin, daß das Notwendige geschieht oder getan wird. Das Notwendige ist das, was die Not wendet. Jedem wachsenden Volke ist dieses Notwendige eingeboren, und die Aufgabe eines Führers besteht darin, es zu formen, nachdem er es erkannt hat. Nur ein Charakter vermag das Volk zu seinen Notwendigkeiten zu führen, der Charakter ist die menschgewordene Form jenes metaphysischen Begriffes.

Es besteht kein Zweifel, daß unsere öffentlichen Führer von der Idee der Notwendigkeit nur lau durchdrungen sind. Ihr blasser, schwacher, leidenschaftsloser und pedantischer Charakter verrät sie stündlich. Sie laufen neben der Notwendigkeit einher wie Rosse, die ihre Stränge zerrissen haben. Sie versäumen mit tödlicher Sicherheit den rechten Augenblick; was sie tun, deckt sich nicht mit den eingeborenen Tugenden des Volkes, mit dem sie keine Fühlung haben. Man horche täglich auf ihre Sprache, und man wird fühlen, daß sie ebensogut auch anders sprechen könnten. Da sie unentschieden reden, haben sie noch nie das Gewissen der Welt getroffen. Die Völker haben längst gemerkt, daß unsere Vertreter nicht von ihren Notwendigkeiten überzeugt sind, und sie spotten ihrer.

Die Geschichte wird zeigen, daß einige Dichter, die man deutsch im eigentlichen Sinne nennen kann, längst das Notwendige gesagt haben. Hans Grimm, Paul Ernst, Erwin Guido Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, Hanns Johst etwa und Rudolf Borchardt sind Zeugen dieses Notwendigen, das getan werden will. Es ist ein Unglück, daß nichts vom Geiste dieser Dichter in das Bewußtsein unserer augenblicklichen Führer eingegangen ist. Diese Männer, aus dem Herzen der Nation geboren, sind Außenseiter der Gesellschaft. Es wird einer neuen nationalen Revolution bedürfen, um sie in das Lebensganze des Volkes einzuschmelzen. Denn es ist notwendig, daß die Dichter als treibende Kräfte der Nation geachtet

werden, sonst sterben wir an der öden Phantasielosigkeit, die jetzt alle unsere öffentlichen Handlungen demütigt.

Erbprinz Reuß, Heinrich XLV., hat es, gestützt auf den Verein der Freunde des Reußischen Theaters und dessen literarischer Abteilung, unternommen, einige Dichter, die sich nicht zu Europa, sondern zu Deutschland bekennen, auf sein Schloß Osterstein über Gera einzuladen: Kolbenheyer, Münchhausen, Wilhelm Schäfer, Hermann Stehr, Hanns Johst, Paul Alverdes, Ernst Wiechert, Benno von Mechow und meine Wenigkeit waren seine Gäste — eine unpolitische Auswahl also, die, allen Dummköpfen sei es gesagt, auch Glieder der politischen Linken enthielt, und die, nach den Begrüßungsworten des Prinzen, allein getroffen wurde im Hinblick auf die Deutschheit dieser Dichter, die dem Volke in Sprache und Werk dienen. An dieser „Deutschen Dichtertagung" nahmen außerdem noch einige Vertreter des öffentlichen Lebens (Presse, Universität, Verwaltung) teil, die Kolbenheyer in seiner Programmrede als „Mittler" bezeichnete. Man sollte sich begegnen und tiefer erkennen — weiter nichts. Es ist denn auch nicht einmal zu einer programmatischen Kundgebung gekommen. Es wurde nur ein unwillkürlicher Herzensbund geschlossen.

*

Wenn ich auf jene Tage zurückblicke, dann steigt über den grünen Wogen des den Berg hinaufwallenden Parkes Schloß Osterstein über Gera freundlich auf. Ich sehe die alten Tore und Höfe, den wilden Wein, der die Mauern hinaufgrünt, den mächtigen, schön gegliederten Turm — und dann öffnet sich die herrliche Flucht von Gemächern und Sälen. Die Fürsten von Reuß sind kundige Sammler gewesen. Nicht nur Waffen und Rüstungen zeugen davon, sondern vor allem erlesene Kunstwerke von der antiken Amphora bis zum modernen Gemälde. Prächtige Gobelins, geschnitzte Möbel wirken noch lebendig an ihrem Orte. Möge das Schicksal sie vor der Zerstreuung in alle Welt bewahren. Der junge Erbprinz, der in München studiert hat, ist in Deutschland als Freund des Theaters und der Künste bekannt. Er stiftet jährlich mehrere hunderttausend Mark für das Reußische Theater, das seinen Namen mit Ehren behauptet (die Regierung gibt unbegreiflicherweise keine Zuschüsse). Leider müssen die Geraer Bürger in absehbarer Zeit auf die Oper verzichten. Die Ländereien des Fürsten, sein Hauptbesitz, werfen nicht mehr die nötigen Summen ab, die Oper zu halten.

Es waren ein paar glückliche Tage da oben. Freilich lagerte der Gewitterhimmel der Zeit auch über den Stirnen der oben Versammelten. Aber wer soviel gelitten hat wie gerade der Dichter, der alle Schmerzen des Vaterlandes an seinem Leibe körperlich fühlt, der hat auch das Recht, über diese Zeit hinzublicken wie über ein Meer zu seinen Füßen: er wird das Ufer behaupten.

*

Soll ich versuchen, den Zug der Gestalten zu zeichnen? Da geht Hermann Stehr, der Allverehrte. Seine achtundsechzig Lebensjahre sind belanglos und unsichtbar. Sichtbar ist die tiefe Weisheit eines Lebens, das

aus der Ewigkeit stieg und freudig bereit ist, in das namenlose Glück zurückzukehren. Wir haben alle die Schönheit dieses reifen Mannes erfahren, beim Wein als Hafis, in Gespräch und Vorlesung als Seher und Magier. Er war uns der Unwandelbare, Unberührbare, Gerechte und Heitere — eine Natur wie der alte Goethe. So erschien er gerade uns Jüngeren, er, der bei Kriegsausbruch schon die Fünfzig überwunden hatte, als ein Pol, den die flüchtigen Erscheinungen nicht einmal zu streifen wagen. Wilhelm Schäfer, der tragische Mensch, unerbittlich und leidenschaftlich, und doch von der inneren Zartheit und Güte des einsam fordernden Menschen, der keinen Bruder hat. Kolbenheyer, straff und frisch aus dem wachsenden Ruhme seines Namens, unermüdlich tätig, von blitzender Aktivität, die Energie des Kreises, der feurige Former des Notwendigen. Börries von Münchhausen, der Weltmann und ritterliche Dichter, seiner selbst fröhlich sicher, wahrhaft, offen und glänzend, ein Herr. Von uns Jüngeren schweige ich; wir wissen nicht, ob die Zeit unser Gesicht aufbewahren wird.

*

Das Ereignis lag für uns in der Begegnung. Wir wissen, daß das Werk eines Dichters nicht das Letzte ist, das er zu geben hat, daß die Welt des Dichters reicher, abgründiger, mächtiger ist, als er, auch mit der Summe seines Wortes, zu sagen vermag. Nun sind sich diese Welten begegnet. Es hat Funken und Blitze gegeben, aber es sind auch Regenbogen gewachsen, und das Ende war Frieden. Die Begegnungen mit der Öffentlichkeit haben starken Eindruck gemacht. Wilhelm Schäfer hielt seinen Vortrag „Der Dichter und sein Volk" vor einem ergriffenen Publikum, Hermann Stehr las am Ende der Tagung auf der Wartburg den Anfang einer unveröffentlichten Novelle — eine Dichtung von außerordentlicher Schönheit. Wilhelm Stapel sprach im Reußischen Theater über „Erfolg, Wirkung und Ruhm der Dichtung der Gegenwart", umrahmt von den Chören und dem Orchester des Theaters, dessen junger Dirigent der Nachfolger Scherchens in Königsberg wird. Als unter seiner Hand der „Wach auf"-Chor und das Vorspiel zu den Meistersingern erklang, erneuerten wir, jeder für sich, das heimliche Gelöbnis, das uns verpflichtet.

*

Dieses Gelöbnis lautet: Den wachsenden und aufbauenden Kräften unseres Volkes treu zu bleiben, über jede Veränderung und jede Verderbnis zu wachen und die Seele unseres Volkes zu schützen. Es war nicht möglich, die einzelnen Charaktere auf dem Boden eines Programmes zu sammeln, diese Männer sind keine Flechte und kein Moos, das sich in niederem Wachstum leicht aneinanderwirkt, es sind Bäume und Felsen, die ihr eigenes Recht behaupten, die sich zuweilen androhen und miteinander kämpfen, von Notwendigkeiten getrieben, die keinen Vergleich, geschweige denn einen Verrat zulassen.

Am Ende der Tagung fuhren wir auf Einladung der Wartburgstiftung nach Eisenach. Wir wohnten im Wartburg-Gasthaus, empfangen vom Burghauptmann Hans von der Gabelentz, der vor dem Kriege Direktor des Kunst-

historischen Institutes in Florenz war. Er hat uns sein Reich, die inneren Räume der Wartburg, die er betreut, gezeigt: die romanischen Überbleibsel aus der Zeit des Sängerkrieges und der heiligen Elisabeth; die Zeugen des reinen Mittelalters und der Lutherzeit. Herren von der Wartburgstiftung berieten über einen alle zwei Jahre zu vergebenden Dichterpreis und knüpften damit die Vergangenheit an die Gegenwart. Am Morgen, im Anblick der weithin wallenden Bergwelt, die sich rundum in gewitteriger Ferne verlor, nahmen wir voneinander Abschied. Jeder fuhr in seine Heimat: nach Königsberg und Hamburg, nach Schlesien und Bayern. Jeder wird an seinem Orte weiterkämpfen und wachsen, aber nun weiß er von Angesicht zu Angesicht, daß er nicht allein ist! (Aus „Münch. Neueste Nachrichten".)

Führung!

Eine Rede. Von Rudolf Borchardt.

Meine Damen und Herren! Ich bin den Veranstaltern dieses neuen Zusammentreffens [1]) dankbar für die schon nach zwei Jahren wieder gebotene Gelegenheit, gewisse Aspekte des nationalen Lebens an der gleichen Stelle wie die letzten Male mit Ihnen gemeinsam und im alten Sinne des täuschungslosen Ernstes zu prüfen. Unsere Versuche, von einem beschränkten Lokale aus der nationalen Diskussion Gesichtspunkte und Richtlinien zuzuleiten, haben, wie Sie wissen werden, dazu geführt, daß diese Bremer Reden zu etwas mehr geworden sind als Vorträgen, die einer in Bremen so hält wie ein anderer in Nürnberg oder in Breslau. Sie sind Institutionen geworden, die einer immer steigenden Erwartung und immer angemesseneren Aufmerksamkeit in dem anständigen Teile der deutschen öffentlichen Meinung begegnen und ihren unanständigen Teil immer erfolgreicher aus seinen tausend Hinterhalten und Unterschlupfen herauslocken. Ich sehe in dieser Entwicklung ein günstiges Vorzeichen dafür, daß das überlebte alte Vortragswesen bei uns doch, wie es scheint, zu Unrecht völlig totgesagt worden ist, und daß sein Grundbegriff vielmehr noch genau die Kraft besitzt, die man sich entschließt, ihm zuzutrauen, daß er die größte praktische Kraft sogar dann erreicht, wenn man ihm mit der Absicht naht, Entscheidungen herbeizuführen. Wir sind allerdings, alle ohne Unterschied, sehr skeptisch geworden gegen das bloße Angebot eines Vortragenden, von einer dieser Tribünen aus unser Wissen zu vermehren. Wir haben die Zuversicht nahezu eingebüßt, daß der Unterschied zwischen Sehrwenigwissen und Sehrvielwissen heute für irgendeine die Gesamtheit oder den einzelnen in ihrer Zeitlage am dringendsten angehende Frage ausschlaggebend werden könnte. Vorträge, die solche Schaugerichte dessen, was wir vielleicht wirklich noch nicht wußten — auch sehr pikant gekocht, auch mit Saucen für den stumpfen Appetit und für das Auge reizend hergerichtet — servieren, üben eine sehr mäßige Anziehungskraft aus. Die Popularisierungsmöglichkeiten der Forschung, durch das Rednerwort getragen, sind zu einem unverkennbaren

[1]) Diese Rede wurde am 2. Januar 1931 öffentlich in Bremen gehalten.

Stillstand gekommen, Intellekt und Bildungsorgane sind infolge chronischer Überfütterung stoffwechselkrank und lustlos. Auf der anderen Seite ist im Verfolge unserer parlamentarischen Katastrophe die Parlamentsrede eine Form geworden, aus der aller Gehalt ausgeflossen ist, und die nur noch aus technischen und taktischen Gründen zu ganz eng begrenzten Zwecken einstweilen, nicht mehr auf lange, beibehalten wird. An die Stelle der Parlamentsrede oder der Wählerrede über öffentliche Gegenstände ist aber das leidenschaftliche Werben der Parteien um die Nation, ein frenetisches Werben im ganzen Lande, getreten, das Werben des stärkeren Willens um den schwächeren, ein Werben, das, wie jedes andere, nur ein einziges Ziel kennen darf, die Eroberung, Einverleibung, Heimführung des Umworbenen mit den angemessenen, den stärksten und schließlich mit allen Mitteln ohne jeglichen Unterschied. Damit, meine Damen und Herren, hat das öffentliche Sprechen zur Nation um der Nation willen sich gespalten, sein reiner Parteigehalt hat sich in die Formen ergossen, die der Zeit gemäß sind, und deren sie auf Grund ihrer einwandfrei gegebenen Voraussetzungen nicht entraten kann, und ich nenne diese Formen, ohne dem Worte die geringste abschätzige Färbung zu geben, demagogisch — massenbestimmend. Sein vom Parteibegriffe nicht völlig gedeckter Bestandteil, der eigentlich staatsmännische, ist heimatlos geworden, er muß sich seine Plattform behelfsmäßig, wie er sie findet, bestellen — und jede Form, so auch die des alten Vortragswesens hält dafür her. Wir müssen elastisch bleiben. Wenn der Formenwandel uns die herkömmlichen Formenhilfen versagt, müssen wir uns die Nation in der Luft aus freier Hand formen, von Mal zu Mal, immer wieder neu, von irgendwo her, und für den festen Entschluß, es zu tun, ist jeder Punkt der archimedische. Parteipolitik habe ich Ihnen nicht zu bieten. Aber wenn die meinen Freunden und mir nahestehenden Parteien ja schließlich weit über den Sieg ihrer Partei hinaus danach streben, die gesamte Nation in sich aufzusaugen, das heißt, Nation und Partei in einem Höheren auszusöhnen, zu dem die Parteien durch Kampf, Aufsaugung und Verantwortung erst historisch entstehen, so ist es das Vorrecht und zugleich die Pflicht des politischen Geistes und des Geistes an sich, oder dessen, der in seinem Namen spricht, diesen Fernepunkt divinatorisch schon vorausgenommen zu haben, ehe die langsam schleichenden und praktisch gehemmten Entwicklungen des Geschehens in ihn ausmünden. „Eines schickt sich nicht für alle" — gut, und darum für die Mächte, die meine Tätigkeit beherrschen, nicht der Eintritt in die Arena des demagogischen Kampfes um die Mehrheiten, aber es heißt in der Goetheschen Strophe weiter, „sehe jeder, wo er bleibe und wer steht, daß er nicht falle". Und daran, daß ich nicht ganz genau wüßte, wo ich ganz bestimmt „bleiben" will, und damit ich nicht „falle", „stehen", wenn ich es unternehme, hier für Sie alle zu erwägen und zu raten, daran werden Sie nicht zweifeln. Gerade wer seinen Standpunkt außerordentlich extrem wählt, wird — das lehrt Sie die Erfahrung aller Tage — wohl oder übel am ehesten mit sich reden lassen müssen, sobald das praktische Leben ihn unter seine Bedingungen zwingt. Er muß ausweichen, er muß zugeben, er muß sich in der Form und bald auch in der Sache geschichtlich wandeln, und das ist sogar innerhalb gewisser Grenzen das Gesetz des politischen Handelns als einer Biegsamkeit im Ringen mit praktischen Körpern. An meiner

Stelle bin ich gehalten, meinen Standpunkt von vornherein so zu wählen, daß ich ihn als unantastbar, unabdingbar, unerschütterliche Maxime in die Zukunft hinüberbringen kann, und darum muß mein Standpunkt ein mäßiger sein. Nichts ist wandelbarer als das, äußerlich angesehen, Schroffste, nichts schließlich schroffer als das äußerlich Gehaltenste. Gerade der Begriff der Führung, der uns hier beschäftigt, wird es uns auf den ersten Blick belegen.

Meine Damen und Herren, ich habe über diesen Begriff oft und lange nachgedacht. Aber das erstemal, daß er mir in seiner bedenklichen Zweideutigkeit ganz vor die Seele getreten ist — lassen Sie mich Ihnen das erzählen —, heftet er sich an einen sehr unscheinbaren Vorgang, einen Vorgang der tragischen Wochen vor dem Zusammenbruch im November 1918, als mir in Berlin in dem Stammbuche eines armen, jungen Menschen, des damals noch nicht gefallenen Otto Braun, mit vielen Einzeichnungen von namhaften und von bloßen Tagesnamen eine Zeile begegnete, die mich seitdem nicht losgelassen hat. Die Eintragung betraf in erstem Teile, soviel ich mich erinnere, ausländische Zustände, sie ging dann auf Deutschland über und faßte den Eindruck jener Tage auf den Schreiber in die Worte zusammen, wir seien im Vergleiche zu anderen ein geschlagenes, „ein armes führerloses Volk". — Der Name, der darunter stand, der eines weichlichen wohlmeinenden Alleswollers und Wenigkönners, wie sie damals zwischen Max von Baden und Solf vorübergehend zu Worte kamen, tut um so weniger etwas zur Sache, als es die typische und nicht die individuelle Fassung war, die mich schroff stimmte, kurz gesagt der rührselige Gemeinplatz, über den sich alle einig waren, alle außer wenigen und unter diesen wenigen ich. Waren wir, fragte ich mich, ein führerloses Volk am Schlusse jenes Krieges? Hatten wir nicht vier Jahre lang unter Umständen, für deren Bewunderung die Geschichte noch gar keine Proportion hatte, und sie erst langsam finden würde, die Welt, die uns in allem anderen, in Zahl, Masse, Stoff, Mitteln, so ungeheuerlich überlegen gewesen war, gerade durch das eine uns Zustehende in Schach gehalten und fast gebrochen: durch Führung? Waren nicht die militärischen und technischen Führer der Feinde, selbst Namen, um die damals der Erfolg prahlerische Eintagskränze flocht, mit unseren größten Namen verglichen, tüchtige Mittelmäßigkeiten gewesen, ohne den Funken des Führerblitzes, der begnadeten Phantasie in unerdenkbaren Aushilfen, der aus Kühnheit und heldenhafter Spannung gemischten schwingenden Anpassung an unerhörte Lagen, ohne etwas von dem, was auf unserer Seite immer wieder, durch jene vier Jahre Unterlegenheit zu Übergewicht hatte emporschnellen machen? Träumte ich denn, oder hatten nicht die gewaltigsten materiellen Anstrengungen der Feinde, uns niederzuwälzen, immer wieder ihre höhnische Grenze und ihr Maß, ihre Nemesis, an der Starrheit und mechanischen Dürftigkeit gerade ihrer Führergedanken gefunden, bis endlich die schwerere Waage die mechanisch leichter und leichter werdende schicksalsmäßig niederzog, ohne daß es noch einer irgendwie qualifizierten Führung bedurft hätte, um den Ausschlag praktisch herbeizuführen? Ich sah auf jener Seite Heere an Heeren, ohne andere Führer als solche mit den ungefährsten Gaben, von denen ich wußte, wie heut alle Welt weiß, daß sie nicht in das Pantheon großer Kriegs-

männer eingehen würden, ihre vom Tag gefeierten Marschälle kaum höher stehend als die bescheideneren unter unseren Divisionsführern — und auf unserer Seite, was? Auf unserer Seite große und größte Führer ohne eine Masse, die ihren Gedanken folgte. — — Oder aber, wenn ich das Schlagwort jener Tage aufgriff, wir hätten zwar eine über alles Lob erhabene militärische Führung, aber keine politische besessen, dagegen die übrige Welt habe des militärischen Genies darum entraten können, weil sie die politische Führung im allerhöchsten Maße besessen habe, so war ich allem blendenden Anschein der Phrase zum Trotz keineswegs überzeugter, sondern weniger und weniger überzeugt. Verstehen wir uns: Daß 1866 das geschlagene Österreich, daß 1871 das geschlagene Frankreich uns um Bismarck hätte beneiden können, nichts wahrer, nichts begreiflicher als das. Aber um wen sollte ich die Feinde beneiden? Um Figuren vom Kaliber der Lloyd George oder Wilson oder Poincaré oder Clemenceau? Konnte ich es mir abgewinnen, diese kurzsichtigen Starrköpfe, diese eitlen Hetzer und konfusen Windbeutel, durch deren klägliches Werk der Wunderbau des Erdteiles, das Europa des 19. Jahrhunderts, als schauerlicher Trümmerhaufe zu Boden lag, nur darum Führer ihrer Völker zu nennen, weil sie es diesen Völkern unter aberwitzigster Überzahlung von Scheinsiegen ermöglicht hatten, um den Preis der Verstümmelung der ganzen Hand als übriggebliebene, halbzerquetschte Finger stehen zu bleiben, auf einen Bruchteil der alten, schön gegliederten Funktion beschränkt, in einem auf die Hälfte zusammengeschrumpften Erdteile, dessen andere Hälfte der schmutzigen Barbarei, der schmutzigen Korruption, schmutzigen Kleingewalten ohne innere Gewähr wieder verfiel, in einer grausig verarmten Welt, über die zu herrschen und innerhalb deren beherrscht zu werden, zwar nicht ganz das gleiche heißen mochte, aber einander viel weniger ungleich war und täglich werden mußte, als es den Toren und Nachsprechern schien? Ich vermochte es nicht. Ich glaubte nicht an die führerglücklichen anderen und im Gegensatze dazu an die deutsche führerlose Nation. Ich fühlte in dem schillernden Schlagworte Schlimmeres als die an sich schon schlimme Erfolgsanbeterei, ich spürte eine der unglücklichsten Eigenschaften unseres Volkes, unter der pessimistischen Hülle unseren alten, trostlosen, geschichtlichen Optimismus, der, wenn es nicht anders geht, es sich in jeder Lage wieder bequem zu machen weiß. Wenn wir wirklich eine führerlose Nation waren und darum zugrunde gegangen, was war dann weiter groß geschehen? Dann brauchten wir weder in uns zu gehen noch uns zu prüfen, zu scheuen oder zu schämen und konnten auf den Sport der Saison, die Jagd nach den Schuldigen, ausziehen. Wären wir geführt worden wie die anderen, so wäre uns das Entsetzliche nicht angetan worden, also waren wir selber überhaupt nicht in Frage. Wir selber, Deutschland, die Nation, das deutsche Volk, waren im höheren Sinne geborgen, schuld war die Führung. Wenn die Führung künftighin sich änderte, so geschah genug und wir konnten bleiben, wie wir waren und sind. Wir, wie wir waren und sind, waren und blieben nach wie vor trotz allem ein Ideal, das Gegebene. Mit einem Worte, der Held der Tragödie hatte vor Zeit und Nachwelt sein Alibi und war freigesprochen und gleichzeitig war mit jenem leichtsinnigen Worte der Hieb der blindwütenden Anklage durch das ganze Volk geführt, der es in einen schuldigen

und einen entschuldigten Teil schiebt, den Sündenbock und die Entsühnten, die Führung und Geführte-Verführte.

Es war, wie Sie sehen, eine ganz mechanische Scheidung, und daher eine, man kann sagen naive, man kann sagen rohe, fast kindliche. Und sie hielt, wenn wir über die Grenzen blickten, um uns mit jenen zu vergleichen, dieser Prüfung des Vergleiches nicht einen Augenblick stand. Denn prüften und verglichen wir, mit eigenen Augen und in der festen Absicht, nur zu sehen, was ist, und alles zu sehen, was ist, so sahen wir mit einem einzigen Blicke, was uns von den Feinden stärker unterschieden hatte als Fragen der Führerleistung und der Leistung Geführter. Lloyd George und Clemenceau hatten Nationen geführt, einige Staatsvölker, Völker von einer so gedrungenen geschichtlichen Dichtigkeit des gesamtseelischen Aufbaus, daß keine Stunde der grimmigsten Verzweiflung, des aussichtslosen Schlachtendruckes ihren innersten nationalen Kern aufzuspalten vermocht hatte. Je me bats devant Paris, je me bats dedans Paris, je me bats derrière Paris, je me bats, je me bats, je me bats partout: das ist Clemenceau nach Übernahme der Regierung im Augenblicke der letzten Verzweiflung. That british valour has never been more terribly perseverant than at the close of a black and murderous day: das ist Lloyd George nach der buchstäblichen Vernichtung der zweiten englischen Armee im Frühjahr 1918. Gegen diese geschichtlich unbrechbaren nationalen Einheiten gehalten, waren wir dasjenige Volk gewesen, dessen einer Hauptbestandteil in dem Siege der Nation die geschichtliche Bestätigung von Staatsgrundsätzen und Regimentsprinzipien hätte erleben müssen, die er haßte und negierte und selbst im Falle der selbstverleugnendsten Anstrengung, sie zu wollen, innerlich nicht wollen konnte. Wir haben den Krieg nicht führen können, weil wir selber ein durch äußerliche Klammern zusammengehaltener Krieg waren, ein latenter Bürger- und Bruderkrieg, und wir haben den Krieg mit der Welt darum verloren, weil die Welt wußte, wie es um uns stand und unseren Bruch kannte, weil sie wußte, daß mit jeder weitergehenden Minute aushaltenden Druckes auf uns dieser Bruch tiefer und tiefer durchreißen mußte, daß alles Genie der Führung, daß alle übermenschliche Leistung der Geführten uns nicht vor dem Wiederverluste alles Gewonnenen schützen würde, und daß, nicht in dem Sinne von Materie, Maß und Zahl, sondern in diesem dämonischen Sinne die Zeit gegen uns war. Wir waren keine führerlose Nation: Wir waren keine Nation, sondern ein Riesenvolk in den ersten Stadien seiner geschichtlichen Umbildung, die ein Substanzwandel war, und in die Flanke dieser geschichtlichen Umbildung hinein waren wir vom Stoße der Geschichte getroffen worden. Die militärische Führung war, die sie war, kein Lob und kein Name ist ihr gewachsen. Die politische, und hätten sie Engel vom Himmel heruntergebracht, hätte an dem, was kam, nichts ändern können. Ihr Problem lag nicht im Kriege, es lag vor dem Kriege. Sie hätte das Mögliche und Unmögliche tun müssen, um einem so gestellten Volke die Probe zu ersparen, sie hinauszuschieben, sie abzudrosseln, und dabei den Machtverlust hinnehmen, den ein Volk notwendigerweise erfährt, von dem man weiß, es muß den Austrag scheuen. Aber vielleicht wäre auch das über Menschenkräfte gegangen. Die Welt war längst für unsere Motorschäden und ihr

Hohlgeräusch weithin akustisch geworden. Es war zu spät in jedem Sinne, als die Uhr aushub und es Zeit war.

An diese trüben Betrachtungen, meine Damen und Herren, habe ich immer wieder denken müssen, seit die neuen Schlagworte der weitergehenden Tage und Jahre des hinter uns liegenden schrecklichen Jahrzehnts mich gelehrt haben, um wie wenig weiser wir geworden sind durch das Unglück solcher Prüfungen. Denn wenn mich auch auf jeder Zeitungsseite, in jedem gesellschaftlichen Gespräche die neue Phrase trifft, Deutschland brauche nur einen Führer, es gehe ein tiefes leidenschaftliches Verlangen nach einer Führergestalt durch das Volk, oder schließlich wir müßten, um zu Führung zu gelangen, die uns fehlende Führerschicht ausbilden, die andere Völker vor uns voraus hätten, so stößt mein hartgewordenes Urteil durch die Worte hindurch immer wieder auf den alten Denkfehler, der jener Stammbuchzeile zugrunde lag: der mechanischen Fragmentierung des Volkes in einem Dualismus von X hier und Y da, von welchen das X, das deutsche Volk, an und für sich ein idealer Superlativ sei, nur äußerlich, d. h. mechanisch gehemmt durch eine äußerliche, d. h. mechanische Konstruktionslücke, der äußerlich, das heißt wiederum mechanisch, abgeholfen werden könnte, und das Y entweder das böse und unfähige Prinzip, mit dem das X belastet sei, oder das *messianische* Prinzip, das vom Himmel kommen müsse wie bei den geschlagenen und unterworfenen Juden des Kaiserreichs, um die latente Superlativherrlichkeit durch Füllung der Konstruktionslücke, durch Ausgleichung einer kleinen Differenz, zur politischen und geschichtlichen Tatsache zu machen. Ich glaube, daß diese Denkart eine verhängnisvolle Selbsttäuschung ist, deren wir uns nicht erbarmungslos genug entäußern und entschlagen können. Wir müssen unser Inneres von der Flause und der gewohnheitsmäßigen Flunkerei reinigen wie unser Äußeres von unsauberen Händen und Haaren. Solange wir immer noch unbelehrbar fortfahren, den Unsinn in uns zu dulden, als läge das Übel außen, statt innen, und könne durch Wirkung von außen nach innen behoben werden, solange werden wir fortfahren, nach dem Retter zu rufen, statt zu retten, oder, von der Diktatur zu reden, als ob Diktatur etwas konkret auch nur Vorstellbares wäre ohne den konkreten Diktator, dessen Eigenschaft sie ist, *wenn er* existiert, und ohne den sie, *wenn er nicht existiert*, eine hohle Abstraktion, ein Wort ohne den geringsten wirklichen Sinn ist. Führung ist ganz genau ebenso nicht ein Attribut nur des Führers, es ist viel mehr als das, es ist ein *Attribut der Geführten*. Steuerung ist nicht nur eine Eigenschaft des Steuermannes. Es ist die bedingende Grundeigenschaft des Schiffes selber in allen seinen Teilen. Es ist eine Eigenschaft nicht nur des Ruderganges und der Steuerkette, sondern aller untereinander verbundenen Stationen des Befehlsganges, die ineinandergreifen müssen, damit der auf Grund der Navigation ergehende Ruck oder Druck oder Befehl sich in Wendungen und Kurs und Gegenhalt gegen elementaren Widerstand auswirken kann. Das Schiff muß auf die Fähigkeit des Gesteuertwerdens in allen seinen Teilen gebaut und berechnet sein, damit der Mann am Steuer, und über dem Mann am Steuer der Mann auf der Kommandobrücke, einen Sinn hat und nicht nur eine heroisch aufgemachte dekorative

Geste. Führung ist nicht der von außen her auf eine konfuse und chaotische Masse wirksame und ihr einen märchenhaften Geist einhauchende Gnadenstrahl: das ist sie in den Erzählungen für die reifere Jugend.

In der wirklichen Welt harter Schiffshölzer und harter menschlicher Herzen ist sie nur der letzte Ausbruch umfassend vorhandener Voraussetzungen, die zu ihrem Ausdruck streben, und sich mit elementarer Gewalt schließlich, untere günstigen Sternen, diesen Ausdruck erzwingen müssen, unter ungünstigen ihn sich aus den Sternen herunterholen — und wäre er mit eisernen Ketten an den feindlichen Himmel geschmiedet. Nicht jedes Volk, und nicht jedes in jeder seiner geschichtlichen Unheilsstunden ist führbar. Noch kein Volk, das nach dem Führer schrie, ist führbar gewesen. Der Schrei nach dem Führer ist in neunzig von hundert Fällen der Schrei der Einsicht, aber der zu späten, der Schrei des Schiffsbruchs und nicht der Fassung. Das führbare Volk ist bis ins allerkleinste von so unzählig ungreifbaren Elementen, Voraussetzungen der Führbarkeit durchsättigt, so entschlossen gestrengen und festen Herzen, daß es seiner Sache, seines Kurses, seines Aufstieges von Familie und Hausständen zu Hundertschaften und Tausendschaften, zu höheren und immer höheren Befehlszusammenfassungen getrost ist und darüber hinaus des Glaubens gewiß, daß alle diese Bündel hoch oben, oder weit voraus, in die oberste Befehlsspitze schießen werden, schießen müssen, kraft der bloßen Verlängerbarkeit der aufeinander zustrebenden Triebrichtungen: Ist diese Durchsättigung und Tröstung in Gestalt, Gehalt, Form und Sendung nicht vorhanden und nicht gefühlt, so kann sich dem verwilderten und zerfahrenen Volksganzen ein Führer ungefähr so leicht überordnen, wie aus einer Zebraherde eine Angriffsschwadron zu bilden ist. Der Weg vom Wildpferd bis zum befehlsgetreuen Reittiere, das den Gedanken des Reiters schon vor dem Schenkeldrucke errät, führt durch harte Schulen. Der Führer, wenn er kommt, ist kein Weihnachtsmann mit dem Sacke voll plötzlicher Bescherung. Wenn er kommt, hat es mit der Freiheitsfastnacht ein Ende und jener steinharte Druck von Befehl auf Gehorsam tritt in sein altes Männerrecht, der in die Geschichtszüge der gebieterischen Volksmänner, der Cromwell und Luther und Mussolini gegraben ist. Ich weiß nicht, ob alle, die so hysterisch darnach schreien, sich sehr genau vorstellen, wie das in Wirklichkeit aussieht, was sie sich eigentlich wünschen, und was sie aufzugeben haben würden, um es zu erhalten. Ich weiß nicht, ob sie eine klare Vorstellung davon haben, wie ein geführtes deutsches Volk, das heißt die nach dem Zusammenbruch und dem Interregnum überhaupt denkbarerweise wieder zu ermöglichende Nation aussehen würde, würde aussehen müssen, und daß sie mit dem deutschen Volke von heute schwerlich auch nur einen einzigen Zug würde gemeinsam haben können. Ich vermute, daß viele von den Rufern uns für das halten, was man ein freies Volk nennt, das „in Freiheit zu führen wäre", wo alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt, und in dem jener hypothetische Führer nur jenen Ausgleich der eigentlich prästabilierten Harmonie zu bewirken hätte, indem er auf die tiefste Stimme des Volkes hört und das Parallelogramm der Kräfte zur Dominante ordnet. Dieses Schlaraffenland liberaldemokratischer Utopien liegt Gott sei Dank oder leider beim ausgelebten Gerümpel

der Vorzeit. Es war allenfalls denkbar in einer Periode wie derjenigen, in der das große Bürgertum des vergangenen Jahrhunderts die alten autokratischen oder absoluten Herrschaftsgedanken so tief mit seiner eigenen herrlichen Bildungsgeschichte durchgeistigt hatte, daß seine Pflichten ihm zu Instinkten geworden waren, und daß es seine Bürger*rechte* instinktiv nur als Ergänzungen seiner Bürgerpflichten empfand und ausübte, — als die Ordnungen der sittlichen und gesellschaftlichen Welt jedem ihr Angehörigen so in Fleisch und Blut übergegangen waren, daß niemand als der Verbrecher an sie erinnert werden mußte, um nach ihnen zu handeln, und weder ein Recht, noch ein Geldstück, noch eine Lehre, noch eine Weisung von Mensch zu Mensch ging, ohne daß eine unsichtbare Autorität hinter geheiligtem Tausche stand, die ihm die unverbrüchliche Form verbürgte. Es leben unter Ihnen noch Ältere und Alternde, die sich jener Zeiten und Möglichkeiten, niewiederkehrender, erinnern. Der Führer, der sie heute als wirklich voraussetzte oder wieder zu bringen verspräche, als wäre es in seiner Tasche, wäre ein heilloser Narr, den ein Stoß aus der Wirklichkeit heraus beseitigen müßte, je schneller desto besser. Der heut Erflehte, wenn er käme, hätte nicht ein freies Volk zu harmonisieren, sondern ein ordnungsbrüchiges und ein ordnungsflüchtiges zu unterjochen. Wir müssen die Anfangsgründe der Autorität wieder erlernen von der Pike auf, ehe wir daran denken können, zu Ordnungen aufzusteigen, in denen die Millionen selbstverständlich so folgen, wie einer führt. Wir können nicht, wie häufig geschieht, gleichzeitig darüber jubeln, den alten, noch verhaßten Autoritätsstaat für immer gestürzt zu haben und nach einem Führer und nach einer Führung verlangen, denen wir eben dieses nicht zu geben hätten, wodurch allein Führung zur Führung wird, Autorität, römisch gesprochen Imperium, unbedingtes Gebot über Bürgerleib und Volksgut, Tod und Leben, Regiment ohne Widerspruch, soweit geboten wird mit peinlicher Strenge des unaufzuhaltenden Verzuges. Wir hätten, wenn eine solche Autorität zu geben wäre, nicht nötig, aus tiefer Not zum Führer zu schreien. Wir besitzen verfassungsmäßig eine Fülle an sich ausgezeichneter Regimentsgrundsätze, Vertretungen, Volksvertretungen in Land- und Reichstagen und Ausschüssen in Menge, Kollegien in Haufen, Komitees und Räte ohne Zahl: Wir sind weder seit dem Ende der Fürsten durchweg von Schurken und Toren beherrscht oder administriert worden, im Gegenteil, fähige und ehrliche Männer haben uns gelegentlich nicht gefehlt, noch sind alle Gesetzesmaßnahmen, die wir erlassen und erlitten haben, ganz dumm, sinnlos und verfehlt gewesen.

Aber allen Männern und allen Maßnahmen hat gefehlt, was sich nicht auf dem Beschlußwege kreieren und durch Verleihung überleiten läßt, *Autorität*, das stumm wirkende Ansehen der Regierungsgewalt, das aus tiefster Einmütigkeit eines nationalen Ganzen geboren sein oder aus einem nationalen Erbgange hervorgegangen sein muß, das in dem Augenblicke, in dem es rechtmäßig übertragen ist — bis dahin mag Zweifel und Streit herrschen —, dem Zweifel und Streite entzogen ist, weil es Emblem und Insigne des im Staate selbstverklärten, sich selbst genügenden, seiner selber frohen Volkes ist, la France, the english people oder the british constitution, Stella d'Italia. Dies, eben dies haben wir uns gebrochen,

dieser Bruch geht durch alles hindurch, was wir fassen und heben, was wir backen und schmieden, was wir fügen und strecken, was wir zum Munde führen und ins Ohr aufnehmen. Mit diesem gebrochenen Emblem hat ein Teil des Volkes den anderen geschlagen. Diese Einmütigkeit, der Stolz auf ein geschichtlich Gewordenes, in dem die getrennten Teile sich dennoch immer wieder auf das Eine, was nottut, das Einigende und Geeinigte verpflichten können, ist von uns durch den Treubruch an uns selber durch den Verkauf Josefs an die Fremden, durch den ungeheuren Verrat verloren und verwirkt. Glauben Sie, der Mensch könne an sich retten, was er selber an sich vernichtet habe, glauben Sie, es stelle sich von selber wieder ein? Können Sie vermuten oder erwarten, ja, ich scheue das Wort nicht, können Sie auch nur wünschen, daß gelinde und rührsame Mittel, gutmütige und geschmeidige, es uns wiedergeben können. Ich sage Ihnen als der Dichter, dessen Blick in das Menschliche und dessen Gestaltung des Menschlichen auf die doppelte Kausalität, die irdische und die göttliche, gebannt ist — wenn Sie das glauben, so kennen Sie das Leben nicht, weder den Menschen, noch Gott. Wenn Sie vor den wilden Worten, den rohen Drohungen, den grausamen und selbst brutalen Gedankengängen und Wendungen der vor uns tobenden und werbenden Rednertribünen schaudern und sich halb abwenden möchten, während es Sie doch zu dieser grimmigen Speise halb wider Willen zieht — fühlen Sie in diesen wütenden Bewegungen des mißhandelten, des gegen Mißhandlung und Missetat dumpf aufbegehrenden Volkes nicht jenes innerste Verlangen, das wahrhaftiger und ehrenhafter ist als der Publikumsschrei nach Führung, das Verlangen, die Welt feiler Unwerte, in der zu leben wir verurteilt sind, durch eine Welt geordneter Werte zu ersetzen, in der kein angeborener Wert mehr durch die zerrissenen Maschen unter den Fußtritt fällt, und das Ganze, dem jeder dient, ein gehobenes Sinnbild seines eigenen Innern sein könnte? Glauben Sie, daß diese Welt, die aus den Fugen gegangen ist, von einem Hamlet wieder einzurichten wäre, dem jede Frage in ihr Sein und ihr Nichtsein zerfällt und die nötige Tat in die immer wieder neue Dialektik des Zweifelns, die sie im Entstehen bricht? Glauben Sie, daß die neue Disziplin etwas anderes sein könnte als die alte Disziplin, und daß Sie, in Ihrer Zerspaltenheit und Verwirrung, Ihrem Verfalle und schwachen Trieben, den Jahrtausenden der in sich zusammenhängenden Menschheit etwas grundsätzlich Neues zu geben hätten — glauben Sie, daß neue Heere durch andere Zucht zusammengehalten und einmütig gemacht werden können als alte Heere, und daß die Bezwingung eines aus dem Rahmen gegangenen durcheinander ratenden, durcheinander rennenden Volksganzen von gestern, in dem jeder zugleich Publikum und Prophet sein will, in dem jeder Hörer ein Besserwisser ist, der dem Nachbarn Besserwisser unter der Bedingung zuhört, daß dann die Reihe an ihn komme —, daß, sage ich, eine solche Bezwingung durch anderes möglich ist als eben durch das eben Genannte, durch ein Heer, durch eine Ordnung ohne andere Rechte als Kriegsrechte und ohne anderen Aufbau als den von Unterordnung und Überordnung, gewiß nicht sehr lieblich, gewiß für weiche Gewöhnung schreckend, gewiß nicht ohne furchtbare und selbst unverdiente Härte im Einzel-

falle und dennoch mit jenem Gewande aus Donner und Blitzen angetan, das aus den Elementen jenes großen Dichterwortes stammt, von dem heiligen Wetterschlage der Not, die an einem einzigen Tage vollbringt, vollbringen darf und muß, was sonst Jahrtausenden gelingen mag oder selbst mißlingen.

Was uns obliegt, meine Damen und Herren, und wozu allein Führung, wenn das Wort einen Sinn hat, uns führen kann, es ist, so ungeheuer es vor uns liegt, dennoch nur ein Teilvorgang in einem planetaren, einem Weltvorgang. Als der Krieg aus war, schrieb ein junger französischer Dichter den in seiner Schlichtheit erschütternden Vers nieder: notre vieux monde persévère, unsere alte Welt ist da, zu dauern. Es war der Ausdruck keineswegs des Siegerglücks, sondern der aufatmenden Zuversicht, daß es der Welt gelingen müsse, trotz der grauenhaften Siege die alte Welt zu bleiben. Die hoffende Zuversicht, daß es Deutschland gelingen möge, trotz der grauenhaften Niederlage in die Welt unserer Väter, Ahnen und Stifter zurückzukehren, kann sich nicht in sanfte Worte kleiden, denn unsere Aufgabe ist eine furchtbar andere und schwerere. Die ganze Welt wird reißend konservativ, aus Selbstschutz, aus Erbschutz, aus der Pflicht heraus die durcheinander gerüttelten Elemente vier Jahre langer mörderischer Verwilderung unter die Hand des nationalen Kontinuums wieder einzufangen, jeder auf einem anderen Wege, wir auf dem schwersten, der Wiederumstürzung des Umsturzes, der negierten und negierenden Negation, der Revolution gegen die Revolution. Wir haben nur die Wahl, ob der Deutsche oder der Fremde uns erobert und beherrscht, ob wir dem Feinde gehorchen wollen oder uns selber in uns selber. Wir sind bis dahin, was weit und breit erschreckend vor uns liegt, bis ins kleinste hinein das Bild ohne den Rahmen oder der Rahmen ohne das Bild, bereits bolschewistisch geworden fast in unserem ganzen moralischen Gefüge, aber ohne den Bolschewismus als Staatsform, Republik in unserer Staatsform, aber ohne die gerigsten republikanischen Bestände in unserem moralischen Gefüge, monarchistisch unserer ganzen gewordenen Art nach und in unserer Sehnsucht, aber ohne denkbare Aussicht auf Monarchen und Monarchie, Konstitution ohne ein Ansehen, sozialistisch ohne Revolution, Revolution als Bürokratie mit neuem Vorzeichen, ohne Änderung unserer Struktur, — Führer ohne Heer, Mann ohne Roß, Roß ohne Wagen, Wagen ohne Rad. Wir kreißen, wie der alte Prophet großartig sagt, ohne zu gebären, wir sind der Säugling und sterben Hungers, wie der Dichter sagt, an der Brust der Amme, weil wir mit Fäusten gegen die Milch schlagen. Und vor der Tür, jeden Tag näher, stehen Fortinbras und die drei Gewaltigen aus unserem großen Weltgedichte, die auf keinen Einspruch mehr hören.

(Aus „Münchener Neueste Nachrichten".)

Ein Roman vom sterbenden Adel.

In einer jungen Republik hat der Adel als Klasse seine Position verloren. Ist ihm damit ein für allemal das Todesurteil gesprochen? Ist seine historische Mission beendet, weil ihm Demokratie und Sozialismus die gesellschaftlichen Vorrechte und staatlichen Bevorzugungen genommen haben, die er unter der Monarchie genoß? Hat der Adel keine Zukunft mehr, und ist er nur noch Vergangenheit?

Fast scheint es so, wenn man den parteimäßig gezüchteten Haß der „herrschenden Massen" bedenkt, die die „herrschenden Klassen" abgelöst haben und die nun im Namen des souveränen Volkes jede Sonderstellung einer Schicht beargwöhnen, gleichviel ob sie durch Besitz, Bildung oder Herkommen als „etwas Besonderes" gekennzeichnet ist. In der Demokratie, die bekanntlich dem Tüchtigen freie Bahn eröffnete, ist der besondere Mensch stets verdächtig. Sie braucht ihn zwar, sie mißbraucht ihn häufig, aber sie bestreitet ihm sein Lebensrecht, sobald er seine Besonderheit zur Geltung bringen will, selbst wenn es zu Gunsten der demokratischen Gemeinschaft geschieht. Das war zu allen Zeiten so und ist in der Gegenwart nicht anders.

Der Adel seinerseits kann innerhalb einer Republik und einer demokratisierten Gesellschaft beanspruchen zum mindesten nicht schlechter behandelt zu werden als das Proletariat und das Bürgertum. Er braucht nicht überzulaufen und sich als Genosse und Bürger aufzuspielen, aber er wird sich seinen Platz im Leben des Staates und der Nation mehr als in monarchischen Zeiten durch seine Leistung erobern und behaupten müssen, um die landläufige Vorurteile gegen sich zu entkräften. Dem deutschen Adel fällt dieser Übergang leichter als z. B. dem russischen (soweit es ihn noch gibt) oder dem österreichischen, denn der deutsche Adel hat nicht nur den Fürsten, sondern auch dem Volke gedient, er ist tüchtig und hat seinen gemessenen Arbeitsanteil am Aufstieg dieses Volkes. So lange er als politische Führerschicht auf der Höhe seiner Berufung war, blieb seine Stellung als Klasse unangreifbar. Erst als er in der Führung versagte, nahm das Volk die „Zügel der Regierung" selbst in die Hand. Nun ist Sache des Adels seine Position zu erneuern, nicht auf Grund von Klassenvorrechten, sondern durch das Gewicht von persönlichen Leistungen, die sehr wohl auf der Ebene seiner ererbten Traditionen, seiner geistigen „Erbmasse" sich bewegen und entwickeln können. Insoweit er hier lebendig die Aufgaben der Zeit ergreift, wird er Leben schaffen, wird er keineswegs absterben müssen. Konservative Überlieferungen, wie sie der Adel in seinen typischen Vertretern verkörpert, sind auch in demokratischen Republiken von tieferer, von volksbiologischer Bedeutung und es verschlägt gar nichts, wenn sie offiziell nicht hoch im Kurse stehen.

Die Stellung des Adels in der deutschen Gegenwart, seine Umstellung auf ihre Forderungen und Nöte zu erzählen, wäre eine große und dankbare Aufgabe für einen Epiker. Vor dreißig Jahren hat Georg von Ompteda

eine solche Bilanz für den „deutschen Adel um 1900" versucht. Es war ein Querschnitt durch den zeitgebundenen Stoff, der damals übersichtlicher lag als heute. Immerhin kündigte sich die Entwicklung schon an, die inzwischen eingetreten ist und drei große Gruppen im Adel geschaffen hat: die einen verzichten, sie stehen beiseite; die anderen kämpfen, sie suchen sich auf der bürgerlichen Linie zu behaupten; die dritten tauchen in der Masse unter. Ein Roman vom sterbenden Adel wird sich in der Hauptsache mit der ersten Gruppe beschäftigen müssen, er wird ein Ausschnitt, nicht ein Querschnitt sein. Hanns Johst, der Dramatiker hat ihn beschreieben: „So gehen sie hin" (Albert Langen, München).

Ein kleiner Kreis versprengter altadliger Menschen hat sich am Ufer des oberbayerischen Sees zusammengefunden. Die Gegenwart geht über sie hinweg, sie sind ihr nicht gewachsen, weder durch Leistung noch durch Bluff. So liquidieren sie die Vergangenheit in guter Haltung. Ja, diese unerschütterliche und unnachahmliche Haltung, bewegt und getragen von Zu- und Abneigungen, von Flirt und Liebe, von Irrtum, Schuld und Entsagung — sie ist das eigentliche Problem der Darstellung. Die feinen, seelischen Spannungen, die erotischen Kreuzungen zwischen diesen eng verwandten und doch ganz individuellen Personen sind mit vollendeter Kunst beobachtet, geknotet und entwirrt; sie sind dichterisch intuitiv gestaltet. Es mag sein, daß das prinzliche Paar, der Fürst und die Baronin, der baltische Baron und die Fürstin, die alte russische Gräfin und der theologische Professor auf eine geistige Ebene gestellt sind, für die sich in der Wirklichkeit keine ganz glaubhafte Parallele findet. Wer aber möchte sich nicht lieber in einer geistreichen Gesellschaft anmutig unterhalten, als sich in einer ledernen zum Sterben langweilen?

In der Tat; so gehen sie hin, weil sie fühlen und wissen, daß diese gewandelte Welt keinen Lebensraum mehr für sie und ihresgleichen bietet. Sehr tapfer und von jener Ironie erfüllt, von der nur noch die Erinnerung bestehen bleibt, nehmen sie ihr Geschick auf sich. Sie lassen kein billiges Ressentiment aufkommen. Sie wahren Haltung und Distance. Sie verflüchtigen sich gleichsam, sie verlieren sich, ohne sentimentalen Abschied. Die stille Schwermut eines gedämpften Herbstes umwittert das Ganze. Hanns Johst, der Dichter, gibt mit diesem schönen Buche ein Lebensdokument von Rang, ein bewegtes Buch, das bestehen bleiben wird, über den Tag hinaus. Von wieviel Romanen läßt sich ein gleiches sagen?

Eugen Kalkschmidt.

(Aus der „Zeitwende". April 1931.)

Nachdem wir in den vorhergehenden NNr. unseres Blattes Leop. Ziegler's „Fünfundzwanzig Sätze" und Kolbenheyers „Jagt ihn — ein Mensch" besprochen haben, ferner W. Stapel zu Worte gekommen ist, haben wir, um den Geist jener bedeutsamen Ostersteiner Tagung zu charakterisieren nun auch Rud. Borchardts Rede gebracht und die obenstehende Kritik des Hanns Johstschen Romans. Der Zusammenhang dieser Aufsätze braucht nicht weiter erläutert zu werden!

Erlesenes.

Von R. v. E.

In einem Aufsatz, der die Überschrift trägt „Das unhaltbare System", bespricht Edgar J. Jung[1]) die gegenwärtige Lage Deutschlands vom staatspolitischen Gesichtspunkt aus. „Die heutige Staatsidee selbst hat Schiffbruch gelitten." „Der Staat wurde unfehlbar, allmächtig und allzuständig. Er wurde alleiniger Gesetzgeber." „Der unfehlbare König wurde ersetzt durch die unfehlbare, verantwortungslose Majorität" und der vierte Stand verwandelte den Staat „in jene allumfassende Versicherungsanstalt gegen Not und Mißgeschick." Aber „die Grenze ist erreicht, weil die Zahl derer, die vom Staate etwas wollen, größer ist als die jener, die ihn tragen."

Der zweite Grund dafür, daß die heutige deutsche Staatsform ihre Rolle ausgespielt zu haben scheint, ist nach Jung's Meinung der Umstand, daß Deutschland „die westliche Form der Demokratie" einführte, als „ihre soziologischen Voraussetzungen schon geschwunden waren." „Denn diese Demokratie ist nur möglich in einem Volke, das über eine anerkannte Führerschicht verfügt" (wie England, Frankreich, die Schweiz). „Die politische Wahl ist dort nur die formale Bestätigung einer durch das Leben vorgenommenen Führerauslese." Das käme im Grunde auf eine berufsständische Wahl heraus, wie sie auch L. Ziegler empfiehlt[2]). „Nun ist aber diese bürgerliche (in England halbfeudale) Gesellschaft in ganz Europa fragwürdig geworden." „Als wir 1918 zur Demokratie übergingen, gab es fast schon keine Bürger mehr. Sie in einem modernen Polizeistaat — denn den haben wir mehr denn je — künstlich erzeugen zu wollen, ist ein widerspruchsvolles Vorhaben." Massenparole und Parteiwesen, der Propagandaapparat der Wahlen, wo eine Clique den Führer bestimmt und das Volk „die Nachwahl bestimmt" stellen den Demagogen als Volksvertreter an die Spitze. Die „Stimmzetteldemokratie" ist eine „verkappte Geldherrschaft".

In der Bekämpfung dieses demokratischen „Kapitalismus begegnet sich das Proletariat mit der jüngsten antimarxistischen Generation — zwei „entgegengesetzte Lager". — Jung warnt vor einem oberflächlichen Optimismus, der da glaubt „den Marxismus durch Wahlversammlungen, Terror, Überredung, Nachgiebigkeit austilgen zu können". „Wir müssen vielmehr die Formen vernichten, die das Wuchern der Volkszwietracht und der Staatsfeindlichkeit überhaupt ermöglichen."

„Die Aufgabe ist klar und einfach: der Aufbau der Gemeinschaft, die Willensbildung des Staats müssen zurückverlegt werden in die Lebenskreise (Familie, Stand, Gemeinde, Kreis, Kulturgemeinschaft, öffentlichrechtliche Bürgerschaft, Betriebsgemeinschaft u. s. w.) in denen sich das menschliche Leben arbeitend oder bewährend vollzieht. Aus ihnen müssen die Führer wachsen . . ."

Es ist erfreulich, daß sich „die fünfundzwanzig Sätze vom deutschen Staat" Leop. Ziegler's immer mehr und mehr auch in den Reihen der Politiker durchzusetzen scheinen.

---

[1]) Münch. Neueste Nachrichten. Nr. 138.

[2]) Vergl. Nr. 5. dieses Blattes „Unzeitgemäße Schöngeistigkeit".

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 8 Freitag, den 21. August 1931 7. Jahrgang

Geistige Notverordnung?

Von R. v. E.

Eine der letzten und tiefsten Fragen aller Zeiten und somit auch unserer Zeit ist die nach ihrem Sinn und zwar in der doppelten Bedeutung — inwiefern gestaltet sie unser Weltbild oder umgekehrt — wie deute ich sie von meinem Weltbilde aus.

Der Weg zu einer Antwort auf diese einschneidendste Doppelfrage von heute ist die Auseinandersetzung mit dem Begriff „Bildung". Denn „Bildung" ist nichts anderes als Gestaltung eines Weltbildes, das je nach der Enge oder Weite des Blickpunktes ein beschränktes oder umfassendes sein wird.

Wie in dem Widerstreit von Wirtschaft und Kultur [1]) zwei entgegengesetzte Denkwelten aufeinander stoßen, so in dem heftigen Kampf zwischen humanistischem und realem Bildungsweg. Hat jener allem Anschein nach das weitere, höhere Ziel vor Augen, ist er von diesem Gesichtspunkt aus der idealere, so dieser den tragfähigen und festen Boden der Wirklichkeit, wird dort das Haus von vornherein nach einem ideellen Grundplan gebaut, so hier auf dem festen Boden nackter Tatsachen, ein Bau, der sich der Zeit und dem Ort, den Umständen anpaßt. Daß dieser Streit noch längst nicht erledigt ist, daß er, sei es auf diesem oder jenem Gebiet, immer von neuem aufflammt, ist ein Beweis für seine Bedeutung.

Wenn trotzdem ein hochbedeutender Aufsatz von Hans Freyer „Zur Bildungskrise der Gegenwart" [2]) mit den Worten beginnt „Das Problem der Bildung ist nicht aktuell", so scheint dieser Satz in striktem Widerspruch zu unseren einleitenden Ausführungen zu stehen. „Scheint", denn schon die folgenden Sätze weisen darauf hin, daß Freyer

[1]) Vergl. Nr. 5 dieser Zeitschrift „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft".
[2]) „Die Erziehung". Juli/August 1931. VI. 10/11.

den Bildungsbegriff meint, an dessen „ausschlaggebende Bedeutung" „in der gesellschaftlichen Wirklichkeit" wir mit gutem Gewissen „nicht mehr glauben können". Er fährt fort „nicht aktuell in dem Sinne, daß sich zu bilden die eigentliche Sorge des gegenwärtigen Menschen wäre. Nicht aktuell in dem Sinne, daß wir einen verpflichtenden Begriff des Gebildeten hätten, oder daß wir einen solchen Begriff auch nur entbehrten und suchten. Nicht aktuell in dem Sinne, daß wir der Bildung irgendeine zentrale Funktion im Aufbau der geistigen Welt zusprächen ...." „Alles das hat es einmal gegeben. In dem Zeitraum von Herder bis Humboldt ist die Idee der Bildung ganz groß aufgerichtet worden und sie hat sich als eine geschichtliche Macht ersten Ranges erwiesen. Aber jetzt gibt es das nicht mehr."

Für die Klassiker der Bildungsidee wäre eine solche Lage „der glatte Rückfall aus der Humanität in die Barbarei". Zur Freude aller Gegner der humanistischen Bildung im Sinne Humboldt's sei der Satz Freyer's vorangestellt: „in der Bildungswirklichkeit der Gegenwart" hat „das humanistische Bildungsideal seine normative Kraft eingebüßt."

Allerdings schränkt der Verfasser dieses radikale Verdikt insofern ein, als er in einer Anmerkung besonders darauf hinweist, daß es sich nicht um eine Frage der Pädagogik handle, sondern um Bildungstheorie. Welcher verpflichtende Begriff des Gebildeten gilt in „kritischen" Epochen, insbesondere in der Gegenwart? — Das ist die Frage. Freyer betont ausdrücklich, daß damit nicht „ein Votum gegen die Antike als Bildungsstoff ausgesprochen werden sollte" und weiter „ich glaube durchaus, daß man auch auf „humanistischem" Wege zu dem Ziel „verantwortliches geschichtliches Situationsbewußtsein in der Gegenwart" bilden kann." Wir möchten den Akzent auf den Begriff der „kritischen Epoche" setzen, denn immer wieder betont der Verfasser, daß wir in einer werdenden Zeitwende, Epoche stehen, seine Bildungstheorie erscheint uns in Folge dessen mehr als eine Art Notverordnung. Allerdings eine, die in weitgehender Weise mit der Vergangenheit bricht.

Die geistesgeschichtliche und soziologische Begründung seiner Bildungstheorie ist glänzend.

Drei Gedankengänge sind es, die das deutsche Bildungsprinzip in der klassischen Epoche geformt haben: Der erste „ist der Glaube: im Menschen, und zwar in jedem Menschen sei eine naturhafte Anlage vorhanden, die in einem organischen Wachstumsprozeß zur Blüte gedeihen und zur Frucht reifen könne. Der Bildungsprozeß ... ist ganz in sich geschlossen, er kann und soll gleichsam vegetativ in der Seele ablaufen, und das Wachstum der Pflanze ist sein Symbol. ... Eine große Naturphilosophie und eine große Geschichtsphilosophie, beide idealistischer Art, geben den Hintergrund zu diesem Bildungsbegriff. ... Jede Kreatur, jeder Mensch, jedes Volk, jeder geschichtliche Verlauf drängt zu der besonderen individuellen Vollendung, auf die er von Gott angelegt ist. .... Auch Bildung ist nichts als das Aufblühen einer individuellen Seele zu ihrer besonderen Vollendung."

Der zweite Gedanke ist der, daß „die Seele des Menschen nicht nur gut, nicht nur „Natur" sei" — „sondern sie ist auch ein Ungestaltetes, das

zur Ordnung gebracht werden muß, das aber auch zur Ordnung gebracht werden kann. ... Das sind Humboldtsche Formulierungen. .... Hier wird Bildung zur schlechthinnigen Forderung, die alle anderen Forderungen einschließt, und wahrhaft zum ersten Gebot der Moral. ... Der Mensch hat direkt nur die eine, gleichsam künstliche Leistung zu erstreben: sich selbst zur Gestalt, zum Bild, zum Mikrokosmos zu bilden." [1])

„Dazu kommt eine dritte Gedankenmasse: der Glaube an den Geist, als eine eigengesetzliche Welt von objektiven Werten."

Dilthey hat immer wieder darauf hingewiesen, „wie wichtig es für das gesamte Lebensgefühl der Aufklärung war, daß sie an die Realität und an die eigene Würde einer geistigen Welt ... geglaubt hat."

„Dieser Glaube an die Realität einer autonomen Welt des Geistes, zu der hingestrebt werden kann, ist nun aber die Voraussetzung für das Ideal der Bildung."

„Der ganze Kulturbegriff des 19. Jahrhunderts ist von daher entscheidend bestimmt gewesen."

Und nun fragt Freyer „gibt es für uns Heutige eine autonome Welt des Geistes, die ein Ganzes ist, zu der hingestrebt werden kann und zu der hinzustreben der Sinn der Bildung ist? Ist der Mensch für uns von Natur auf eine immanente Vollendung angelegt? Und ist es für uns wirklich seine letzte Bestimmung, aus seiner Individualität ein in sich ruhendes Ganzes zu bilden?" Wir werden später sehen, daß der Verf. diese Fragen für heute mit einem „Nein" beantwortet, was für die Anhänger dieser klassischen Bildungsidee gleichbedeutend mit dem herben Urteil „rückständig", „unzeitgemäß" wäre. Diese geistesgeschichtliche Situation von damals kann nur verstanden werden, wenn man sich die gesellschaftliche Lage vor Augen stellt, für die und in der diese verpflichtende Bildungsidee möglich war.

Der bürgerliche Mittelstand, der eigentliche Träger dieser Idee, war wesentlich apolitisch. „Der Ausschluß von den politischen Entscheidungen wird, so gesehen, geradezu zum Hauptgrund für die universelle Geltung der Bildungsidee in Deutschland. Das Streben, aus sich selber eine Welt zu bilden, erhebt sich auf dem Hintergrund einer erzwungenen politischen „Müßigkeit" und vielleicht sogar einer politischen Resignation."

Der Geist befindet sich „in einer negativen Spannung zum Staat", denn „er ist geistig spröde, aber machtmäßig unangreifbar." „In seiner dynastischen Festigung, in seiner Verbindung mit den traditionellen gesellschaftlichen und geistigen Mächten, mit Adel und Kirche ist er nicht das Objekt, auf das sich der Geist mit aktivem Veränderungswillen richten könnte. — Es ist auch gar nicht Sache der Nation. .... Keine volonté générale ist denkbar im großen politischen Sinne Rousseau's."

„Aber auch eine feste soziale Ordnung, die dem Leben des einzelnen Halt und Einordnung geben könnte, ist nicht vorhanden, oder nicht mehr vorhanden." Das ständische Gefüge ist verblaßt, auch der Adel ist keine Ein-

[1]) Vergl. „Der Mensch als Gestalter seiner selbst" — R. v. E. Aus deutscher Geistesarbeit. 1930. Nr. 7.

heit mehr, sein „politischer Charakter ist — wie Wilh. v. Humboldt schreibt — größtenteils untergegangen."

Auch „das Bürgertum ist nichts weniger als ein einheitlicher Stand." „Keine ständige Ordnung von fester Fügung gliedert das Volk."

Nicht einmal Normen oder Typen, wie den englischen Gentlemanbegriff bildet das Bürgertum. Der „Individualismus" „ist beinahe gesellschaftliche Realität".

„In einer Zeit, wo es nicht mehr Stände und auch nicht Klassen gibt, wird der soziale Raum frei für den Gedanken, daß der Mensch zuerst und zuletzt individuelle Person sei: Person, die ihren Wert und ihr Ziel darin haben, sich als Individualität zu vollenden."

Von dieser Sachlage aus, wird es verständlich, daß „die äußeren Chancen für das Bildungsstreben" in dem eben angedeuteten Sinn der Persönlichkeitsbildung nur den Ständen gegeben sind, die frei und besitzlich sind — also Adel und ein Teil des Bürgertums.

Der gesellschaftliche Raum für den „klassischen Bildungsbegriff" war um 1800 gegeben. Staat und Nation banden den Menschen nicht, die ständische Ordnung absorbierte das Individuum nicht mehr, „eine industrielle Gesellschaft ist noch nicht vorhanden."

Diese Bildungsidee, die „auf dem Glauben an eine eigengesetzliche Welt des Geistes" beruht, ferner auf dem Willen des Menschen zu „einem geistigen Ganzen", in welchem er, d. h. als Persönlichkeit das autonome Reich des Geistes repräsentieren soll, wird nun „in die Krisis des 19. Jahrhunderts hineingerissen."

Die „neuen Mächte" — „die harte Welt der Technik, die Wirtschaft, die politische Wirklichkeit, die sozialen Probleme, die europäische Zivilisation" „fordern unausweichlich, daß der Mensch sein Leben auf sie beziehe." Die „humanistische Bildung" wird zu einer „Form der Bildung unter anderen."

„Die geistige Grundlage, auf der die klassische Bildungsidee ruhte, ist zerbrochen."

Der Glaube an die autonome Welt des Geistes wurde „durch Psychologie, durch Anthropologie, durch positive Geschichtswissenschaft, durch historischen Materialismus, durch Soziologie zerrieben."

Man denke den einzelnen Faktoren dieses Prozesses nach, so wird man versuchen für sie einen Generalnenner zu suchen, der diese geistige Wandlung des 19. Jahrhunderts verstehen lehrt. Es war gewissermaßen die Parole der Wissenschaft und in erster Linie der Naturwissenschaft, die in allen den verschiedenen, von Freyer angeführten Problemgebieten dominierte und zwar in dem Sinn, daß es der großangelegte Versuch war, durch Spezialforschung im einzelnen und einen analytischen Denkprozeß die Vielfältigkeit der Erscheinungen auf eine letzte Ursache zurückzuführen. Wieviel auf diesem Wege an Erkenntnis der ursächlichen Zusammenhänge gewonnen wurde (Technik usw.), wissen wir — aber aus diesem letzten Einen, dem Atom oder Elektron wieder den Aufstieg zum Vielfältigen und zu den Ganzheiten der Lebenswelt zu rekonstruieren, gelang uns nicht. Die Ganzheit des einzelnen innerhalb seiner Gemeinschaft, die Ganzheit der Welt war

durch diesen lebensfremden Denkprozeß zerschlagen. Heute fängt die Naturwissenschaft und mit ihr die Geisteswissenschaften mit anderen Denkgesetzen an, die zerschlagene Welt wiederaufzubauen.

„Um 1830, spätestens 1840 befinden wir uns auch in Deutschland bereits mitten im 19. Jahrhundert" — bereits in den zwanziger Jahren wird von Goethe, dem 80-jährigen, und Hegel, dem 60-jährigen, der Einbruch der neuen Zeit „mit seherischer Klarheit geahnt." Es bildet sich die „industrielle Gesellschaft", wie die Soziologie sich ausdrückt, mit dem Einsatz des Hochkapitalismus, „die negative Geschichtsepoche" im Gegensatz zu der vorhergehenden „positiven".

Diese Gegenwart wird als Krise, als Problematik empfunden. Die früheren Geburtsstände lösen sich auf in besitzende und nichtbesitzende Klassen. Alles, was noch im 18. Jahrhundert bestand, ist „in heller Auflösung".

Die neue positive Geschichtsepoche der Zukunft wird auf dem Wege des Liberalismus gesucht, aber Freyer bezweifelt, daß in Deutschland — nicht einmal auf dem marxistischen Flügel — jemals „der Glaube an den Strukturwert der industriellen Gesellschaft" geherrscht habe, daß sie im Gegenteil „den Keim ihres Untergangs" in sich trage. Eine Zeitlang scheint es so, als ob der breite besitzende Mittelstand mit dem früheren Bildungsideal nun auch „Träger der liberalen Ideen und der nationalstaatlichen Bewegung" werden würde.

Aber unterdessen bildet sich das Proletariat zu einer neuen und revolutionären Macht — das bisher „gesellschaftliche Nichts" empört sich gegen das bestehende System.

Sehr bald wird auch diese für eine Übergangszeit charakteristische Spaltung in Besitzende und Nichtbesitzende illusorisch. „Die gegenwärtige Gesellschaft ist keine Zwischenlage zwischen einer sich auflösenden Ständeordnung und einer sich eben erst bildenden Klassengesellschaft. Der einzelne steht nicht mehr wesentlich als Individualität an seinem Ort im Volksganzen." „Der Mensch gehört seiner Klasse existenziell an." Sein Schicksal ist ganz wesentlich „durch seinen sozialen Standort bestimmt." Er wird in „Klassenzusammenhänge, ökonomische Interessengruppen" eingespannt.

Der Bildungsbegriff muß sich infolge der veränderten Lage auch ändern oder „Bildung wird neben dem Leben getrieben", er wird zum „schönen Schein".

Ist in dieser sozialen Situation „eine lebendige Ganzheit des Menschen" noch möglich und trägt die „industrielle Gesellschaft" „einen Bildungsstoff in sich"?

Und ferner ist diese so bestimmte Gesellschaft eine „statische Ordnung"?

Diese Frage beantwortet Freyer mit einem klaren „Nein". „Wir haben es in der Gegenwart mit einer kritischen Epoche im eigentlichsten Sinn des Wortes zu tun." Was soll nun aus dem Bildungsideal einer kritischen Epoche werden?

„Eine kritische Kulturlage, das heißt eine Kulturlage, die ihre Ordnung nicht in sich selber trägt, sondern die über sich hinausstrebt und sich als bloßen Übergang empfindet, wird dem gesamten Denken der

Menschen notwendig eine realistische Wendung geben." (p. 617). Und das tut sie — nach Freyer — weil die „Welt gültiger Werte" „dahingesunken oder wenigstens fraglich geworden ist."

Ist diese These Freyers richtig, oder hat sie nur eine sehr bedingte Gültigkeit?

Zu den „kritischen Kulturlagen" dürfen wir doch zweifelsohne Zeiten rechnen, in denen nicht nur von innen her, d. h. vom Menschen als Träger der Kulturidee, ihr Wert fraglich geworden ist, sondern auch die, in denen der Lebensraum für die Realisierung der Kulturidee durch äußere Gewalten und Schicksale eingeengt ist, in denen gewissermaßen die Gestaltung der Idee auf unüberwindliche Hindernisse stößt, wir also gezwungen sind, umzudenken.

Wurde nicht in Deutschland der nationale Gedanke aus der Not der Knechtschaft in den Freiheitskriegen geboren, wurde nicht die Entwicklungsidee, in ihren Grundzügen der Gedanke Herders, von Lorenz Oken und der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zum spezifischen Erkennungszeichen deutscher Wissenschaft in einer Zeit höchster politischer Zerrissenheit (1822)? Hier hat die politische Machtlosigkeit nicht nur zur „realistischen" Wendung geführt, sondern zu einer geistesgeschichtlichen Zeitwende! Der nationale Gedanke, als Besinnung auf die historisch gewordenen geistigen Werte des eigenen Volkes, auf ihr Daseinsrecht ist immer zugleich eine Besinnung auf die Bildungsidee.

Wir können ebensogut von der heutigen Zeit sagen, daß durch die Umstellung ihrer Gedankenwelt auf die praktischen Ziele, durch ihre soziale Umschichtung — die frühere Bildungsidee an Atemraum verloren hat, daß also auch äußere Umstände den Menschen von heute zu dem Verzicht auf das frühere Bildungsideal veranlassen.

Noch ein weiterer Umstand scheint unseren Zweifel an der Gültigkeit des Freyerschen Satzes zu stützen.

Kritische Epochen sind Übergangszeiten. Jeder Mensch, der bewußt in diesen Epochen lebt, gehört dem Typus des Übergangsmenschen an. Wie sieht dieser Typus aus? An den äußersten Grenzen der die Zeitwende bestimmenden Menschheit stehen die beiden Repräsentanten des rechten und linken Flügels. Rechts der starre, unbeugsame Antoniotyp, der zäh an den alten Normen festhält, nicht nur retrospektiv, sondern reaktionär, konservativ — links der sensitive Tassotyp, der unsicheren Fußes das Neuland der noch unfertigen geistigen Lage betritt, Relativist — „es ist nichts gut oder böse, unser Denken macht es erst dazu", die Hamletnatur, hin- und herschwankend zwischen den Normen von gestern und den noch undeutlichen von morgen.

Wer von den beiden extremen Repräsentanten der Zeitwende wird ihr das neue geistige Gesicht geben? Keiner von beiden, sondern nur der, welcher die beiden Typen in sich vereinigt, d. h. wer den Boden der Wirklichkeit oder „der geschichtlichen Tatsachen" nicht nur als ein objektiv Gegebenes, Absolutes ansieht, sondern als ein zu Gestaltendes, und wer nicht radikal mit seiner Wertwelt von gestern bricht, weil die neue Wirklichkeitswelt neue Werte verlangt, sondern wer den Versuch wagt, nicht revolutionär, sondern evolutionär ohne Bruch mit seinem historischen Gewordensein

sein wertvolles Erbgut in die neue Gegenwart hinüberzuretten. Jede Gedankenrevolution, die auf historische Bindung verzichtet, ist zum Tode verurteilt (Sowjetrußland), der unhistorische Mensch hat die kürzeste Lebensdauer. Wenn die Restaurationsepoche einst die Romantik überwand, so konnte sie das nur durch Übernahme ihrer fruchtbarsten Ideen in ihren geistigen Bestand.

Wo bleibt in solchen Zeiten die „realistische Wendung"? Wir täten aber dem Verfasser unrecht, wenn wir glaubten, er verkünde nun eine Art uneingeschränktes Evangelium der „neuen Sachlichkeit".

Wenn er eine „Bildung realistischen Stils" für heute verlangt, so fügt er hinzu, „daß die Gefahr vermieden werden" muß, „daß bloße Tatsachen nur weil sie gegenwärtig sind, bereits als wertvoll, und daß das bloße Wissen um sie, nur weil es nützlich ist, bereits als eine geistige Haltung zur Wirklichkeit eingeschätzt würde." „Mancher heutige Plan, eine allumfassende, über alles orientierende Gegenwartskunde in die Schule einzuführen, läuft in diese Sackgasse und meint: alles, was die Gegenwart an Erscheinungen .... biete, müßte grob gegenständlich zum Lehrstoff erhoben werden (von den Weltmarktpreisen bis zum Hochofenprozeß, von der Arbeitslosenstatistik bis zu den Automarken); denn es gehöre zur Bildung, zu derjenigen Bildung, auf die der gegenwärtige Mensch anspreche."

Bildung hat also etwa heute den Sinn: „die Wirklichkeit, die uns unmittelbar umgibt, kennen zu lernen und unsere Existenz an den Tatsachen, wie sie sind, zu orientieren" und derjenige würde „gebildet" sein, der „mit geistiger Übersicht in seinem Zeitalter steht".

„Aber dieser Bildungsbegriff bedeutet noch keineswegs die Lösung in der Bildungskrise der Gegenwart". Es genügt nicht zu sagen: „Gegenwart statt klassischer Antike, soziale Wirklichkeit statt Dichtung und Philosophie."

„Das humanistische Bildungsideal ... beruht auf der Ebenbildlichkeit der gebildeten Individualität mit dem geistigen Gehalt der Zeit. Er beruht darauf, daß im Teil das Ganze noch einmal repräsentiert werden kann. Nun: kritische Epochen können nicht repräsentiert werden", sie müssen „mit Anstand und Verantwortlichkeit durchgekämpft werden". In dieser Lage hat „das humanistische Bildungsideal seine normative Kraft eingebüßt." „Wir treiben mit dem besten Gewissen von der Welt ... Fachbildung, Berufsbildung, z. B. Lehrerbildung, Beamtenbildung, Technikerbildung, Bildung für die Funktion." „Die bildungsmäßige Intention auf die eigene Individualität ist innerlich unmöglich geworden." Wer heute — freiwilligerweise — keinen Beruf hat und statt dessen Bildung sucht, dessen Menschsein soll der Teufel holen."

In welcher Richtung sucht nun Freyer „den Begriff des Gebildeten für uns"?

„Die Person reißt die Kräfte ihres Geistes dorthin zusammen, wo auch ihr Wille kraft seiner Entscheidungen steht... Sie weitet ihre Willensstellung zu einer bewußten geistigen Stellung aus und macht sie dadurch frei. Eine geistige Existenz also, die nicht als zentrische Figur gebaut ist,

sondern die gleichsam wie ein Scheinwerfer arbeitet. . ." „Was gebildet werden kann und was gebildet sein kann, das ist nicht, wie damals die Individualität, sondern das ist (recht verstanden) — *das Stehen in der Bewegung der Zeit*. . . Souveränität des Willens, der sich mit geschichtlichem Situationsbewußtsein ausgerüstet hat." Dieses „Stehen" soll nun ein fester Standpunkt, kein „Schweben" sein.

Aber wie komme ich zu diesem Standpunkt ohne ein festes oder wenigstens halbfestes Wertsystem, ohne Normen — das ist unsere Gegenfrage. Ein neues Wertsystem läßt sich ja nicht erfinden, wir sind darauf angewiesen unsere Wertnormen an der Erfahrung zu prüfen, die Stationen zu übersehen, an denen uns der bisherige Wertweg bis in die jüngste Gegenwart vorbeigeführt hat und zuletzt, ob der neue von der bisherigen Richtung abweicht und uns zukunftsfroh frisch ausschreiten läßt.

Hier scheiden sich die Geister; wer Kino, Radio, Auto, Flugzeug für das höchste Ziel der Menschheit hält, wird unseren neuen „Kultur"weg für höchst erstrebenswert erklären, wer das politische Gefüge Europas als vielversprechenden Anfang ansieht, wird das demokratische Antlitz der Welt preisen, wer dialektische Verstandesschärfe für das Entwicklungsziel der Menschheit hält, wird die Ausschaltung der Seele nicht beklagen. Wenn nun der andere Teil — gewiß der viel kleinere — diesen ganzen Apparat der heutigen Welt für eine recht zweifelhafte Errungenschaft hält, ja, den eigentlichen letzten Anstoß zur Katastrophe, dann wird er berechtigte Zweifel hegen, ob „aus dem Stehen in der Bewegung der Zeit" auch jener feste Standpunkt gewonnen werden kann, der seiner „Souveränität des Willens" nicht nur die Kraft zur Tat leiht, sondern auch deren *Richtung* bestimmt.

Ist es wirklich so, daß uns die heutige Lage dazu zwingt, daß etwas „an uns geschieht", daß wir nur Träger, Erdulder des Schicksals sind und daß wir auf die Mitregierung an dieser Welt verzichten müssen? Sind wir bloß Reaktionäre, Unzeitgemäße, weil wir nicht daran glauben, daß die Welt des Geistes für immer und ewig tot sei, oder daß sie heute in den Antiquitätenschrank gestellt werden muß, bis einmal wieder ihre Stunde schlägt? Oder sind wir doch noch Treuhänder der alten Bildungsidee, die trotz ihres Scheintodes von heute, eingesargt in die übermächtige Wirklichkeit ihres Auferstehungstages wartet und das Zeichen und das einzige sein wird, unter dem einst Deutschland den Sieg über die banale Wirklichkeit gewinnen wird? Sieg in dem Sinne, daß die Wirklichkeit nicht totgesagt wird, sondern daß sie ihren Platz als Mittel und Werkzeug, nicht aber als Selbstzweck in der Menschenwelt einnimmt. Sie soll der Boden sein, der für die kulturelle Saat wieder aufnahmefähig wird und diese Bearbeitung des „Bodens der geschichtlichen Tatsachen" ist unsere Kulturaufgabe. Sie ist in eminentem Sinne organisch — nicht in dem Sinne, daß wir darauf warten, was der Boden von sich aus wachsen läßt, sondern in dem, daß wir die halbverdorrten Wurzeln einer Blütezeit ohnegleichen wieder beleben, damit sie wieder blühen und Frucht tragen können, denn sie haben sich bewährt.

Ich glaube nicht, daß wir uns damit in schroffen Gegensatz zu Freyer stellen, denn er läßt „völlig dahingestellt, was später einmal sein wird.

Ich frage nicht darnach, ob nicht das humanistische Bildungsideal sofort wieder in sein königliches Recht eintreten wird, wenn unsere Geschichte irgendwann wieder in den ruhigen Strom einer positiven Epoche eingemündet sein wird."

Heute ist die Frage so zu stellen: was bedeuten diese geistigen und gesellschaftlichen Veränderungen für die Bildungslage der Gegenwart? „Welcher Begriff von Bildung hat heute die Kraft und hat heute das Recht, uns zu verpflichten? Welchen Ort und welche Funktion hat die Bildung in unserem Lebensganzen?"

Hierbei geht Freyer vom Problem der Volksbildung aus, ein Gebiet, das in Deutschland seit Jahrzehnten im Vordergrund des Interesses steht. „Das entscheidende Ergebnis von nunmehr 12 Jahren neuer deutscher Volksbildungsbewegung ist die Erkenntnis, daß die Bildungsaufgabe der Erwachsenenbildung, ja daß der gesamte Bildungsbegriff nur bestimmt werden kann von den realen Lebensbezügen aus, in denen die Menschen der Gegenwart stehen."

Das ist vollkommen richtig, denn „nur aus den erlebnismäßigen Tatbeständen, die der Mensch aus seinem sozialen Boden zieht, kann eine solche Wahl echterweise aufgebaut werden."

Aber das hieße, daß auf diesem sozialen Boden auch eine Bildung des Menschen zur Totalität möglich sei, nämlich „daß die Lebenskrise, die die industrielle Gesellschaft erzeugt hat, mit all ihren harten Notwendigkeiten einen immanenten Sinn: einen Bildungsgehalt in sich trage."

Freyer glaubt nicht, daß diese Welt mit ihren getrennten und doch voneinander abhängigen Berufskreisen in der Lage wäre, aus sich heraus gewissermaßen das Humboldtsche Bildungsideal zeitgemäß zu reformieren, das seien „trügerische Hoffnungen".

Deshalb seine Forderung der „realistischen Wendung". Zwei wichtige Fragen stehen hier zur Diskussion. Erstens: kann die „realistische Wendung" Volksbildung fördern, oder versagt sie und führt nicht zum Ziel und zweitens: was soll an ihre Stelle treten?

Der Gedanke der Volksbildung ist bereits vor 20 Jahren — nicht wie Freyer sagt, vor 12 Jahren — in Frankfurt a/M. zur Tat geworden.

Die Erfahrungen, die einer der energischsten Mitarbeiter seit Beginn der Bewegung, ein Demokrat, von der größten Opferfreudigkeit für das ideale Ziel beseelt, dort gemacht hatte, faßte er in die Worte zusammen: „Das Bildungsstreben des Volkes, von dem so viel geredet wird, ist eine Illusion. Die Masse will nichts anderes als Verbreiterung ihres Wissens, um in eine höhere Arbeitsklasse zu gelangen, oder Sensation." Es war der Versuch gemacht worden, biologisch aufklärende Vorträge zu veranstalten. Die damalige Biologie stand fest auf dem Boden der Entwicklungslehre eines Darwin und Haeckel, ihre Anwendung auf das Leben ließ sich zusammenfassen in die Parole „Kampf ums Dasein", „Überleben des Passenden", „freie Bahn dem Tüchtigen". In die Sprache der Arbeiterwelt übersetzt hieß das „Klassenkampf" — aber für diesen Kampf war es relativ gleichgültig, ob man etwas von dieser Art Biologie wußte oder nicht, denn diese biologisch begründete Utilitätslehre trug jeder schon in sich. Das

Resultat dieser Art Aufklärung war Enttäuschung oder Halbbildung, ihr Evangelium — Haeckels „Welträtsel". Ein ähnliches Beispiel: in Essen wurden in den 20-er Jahren Hochschulkurse eröffnet. Prof. Nohl-Göttingen sprach über das „Bildungsideal" und vertrat einen ähnlichen Standpunkt wie heute Prof. Hans Freyer. Hat das alte Bildungsideal angesichts der Stahl- und Eisenwerke, der das ganze Leben umspannenden Industrie, der veränderten sozialen Schichtung noch seine Bedeutung? Wohl kaum, das neue Bildungsideal würde uns aus den Kreisen der Jugendbewegung kommen, war seine Hoffnung. Das „Institut für Erziehung und Unterricht" hatte ein gewaltiges Hochschulprogramm ausgearbeitet. Jeder durfte sich nach eigenem Ermessen das Stoffgebiet aussuchen, das ihn interessierte, um sich zu „bilden". Mein Einwand, daß vermehrtes „Wissen" noch nicht „Bildung" sei, wurde auch vom damaligen Oberbürgermeister von Essen Dr. Luther (Reichsbankpräsident) abgelehnt. Es sei gleichgültig, ob ein Kommunist oder ein Deutschnationaler Wirtschaftslehre oder Soziologie oder Geschichte vortrüge, es käme auf Wissen, Sachkenntnis an. Wenn die Hörer auf diesem Wege ihr Wissen vertieft hätten, würde von selbst eine gemeinsame Wertung und Deutung der Wirklichkeit die Parteigegensätze ausgleichen. Ist das nicht der gleiche Standpunkt, den Freyer vertritt, wenn er den Satz hinstellt „wer die Gegenwart *kennt*, wird sie auch gestalten können. Voraussetzung ist nur, daß wir ohne vorzeitige Zielsetzung, ohne persönliche Wünsche und Neigungen „wertfrei" (wie Max Weber sagte) die Gegenwart studieren" und weiter „diese realistische Hinwendung zur Gegenwart ist also der erste bewußte Versuch einer „Bildungsethik" kritischer Kulturzeitalter." Das ist der alte Irrglaube der Aufklärungszeit. „Nur der hat das Recht, andere Menschen zu *bilden*, emporzuführen, der in sich ein *bindendes Wertstufenreich* trägt" — so äußert sich Spranger zu dieser Frage. Wissen, Sachkenntnis ist noch kein Werten. Ein Kommunist wertet die historischen Tatsachen anders als ein Demokrat oder ein Deutschnationaler.

Es gibt schlechterdings keine Bildungstheorie, die ohne Wertunterschiede, ohne Werturteile ihren Zweck erfüllte. Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß wir unsere äußere und innere Welt immer nur mit menschlichen Augen anschauen, erkennen und bewerten können. Entscheidend für unser Weltbild ist aber nicht das Anschauen und Erkennen, sondern das Werten. Stelle ich mich auf den Standpunkt, daß der geistige Wert höher in der Stufenfolge steht, als der Nützlichkeitswert, oder dementspechend die kulturelle Aufgabe höher als die wirtschaftliche, so wird mein eigenes Bildungsstreben auch, soweit ich in die Lage komme, andere zu bilden, dahin gehen, diese Wertfolge auch im Leben zu realisieren — sei es auf pädagogischem, politischem oder kulturellem Gebiet.

Eine gleich *gerichtete* Bildungsaufgabe der Zeit, und sei es die kritischste, kann es nur geben unter der Voraussetzung eines zum mindesten ähnlichen bindenden Wertstufenreichs.

Noch einige Tatsachen mögen hier kurz angedeutet werden, die gleichfalls dafür sprechen, daß das alte Bildungsideal noch keineswegs tot ist, daß es nicht nur wie ein fremdes Gespenst aus alter Zeit in unserer heutigen

Welt umgeht, sondern daß es noch heute wesentlicher Bestandteil unserer verworrenen Welt werden kann.

Die technische Hochschule in Dresden suchte die rein fachtechnische Ausbildung ihrer Schüler dadurch zu vertiefen, daß sie eine kulturphilosophische Fakultät in ihren Lehrplan aufnahm. Sie empfand innerhalb der auf dem Boden der praktischen Wirklichkeit stehenden Studienfächer eine Lücke, einen Mangel eines Zentrums, von dem aus die Einzelgebiete zu einem sinnvollen Ganzen zusammengefügt, organisch gestaltet werden konnten. Das war und ist doch noch der Glaube an eine Welt des Geistes.

Schreiber dieser Zeilen hat eine ähnliche Erfahrung bei Gelegenheit einer Vortragsreihe bei Krupp in Essen gemacht. Das Thema war „die Möglichkeit einer organischen Kultur[1]) innerhalb einer technischen, industrialisierten Welt", d. h. es wurde die Frage gestellt und bejaht, daß der organische Gedanke unserer klassischen Epoche noch heute ein Lebensrecht habe, daß er imstande sei, die heute mechanisierte Welt der Wirtschaft und Politik wieder neu zu beseelen. Der Hörerkreis bestand fast nur aus Männern des Kruppkreises, technischen Arbeitgebern und -nehmern.

Das Resultat dieser Vorträge fasse ich in die Worte eines der führenden Direktoren der Kruppwerke zusammen: „Wir haben in unserem großen Betriebe immer eine Lücke empfunden und haben nicht gewußt, was diese Lücke zu bedeuten hatte. Sie haben uns ihre Bedeutung und den Weg zu ihrer Ausfüllung gezeigt." Mit anderen Worten, der organische Gedanke, der Gedanke eines Humboldt, Goethe hatte der Ansicht des Großindustriellen nach noch heute sein Lebensrecht, ja vielleicht mehr denn je.

Zum Schluß noch eine Erfahrung, die wir aus unserem Fortbildungskursus in Dubbeln bei Riga 1913 schöpfen können. Die leitende Idee dieser Vortragswoche bestand darin, an der Hand der neuesten geistigen Bewegung in Deutschland und von deren bedeutendsten Vertretern unsere baltische Ideenwelt daraufhin prüfen zu lassen, ob sie noch ihr Recht in dieser Welt hatte oder nicht, ob die ganze Idee einer organischen Kultur, wie wir sie in erster Linie K. E. v. Baer und seinen Schülern verdanken, noch zeitgemäß war oder nicht[2]). Sie hat diese Prüfung bestanden — die „Welt des Geistes" besteht noch heute, wenn auch ihr Atemraum beschnitten ist, so hat sie doch ihr Daseinsrecht.

Ja, auch der letzte, in gewissem Sinn metaphysische Grund für den Ausbruch des Weltkrieges, als geistiger Konkurrenzkampf zwischen Deutschland und England aufgefaßt, liegt auf der gleichen Ebene, wie jene oben angeführten Tatsachen[1]).

Gibt uns Freyer nicht im Grunde recht, wenn er sagt, „nur in positiven Epochen ist ein eigener Stand der Geistigen denkbar", d. h. recht in dem Sinne, daß wir es doch als unsere Aufgabe ansehen müssen, aus der negativen eine positive Epoche zu schaffen? Und wer schafft sie? Doch schließlich der „Stand der Geistigen", der sich durch Bildung „Verstehensmöglichkeiten schafft."

---

[1]) R. v. Engelhardt. Organische Kultur. Lehmann. München, 1924.
[2]) Vrgl. „Baltisches Geistesleben" Heft 1—6 u. Goethe u. der baltische Osten.

„Je klarer und tiefer mein eigenes geschichtliches Situationsbewußtsein gegründet sein wird ... desto mehr wird es mit demjenigen der anderen, auch der Gegner, gerade der Gegner, zwar nicht gleichsprachig, aber dialogisierbar sein: so wie Nationen sich verstehen können, ohne daß sie aufhören zu sein, was sie sind, oder zu wollen, was sie wollen."

Jede letzte Erkenntnis wird von unseren unterbewußten Seelentiefen bestimmt, die Erkenntnis des Sachverhaltes ist nicht das Entscheidende, sondern seine Deutung und Bewertung. Diese aber läßt sich nicht dialektisch beweisen, sie ist unser geistiges Erbe, angeboren und geworden durch das historische Erlebnis. Deshalb auch der Widerstreit der Geister, der Kampf der Nationen. Wer diesen Glauben teilt, wird auch heute noch an einen „Stand der Geistigen" glauben, deren Situationsbewußtsein nicht bloß vom Verantwortungsgefühl für die Beurteilung der Gegenwartslage getragen ist, sondern aus der Bewertung ihres geistigen Erbes, ihres eigenen geschichtlichen Prozesses über die kritische Epoche hinaus das Recht ihres Zieles ableitet und es nicht aus den Augen verliert.

Ein solcher „Stand der Geistigen" ist h e u t e zur F ü h r u n g berufen.

Vom „Verstehen".

Ob H. Freyer mit seinem Optimismus recht behält, daß die vertiefte Begründung des „eigenen geschichtlichen Situationsbewußtseins" eine Brücke zur Verständigung mit dem Gegner bilden müsse? Uns scheint das Gegenteil der Fall zu sein: je tiefer, wurzelechter eine politische oder kulturelle Stellungnahme begründet, um so schneidender wird der Gegensatz, der doch in den letzten Hintergründen des rational „Dialogisierbaren" seinen Ursprung hat. Es wurde vor Zeiten von einem Professor der Sorbonne in Paris — der Name ist mir entfallen — die These aufgestellt, die gegenseitige Verständnislosigkeit der Menschen, ja, noch mehr der Staaten untereinander, hätte darin seinen Grund, daß jeder der Partner sich dem andern in beständigem Rollenwechsel präsentierte: grob gezeichnet hat jeder Mensch drei Gesichter, das eine, sein echtes, sei meist verhüllt, das andere ist auf den Eindruck eingestellt, den er bei seinem Gegenüber hervorrufen will und das dritte trägt jene Züge, die ihm das „man", die öffentliche Meinung über seine Person aufgedrückt hat. In den allerseltensten Fällen begegnen sich nun die Gesichter mit gleichem Verzeichen, die allenfalls eine Verständigung ermöglichen könnten, insbesondere wenn die eigentlich wesentlichsten Züge denen des Gegners gegenüberständen.

Liegt nun hinter jedem Menschen eine nur ihm, ja vielleicht auch nicht einmal ihm bewußte historische Vergangenheit, die sein Wesen begründet und dem Fremden so rätselhaft erscheinen läßt, wie viel mehr zwischen den Nationen, deren geschichtliche Vergangenheit in die Jahrhunderte zurückreicht.

Man sollte meinen, daß im Zeitalter des Radio bei der ins fast Grenzenlose gesteigerten Möglichkeit für jeden mit jedem in Verkehr zu treten, auch die Möglichkeit des „sich Verstehens" zugenommen habe. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein, die gegenseitige Verständnislosigkeit hat fast ihren Höhepunkt erreicht.

Wer über halbe Erdteile hinweg am 18. August an der unvergleichlichen „Tristan"-Aufführung in Bayreuth unter Furtwängler's Leitung auch nur durch das Radio teilnehmen durfte, fühlte sich mitergriffen und in der Seele gepackt von dieser leidenschaftlich tiefen deutschen Musik, aber jeder stärkere Sender kann auch dieses Seelenerlebnis erschlagen, wenn ihn nicht die gleiche Ehrfurcht vor diesem Meisterwerk Wagner's schweigen heißt. Erst „verstehen wollen", dann verstehen! Wo nicht im letzten Grunde die Seelen zusammenklingen, gleichgestimmt sind, bleibt es bei der „Auseinander"setzung, beim Trennungsstrich! R. v. E.

Geselliges Gespräch.

Ein kleines Kapitel über Konversation. — Von Walter Tritsch (Berlin).

Kennt man heute noch die Kunst, einem Menschen sein Stichwort zu schenken? Den Rahmen, den er brauchen kann, um ebenso anregend wie angenehm zu glänzen? Hofmannsthals „Schwieriger", vielleicht die feinste Lustspielgestalt des zu Ende gelebten Zeitalters, spricht eine letzte Weisheit über die Kunst der Konversation aus: einen wahren Dialog wie eine Dichtung zu bauen, zu zweit oder zu mehreren, ja vielen, aber immer so, daß jeder auch an das denkt, was sein Gegenüber darauf Treffendes zu erwidern fände, und ihm dieses Treffende schon durch die eigene Rede finden hilft. Heutige Dialoge kennen das nicht mehr, dieses gesellige Spiel, in welchem einer immer den anderen schmückt („wenn Konversation einen Sinn haben soll, so muß sich mein Gast über die eigenen Einfälle freuen wie ein Kind, so oft er mit mir spricht"): heutige Dialoge sind meistens nur mehrere Einzelreden, eigentlich Monologe, die einander nach gegenseitiger Übereinkunft von Zeit zu Zeit periodisch unterbrechen, um so einen letzten Rest von Gemeinsamkeit vorzutäuschen.

Jeder hat seinen festen Standpunkt, von dem er unter keinen Umständen abgehen wird — und die starrsten sind immer die der angeblich leicht ironischen Standpunktlosigkeit, die der „prinzipiellen Toleranz" („tolerante Menschen sind von Haus aus für jedes Überreden, für jeden Meinungswechsel verloren und verdorben"). So kommt es, daß eigentlich jeder Mensch, er sei was immer er sei, heute stets nur noch über — sich selbst spricht: Er sagt seine Ansichten heraus, oder das, was er als seine Ansicht geglaubt wissen will — über Sport, Politik, Literatur, über Reisen, Rekorde und Frauen, über Sachen, Zustände und Menschen. Immer über einzelnes. Nie über das, was er mit dem Angeredeten gemeinsam hat und worin er ihm Ausblicke und Ideen schenken könnte, sondern nur über alles, was ihn von seinem Gegenüber trennt oder mindestens unterscheidet.

Worüber man heute spricht? Ja, das gibt es bei bei uns heute gar nicht mehr, denn dieses kleine Wörtchen „man" setzt eine ganze versunkene Welt voraus: die Welt, in der es ein „man", eine geschlossene Gesellschaft, eine geistige Gemeinsamkeit gab, und mit dieser Gemeinsamkeit etwas, was mit einem Gleichen geübt ungemein lebendig und fruchbar sein konnte, mit einem Fremden, Außenstehenden aber freilich nur falsch und verlogen wirken muß: Konversation, Gespräch unter Menschen der gleichen Art, unter denen es noch einen Sinn hat, „man" zu sagen.

Ich glaube fast, ein guter Teil unserer europäischen, politischen und sozialen Krisen ist darin beschlossen, daß Menschen, Völker, Klassen miteinander nicht mehr „Konversation" zu machen verstehen: Nicht mehr von einem gemeinsamen Ausgangspunkt der Rede und Gegenrede beginnen. Auch die Gespräche der Völker und Klassen sind nichts als einander

unterbrechende Monologe. (Es hilft natürlich erst recht nichts, wenn innerhalb von kämpferischen Konventikeln umgekehrt nur vom gemeinsamen „Programm" aus gesprochen wird: auch das ist kein echter Dialog, nur ein gegenseitiges Überschreien in gebündelten Monologen.)

Wer dürfte es heute wagen, den Gegenstand zu nennen, von dem „man" wirklich spricht? Oder vielmehr, es läßt sich sehr leicht umschreiben: Jede einzelne isolierte Schicht des einstigen heute in Trümmer gegangenen „Man" spricht fast ausschließlich über das, was — sie selbst als Ersatz für höhere umfassendere Gemeinschaft ausgebildet oder angenommen hat. Die Intellektuellen also über Kultur, die Proletarier über Marxismus, die Industriellen über Weltwirtschaft, die Mondänen über Sport, Literatur, Kunst, Kleider und Abenteuer — und die ganz Unentwegten über die Liebe. Und über das Göttliche und die Nation, den schönen Menschen und den leidigen Staat? Darüber reden — die Wissenschaftler.

Worüber man lieber nicht reden sollte? Nun: genau über das. Denn es wird keine neue Gemeinschaft, kein neues allverbindendes „Man" heraufkommen können, so lange die einzelnen Sonderschichten der auseinandergefallenen Menschheit an ihren Ersatzformen für lebendige Gemeinschaft gierig festhalten. Sie sollten einmal versuchen, zu reden, Konversation zu üben über das Wenige, das erschreckend Wenige, was noch heute allen abendländischen Menschen wirklich gemeinsam blieb: Da würden sie nämlich erkennen, wie schmal, wie erschreckend schmal ihr eigener Lebensgrund geworden ist, und würden versuchen — vielleicht, wer weiß! — sich einen neuen, breiteren zu schaffen. Einen allen Menschen gemeinsamen Lebensgrund im gegenseitig aufeinander angewiesenen Geben und Nehmen. Durch jenes alte, vergessene, vielgeschmähte Ding, das Konversation heißt. Durch eben das, worüber „man" spricht. Über das außer und über uns, das durch uns Gestalt und allgemeine Bedeutung gewinnt.

(Aus d. „Münch. Neuest. Nachrichten".)

*

Die obige „Konservation" haben wir dem „Schwierigen" zu danken, weil er zu ihr das „Stichwort" gegeben hat.

Und so bitten wir auch die Fortsetzung dieser Konversation anzusehen. Mit einem kaum dagewesenen Erfolg ist Hugo v. Hofmannsthal's Lustspiel „Der Schwierige" mit Gustav Waldau in der Titelrolle über die Bühnen Münchens und Berlins gegangen.

Dieses Stück Leben aus einer verklungenen Wiener Welt spielt in dem höchsten aristokratischen Milieu. Da steht kein einziges aktuelles Problem von heute zur Diskussion, weder Geld noch Verdienst, weder Beruf noch Arbeit, weder Wirtschaft noch Politik, für diese Welt, in der sich die äußeren und inneren Konflikte unendlich graziös abspielen, existieren diese Fragen überhaupt nicht oder scheinen nicht zu existieren, denn man streift sie kaum.

Was ist es denn eigentlich, was die Zuschauer angesichts dieser „nichtsnutzigen" Welt wie nach einem Trunk aus dem Lethestrom die harte Gegen-

wart vergessen läßt und sie sich in eine bessere Welt versetzt fühlen? Woran liegt es, daß der man of business von heute an diesem Geschlecht von Nichtstuern seine Freude und sein Wohlgefallen hat, ja vielleicht ein wenig Neid nicht unterdrücken kann? Hugo von Hofmannsthal macht nicht einmal den Versuch, die vornehme Tradition dieser exklusiven Menschenkaste vor dem Forum einer arbeitenden Welt zu verteidigen, ja, er scheint sich nicht zu scheuen, dem Gesicht dieser überfeinerten Kultur den wehmütigen Schimmer nahen Sterbens auf die Stirn zu drücken! Es ist alles dazu angetan, den Willensmenschen von heute, sei es vom Cecil Rhodes- oder Chauffeurtyp, oder den kleinen Berufsmenschen mit seinem Stolz auf die karge Pflichterfüllung zu heftigem Protest zu reizen und mit der bekannten Pharisäergeste an seine arbeitsfrohe Brust schlagen zu lassen „ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin, wie jene Leute." Nichts von alledem: die verführerische Luft aus jenen Sphären umweht uns, wie leise Erinnerung an „längst vergangene süße Lust", an eine Gesellschaft, die nicht durch *das* glänzte und das Recht auf ihre Art Leben bewies, was sie tat und leistete, sondern durch das, *wie* sie war, *wie* sie mit dem Leben fertig wurde.

Jeder einzelne trotz aller individuellen Verschiedenartigkeit hat Haltung, Stil, hat seinen Stil, der sich hineinpaßt in den Gesamtstil der Gesellschaft. Sogar die lächerlichen Züge, die Hofmannsthal mit köstlicher Ironie zeichnet, verlieren das Grob-Komische durch eine besondere Art Grazie, die auch diese allzumenschlichen Seiten mildert. So spielt sich alles — auch die Gegensätze — gedämpft, unter der Sordine ab, oder ein feiner Humor stumpft ihre Schärfe ab.

Er „der Schwierige" Graf Karl Bühl steht im Mittelpunkt dieses *wahrhaften* Spiels — denn auch wenn wir's für eine vergangene Wirklichkeit halten, so war es auch dort — sogar in seinem Ernst — Spiel. Dieses überfeinerte Zartgefühl des Entschlußunfähigen — nicht nur das Reden, nein, auch das Tun ist schon „indiskret" — ist das strikteste Gegenteil von dem, was unsere Zeit von der Persönlichkeit verlangt. Alles, was der Schwierige anfaßt, läuft auf das Gegenteil des Gewollten, Beabsichtigten heraus, überall will er helfen, vermitteln für andere und wird selbst in die Verwirrung verstrickt, die er angerichtet hat. Es ist so, als ob seine Begeisterung für den Clown Furlani, der mit entzückender Grazie den auf der Nase balancierten Blumentopf hinunterwirft, weil er glaubt, daß das Balancieren eigentlich von selbst gehen müßte, wenn's bloß schön ist — so recht eigentlich den tiefsten Sinn seiner ästhetischen Natur wie im Spiegel zeigte.

„Er spielt seine Rolle'" sagt er weiter von Furlani, „er ist der, der alle begreifen, der allen helfen möchte und dabei alles in die größte Konfusion bringt... wo er hingeht, geht alles drunter und drüber und dabei möchte man rufen: „Er hat ja recht." „Er tut scheinbar nichts mit Absicht — er geht immer nur auf die Absicht der andern ein." Dieses aus Liebenswürdigkeit, aus Mangel an Selbstvertrauen, aus Herzensgrazie und Diskretion geborene Einfühlungsvermögen, dieses beständige Akkompagnieren statt der eigenen Melodie läßt diesen Tassotyp mit der überfeinert-

sensiblen Haut natürlich auch für seine Umgebung zum „Schwierigen" werden.

Leise klingen in diese Tonfolgen einer abendlichen Generation die herberen Klänge der heutigen Zeit: „dieser Geschäftston heutzutage! Und ich bitte, auch zwischen Männern und Frauen: dieses gewisse Zielbewußte in der Unterhaltung", sagt der alte Graf Altenwyl, und fügt noch hinzu: „die jungen Leut' wissen ja gar nicht mehr, daß die Sauce mehr wert ist als der Braten — da herrscht ja eine Direktheit."

Das sieht alles nach „Nonchalance" aus, „aber natürlich gehört zu dieser Nonchalance genau das Doppelte wie zu den anderen ihrer Anspannung" — sagt der Schwierige.

Ja, mit aller „ihrer Anspannung" läßt sich die Nonchalance nicht lernen, die nun einmal auch zum Leben gehört, wenn es nicht allen Schmelz, alle Selbstverständlichkeit verlieren soll. All' das pflichtgemäße Getue um jedes Stündchen Muße und Erholung, das pflichtgemäße Sporttreiben, die tausenderlei nach Vereinsparagraphen geregelten Lebensfreuden — das alles ist Anspannung, um den verlorengegangenen Lebensstil wieder von neuem zu erfinden! Aber vergebens. Die Selbstverständlichkeit des Lebensstiles ist altes Erbe und kein noch so klug erdachtes Erziehungssystem kann dieses Erbe ersetzen.

Das ist das Geheimnis der unglaublich suggestiven Kraft des Hofmannsthalschen Dramas.

Und liegt nicht im Beifall, den das Stück überall hervorruft, ein beredtes Zeugnis dafür, daß in unseren Herzen eine stille, aber noch immer wache Sehnsucht liegt nach den Zeiten, da es Menschen gab, denen das Leben weder nur als dorniger Acker der Arbeit und Pflicht, noch als zwingendes Schicksal und ehernes Gebot erschien, dem man sich unterordnen mußte, sondern als der durch Tradition und Geschichte geformte Schicksalsraum, der jeder Schicht der gegliederten Gesellschaftspyramide die Möglichkeit gab, ihren Lebensstil zu bilden.

Wenn wir heute noch Sinn und Verständnis für jene höhere, ja schon überfeinerte Gesellschaft des „Schwierigen" haben, der die Ästhetik der Lebensführung im Blute lag — der sie ebenso selbstverständlich war, wie das stille Standhalten im Grauen des Weltkrieges — dann müssen wir auch der Hoffnung Raum geben, daß die letzten Repräsentanten dieser verklingenden Welt doch noch nicht von der alles nivellierenden demokratischen Walze auf das Niveau der Masse hinuntergedrückt wurden — sondern das alte Kulturerbe jener Geschlechter trotz schweren Witterungsumschlages noch lebensfähig und für die Zukunft erhalten bliebe.

R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 9 Dienstag, den 22. September 1931 7. Jahrgang

Vom Lebensstil.

Von R. v. E.

Mit der Frage nach der Möglichkeit eines gemeinsamen, einheitlichen Bildungsideals [1]) hängt eine andere aufs engste zusammen, die nach dem kommenden Lebensstil. Es ist eine allgemeine und oft gehörte Klage, daß wir unseren Lebensstil verloren hätten und noch immer auf der Suche nach einer neuen, den Zeitumständen angepaßten Ausdrucksform unseres inneren und äußeren Lebens wären. Broder Christiansen hat über dieses Thema in seinem geistvollen „Gesicht unserer Zeit" beachtenswerte Worte gesagt und aus der eigentümlichen Mischung verschiedenster Stilelemente des Vorgestern, Gestern, Heute und Morgen dieses kaum definierbare Allerweltsgesicht der heutigen Zeit zu zeichnen versucht. Auch der Kunsthistoriker Pinder hat in seinem „Problem der Generationen" die Epochen des sogen. reinen Stils in der Kunst auf ihre scheinbare Einheitlichkeit hin geprüft und auch dort eine ausgesprochene Problematik gefunden, die abhängig scheint von dem Mit- und Nebeneinander der verschiedenen Künstlergenerationen, in denen der Stilgedanke keineswegs eindeutig zum Ausdruck kommt, wenn er auch nach außen hin ein scheinbar einheitliches Gesicht zeigt.

Pinder verdanken wir auch den, meines Wissens zum erstenmal von ihm ausgesprochenen, fruchtbaren Gedanken, daß die Entwicklung der einzelnen Kunstgebiete sich nicht in parallelem Aufstieg vollzieht, sondern daß sie einem zu tiefst begründeten Gestaltungsgesetz zu folgen scheint, nämlich dem, daß am Anfang jeder Kunstepoche die Architektur, dann die Plastik, ihr folgend die Malerei und am Ende die Musik das Wort führt. Wir kommen auf dieses eigentümliche Gesetz später wieder zurück.

Es war in diesen Blättern schon einmal davon die Rede, daß es eine eigentümliche Bewandtnis hat mit der photographischen Lupenvergrößerung von Pflanzen; von Blüte und Blatt, von Stengel und Knospe. Sie scheinen gewissermaßen „unnatürlich" in dem Sinne, daß man ihre Zuge-

[1]) Vergl. Geistesarbeit Nr. 8. „Geistige Notverordnung".

hörigkeit zu dieser oder jener Pflanzenart kaum erkennt, sie sind dem Auge des Kenners sogar entfremdet. Dafür aber bekommen sie alle, die einen mehr, die anderen weniger, ihren besonderen Stilcharakter, so daß es fast den Anschein hat, als hätte eine Künstlerhand diese naturhaften, naturwüchsigen Gebilde absichtlich stilisiert. Da gibt es Stengel und Astbildungen, die in ihrem An- und Abschwellen der ägyptischen Säule gleichen, da gibt es Blattformen, die der Gotik entlehnt scheinen, Renaissancemotive, eine Fülle von überquellendem Barock, Ranken von dem zierlich spielerischen eigenwilligen Schwung des Rokoko. Es ist nicht so, daß man eine entfernte Ähnlichkeit mit diesen Kunstformen hineinsieht, sie wirken direkt wie Kunst, aber wie alle echte Kunst gewachsen erscheint, nicht von Menschenhand und Menschenwillkür geschaffen, so auch hier.

Unwillkürlich kommt man auf den Gedanken, daß wir hier die Modelle für die verschiedenen historischen Kunststile gefunden haben, aber so leicht läßt sich das Rätsel nicht lösen. Warum haben denn die Ägypter noch nicht das Rokokomodell der Zaunrübe benutzt, warum der Grieche noch nicht die Barockidee in der Stranddistel gefunden? Ist es denkbar, daß ihre Augen die Gestalt der Pflanze, der Blüte anders sahen, als die unsrigen? Was wir heute nur unter der Lupe erkennen, das Stilgesetz in der Naturform, oder unter dem Mikroskop die symmetrische Kunstform der Radiolarien — konnten sie *ohne* diese technischen Hilfsmittel das innerste Gestaltungsgesetz *sehen*, wie Goethe die Urpflanze zu sehen glaubte? Schiller korrigierte Goethe, als dieser die Entdeckung der Urpflanze eine „Erfahrung" nannte, dahin, daß sie vielmehr Goethes „Idee" gewesen sei, worauf dieser echt goethisch mit leisem Spott über die Kritik des philosophischen Freundes erwiderte: „Um so besser für mich, wenn ich eine Idee mit eigenen Augen leibhaftig sehen kann!" Fraglos hatte Goethe mit seiner Entdeckung — oder sollen wir sagen Erfindung — ein ganz wesentliches Stück des Strukturprinzips der Pflanze gefunden — d. h. den Typus aus der individuellen Pflanze *abstrahiert*, aus der Anschauung den Begriff entwickelt.

Nun ist es mit dem Stilbegriff doch auch nichts anderes, als aus der Wesensart des Objektes, gewissermaßen dem Sinngehalt der individuellen Erscheinung auf das ihm innewohnende Gesetz schließen und diesem Gesetz entsprechend dem Bilde Gestalt und Sinn geben.

In dieser scheinbaren Objektivität der Stilbildung liegt aber ein außerordentlich subjektives Moment beschlossen. Wie *ich* das Ding vor mir sehe, was *ich* in ihm an Sinngehalt finde, an geheimem Gesetz, das hängt nun ganz und gar davon ab, welches Gesetz *mein* Sehen bestimmt, aus welcher Fülle und Tiefe von Ererbtem und Erworbenem die Sehkraft meines innersten Auges bestimmt ist.

So wird man mit vollem Recht sagen dürfen, daß ein reiner Stil dort entsteht, wo die Wesensart des Künstlers in vielleicht unterbewußter Hingabe oder Einfühlung mitschwingt mit der Wesensart des Objekts, der Erscheinung, und seine Hand diesen Zusammenklang zwischen Ich und Welt nun sinngemäß zum Ausdruck bringt.

So entsteht jenes Überwältigende des höchsten Kunstwerkes, daß es wie aus dem Objekt hervorgewachsen und doch wieder vom Subjekt geschaffen

erscheint, wie Goethe sich ausdrückt: „sie (die großen Kunstwerke) sind von Gott." Das ist ja auch der eigentliche Sinn jenes herrlichen Wortes aus der Marienbader Elegie:

„wo du auch bist, sei immer kindlich,
so bist du Alles, bist unüberwindlich."

Im Kinde klingt noch Welt und Ich zusammen, Subjekt und Objekt verschmelzen in eins, bis das Bewußtsein erwacht und das Ich die Welt als ein Fremdes zu sehen lernt. Das Kind ist in allem, was es tut, stilrein, weil es naturecht ist, ebenso wie das wogende Kornfeld oder die Bewegung des freien Wildes, und mühsam muß es in späteren Jahren den Weg ins Kinderland zurückfinden, um wieder ganz echt zu werden, Stil zu haben. Am Baum der Erkenntnis ging der Menschheit das Kindheitsparadies der Unschuld und damit des reinen Lebensstils verloren.

Wenn wir demnach annehmen dürfen, daß jede neue Stilepoche ihren Ursprung einer gewissen geistigen Kindheitsstufe der Menschheit verdankt — denn jede neue Art des Sehens ist ein Anfang, ist ein Übersehen des Gewohnten, Üblichen, das doch nur auf dem Wege entstehen kann, daß wir in dem althergebrachten Schema des Sehens eine Lücke, ein noch Unausgefülltes entdecken und uns möglichst unbeschwert von unseren eingewurzelten Vorstellungsbildern in das Erscheinungsbild vertiefen, e i n s mit ihm werden, so werden wir auch bei der überraschenden Übereinstimmung von Pflanzenform und Kunststil die gleiche Erklärung zu Hilfe nehmen dürfen.

Nach J. v. Uexküll lebt jedes Tier, vom Insekt hinauf bis zum Menschen, fest eingeschlossen in seine Umwelt. Sie ist sein Wirkungsbereich und wie es diesen sieht und erkennt, bestimmt seinen Lebensraum und seine Lebensart.

Sollte es nicht im Bereich der Möglichkeit liegen, daß in unvordenklichen Zeiten das Menschenauge nahsichtig war, daß es gewissermaßen auf einen näheren, engeren Horizont eingestellt war und vielleicht seine nächste Umgebung deutlicher, in größerem Format sah, als heute? Daß der Mensch — ehe er der Nomade von heute wurde — stärker bodengebunden, bodenständig war, steht außer Frage. Weder sein Auge noch sein Ohr wurde durch Kino und Radio in weite Fernen gelockt. Sollte er da nicht das, was seinen bescheidenen Lebensraum erfüllte, weit näher, besser gekannt haben, als wir, und gab ihm diese Totalverbundenheit mit seinem nächsten Umkreis nicht eine Art Naturtüchtigkeit, die wir verloren haben, seitdem wir weitsichtige „Gehirntiere" wurden?

Aus diesem Umstande allein könnte sein Stilempfinden in Anlehnung an die Gestalt der Pflanze geweckt worden und nun in den wechselnden Stilepochen langsam wieder als Erinnerungsbild aufgetaucht sein.

Vielleicht haben wir aber eine näherliegende Erklärung. Die Menschenhand ist von jeher als Prototyp aller Werkzeuge angesehen worden. Schon Carus hat in seiner „Symbolik des menschlichen Körpers" auf diese Tatsache hingewiesen. Die primitivste Verrichtung des Menschen, das Besitzergreifen seiner Umwelt — das alles besorgte die Hand, ihr Gesetz der Bewegung, des Greifens, Haltens, Stoßens und Schlagens wurde zum

Gesetz der ersten Werkzeuge. Diese waren nur die Ausgestaltungen ihres organischen Gesetzes. Der Mensch war das Maß der Dinge, die ihn umgaben — handbreit, Elle, Zoll (von pollux — der Daumen), Fuß, Steinwurf, Morgen — das alles entnahm er seiner nächsten Umgebung, seinem Körper und dessen Maßen. Je weiter nun der Mensch sein Herrschaftsbereich erweiterte, um so mehr entfernte er sich von sich selbst, er entfremdete sich. Und die Maße entnahm er nicht nur der Erde (Metermaß als 10millionster Teil des Erdquadranten), sondern dem Kosmos — Lichtjahr. Trotz aller Entfremdung hielt und hält ihn aber doch noch ein festes Band an den Naturboden gebunden, dem er zu entfliehen trachtet. Und zu allen Zeiten, da die Weite der Welt mit tausend ungelösten Fragen auf ihn einstürmt, wo er sich im scheinbar gewonnenen eroberten Weltreich wie ein Fremder, wie ein verirrtes Kind fühlt, wacht diese Naturverbundenheit in allerhand Gestalt von neuem in ihm auf — in Mystik, Natursichtigkeit, Hellsehen, Aberglauben, Astrologie, Horoskope usw. — aber zugleich auch eine neue Sehnsucht nach „den Müttern", zu dem Urquell seines Werdens, zu seinem Ganzheitstrieb und dessen Gesetz. Und da ahnt er in sich das gleiche Werdegesetz, wie in der Pflanze, in allen Lebewesen, den gleichen Rhythmus, die Grundformeln seines Lebensstils. Er wird wieder ein Teil der werdenden Welt und wie sie ihn gestaltete und werden ließ, so stellt er sich bewußt unter das gleiche organische Gesetz und seine Schöpfung trägt den gleichen Stilcharakter.

Somit ist es ausgeschlossen, daß ein echter Lebensstil erwachsen kann aus der von Menschenhand geformten, zu seinem Nutzen geordneten, aber der Natur weithin entfremdeten Welt. Mag diese zivilisierte und technisierte Welt noch so sehr Wirklichkeit geworden sein, mag sie im Lauf der Zeiten noch so sehr ihren eigenen Rhythmus, ihr eigenes Gesetz gefunden haben, es steht auf einer anderen oder nur wenigen Seiten des großen Gesetzbuches der Natur. Die zivilisierte Welt hat zu viele Seiten *dieses* Buches überschlagen und vielleicht sogar die wichtigsten Kapitel. Das sind die, welche eine seelische Bodenkunde lehren, ohne die der Mensch Norm und Richtung für seinen Eigenwuchs verliert.

Wie wäre es sonst zu erklären, daß Bauer und Edelmann überall dort, wo die zivilisatorische Walze noch nicht alles Eigengewachsene eingewalzt hat, ihren Lebensstil behalten haben, und dieser immer mehr verloren zu gehen droht, oder verloren gegangen ist, wo alle Bodenständigkeit problematisch wurde. Denn im Grunde ist auch der Adel entwurzelt, nomadisiert, sofern er nicht mehr in der Totalverbundenheit mit seinem Heimatboden lebt, wenngleich sein Dienst an Staat und Kirche wenigstens ideell die reale Bodenständigkeit ersetzen konnte. Wir sehen es mit erschreckender Deutlichkeit, wie mit dem Begriff der Interessengemeinschaft als Ersatz für die engere bodengebundene Gemeinschaft auch der Lebensstil des Adels illusorisch wird und alle jene moralischen Selbstverständlichkeiten, die gewissermaßen urtümlich aus seiner Lebensaufgabe hervorwuchsen, heute diskutabel und problematisch wurden.

Liegt nicht in solcher Erfahrung die ernste Warnung vor allzu bereitwilligem Abbau ererbter, geschichtlich bewährter Bildungs- und Lebensideale,

nur weil die Welt dank der übereifrigen Menschenhand anders geworden ist? Und ist es wirklich nur äußere Form, ein Kleid, das man beliebig wechseln kann, wenn wir vom Lebensstil sprechen und seinen Verlust beklagen? Oder sollte es nicht vielmehr Ausdruck unseres Ganzheitsstrebens, unserer Gestaltungssehnsucht sein, ein Spiegel des Weltbildes, das uns erfüllt?

Es wäre schon „ein Ziel, aufs sehnlichste zu wünschen", der Mensch von heute „stilrein" auch in seinem äußeren Gebahren, selbstverständlich und wesenhaft in seinem Tun und Wirken, daß man bei seinem Anblick, wie vor dem höchsten Kunstwerk mit Goethe ausrufen könnte: „wie wahr, wie seiend!"

Aber nun ist es doch so, wie wir es anfangs bereits andeuteten, daß jede Zeit auch ihren eigenen Zeitstil hat, daß es nie so etwas gegeben hat, wie einen für alle Zeiten geltenden Lebensstil, sondern daß im Wechsel der Zeiten auch der Mensch diesen Stil gewechselt hat. Und wir zweifeln doch nicht daran, daß auch diese Zeitstile echt, Ausdruck des Wesenhaften waren. Ob sie nun, wie Pinder annimmt, als Raumkunst, Plastik, Malerei oder Musik in der Zeitenfolge ihren Ausdruck fanden, ob nach Spengler als magische oder faustische Kultur, sie waren auch in ihrer wechselnden Form Gestaltungssehnsucht des Menschen, wahrer Ausdruck seines Wesens.

Wenn diese Annahme zutrifft, so liegt darin offenbar der Hinweis, daß die Menschennatur kaum je zum völlig erschöpfenden Gesamtausdruck ihres Wesens kommen kann, daß es ihr dank ihres Reichtums nicht gelingt, eine einzige bindende Norm für diesen Ausdruck zu finden. Sie ist mithin zu einem Verzicht gezwungen und je nach Zeit und Umständen wird sie die Dominante ihres Weltbildes und somit auch ihres Lebensstiles auf wechselnden Linien ihres Ganzheitsstrebens suchen. Das wird wohl auch der Anlaß sein, daß der einzelne Kulturkreis jene oben von Pinder gezeichneten Kunstepochen durchläuft.

Versucht man eine Erklärung für diese Reihenfolge der Kunststile zu geben, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Architektur als Raumkunst aus dem Bedürfnis des Menschen hervorgegangen sein mag, Schutz vor der unendlich weiten, drohenden Umwelt zu suchen, sich selbst zu umhegen, ein Heim gegenüber der Welt zu schaffen, deren Grenzenlosigkeit aber doch wieder als Haus und Heim der das All beherrschenden Götter in die sakrale Baukunst einbricht. Denn aus der Enge des Eigenheims wächst der Tempel in die Weite. Die zweite Periode — die Plastik ist ganz und gar auf den Tastsinn eingestellt: der eigene Körper, das Ich wacht auf in dem umhegten Raum und verlangt danach, sich selbst zu gestalten. Die tastende Hand umgreift das Nächste, den eigenen Leib, und wo sie nicht hinreicht, in die Ferne, tritt ihr das Auge zur Seite. Da entsteht aus der Gemeinschaft von Auge und Hand das Bild, zuerst nur bewegte Kontur, dann Farbe, die Malerei. Aber noch sind Auge und Hand an das Blickfeld gebunden, die Umwelt weitet sich durch das Gehör und zu Plastik und Bild tritt die Musik als völlig Eigenes, als Rausch der Seele ohne die enge Abhängigkeit von der Erscheinungswelt, ohne Modell, gewissermaßen rhythmisch gegliederte Zeitkunst. Es hat nach diesem flüchtigen Deutungsversuch fast den Anschein, als ob der Mensch mit

dem eigenen Reifen sich immer mehr und mehr aus der Abhängigkeit von seiner Umwelt löste, oder daß die wachsende Weite seiner Umwelt (man denke an Radio, Kino, Flugzeug etc.) ihn seinem seelischen Heimatboden, seinem „zu Hause sein" entfremdete. Daraus wäre auch der zunehmende Verlust seines Lebensstils verständlich, die Stillosigkeit wäre der Stil unserer Zeit. Stehen wir nun, wie Pinder meint, im musikalischen Zeitalter, so wäre die Frage berechtigt, ob die Musik wirklich, sofern sie Ausdruck unseres heutigen Wesens ist, keine Bindung, keine Abhängigkeit von dem organischen Strukturgesetz in uns aufweist, wie die bildenden Künste, so daß wir mit einem gewissen Recht behaupten könnten, es sei Schicksal der Menschheit, der Gesetzesgang ihrer Geschichte, daß sie sich von der Naturgebundenheit befreite und ganz aus sich selbst — konstruktiv und expressionistisch sich zum Ausdruck brächte? Dann müßten wir allerdings auch den Expressionismus als letzte und reinste Blüte des Menschentums preisen und den intellektuellen Konstruktivismus in aller Kunst als der Weisheit letzten Schluß.

Die Musiktheoretiker aber behaupten, daß gerade in der modernsten Musik die Strukturgesetze wieder stark in den Vordergrund träten und diese Strukturgesetze seien — auch diese Ansicht wird ernstlich vertreten — im Grunde den organischen ähnlich. Die ganze Thematik einer Bachschen Fuge, wie der Symphonien Beethovens, ja sogar der Wagnerschen Musik, sei in ihrem Auf- und Unterbau, in der Gliederung von Haupt- und Nebenthema den zeitlichen Wachstumsgesetzen der Pflanze analog.

Sollte diese Theorie richtig sein — darüber mögen sich die Musikgelehrten einigen — so tritt uns auch hier wieder als stilbildendes Prinzip, scheinbar als reinster subjektiver Seelenausdruck, ohne Anlehnung an irgendeine organische Idee in der Erscheinungswelt unserer Umgebung das allgemeinste Wachstumsgesetz entgegen — „naturam furca expellas, tamen usque recurret" — die Natur läßt sich nicht spotten.

Nietzsche hat für das „Denken" die anfangs überraschende Formel gefunden — „Denken heißt Gestalten durchsetzen", aber man wird ihm recht geben, denn worin besteht denn eigentlich das Denken, wenn nicht in einem nach Gesetzen sich vollziehenden Ordnen, und zwar zu einem folgerechten, geschlossenen Ganzen. Dieses Ganze hat nun auch seinen eigenen Stil, der als Ausdruck in geformten Gedanken zutage tritt. Auch hier wiederum sprechen wir von einem persönlichen Stil, der die wesenhaften Züge seines Schöpfers an der Stirn trägt und ganz wesentlich dazu beitragen kann, bestimmend auf den Zeitstil einzuwirken. Es wird gewissermaßen zu einer Art Selbstverständlichkeit, sich in diesem Zeitstil auszudrücken. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß dieser Sprech- und Denkstil je nach der gesellschaftlichen Schicht, deren Ausdruck er ist oder sein soll, ein verschiedenes Gesicht zeigen wird und eben nur dort als wahrer Ausdruck gelten und verstanden werden wird, wo die gleichen Denk- und Lebensgewohnheiten herrschen, d. h. in einer durch Geburt und Tradition bestimmten Gesellschaft.

Es ist nun keineswegs überraschend, daß weder die Masse noch ihre vornehmere Schwester, die Demokratie, es jemals zu einer wahrhaften Lebensstilbildung gebracht haben, denn ihnen fehlt der letzte Antrieb zu einer solchen, das hierarchisch-organische Prinzip. Allenfalls bringen sie es zu einem

Scheinstil, dem die Konfektionsmarke doch, wenn auch noch so verhüllt, anhängt und bei unvorhergesehenen Situationen deutlich genug zum Vorschein kommt. Die soziale Umschichtung von heute mehrt von Tag zu Tage die Zahl der Repräsentanten dieser besonderen Art gesellschaftlicher Mimikry.

Es liegt eine gewisse Ironie in dem Schicksal einer solchen umgeschichteten Gesellschaft, wie es drastisch und satirisch vor Jahren in dieser Zeitschrift von dem Engländer Ald. Huxley in dem Aufsatz „Umwertung der Werte" geschildert wurde. Es genügt eben sogar dem amerikanischen Geschäftemacher nicht mehr, sein ehrliches Leichenbestatterinstitut als Geschäft dem Publikum für den Bedarfsfall zu empfehlen — sein eigentliches Ziel muß verhüllt werden durch die wohllautende, vornehmere Überschrift „opferwilliger Dienst an der Menschheit" (inkl. auf Wunsch Tröstung der Hinterbliebenen gegen Barzahlung).

Zu einer schon weit verhüllteren Art Stilsehnsucht des heutigen Menschen gehört auch der ungeteilte Beifall, den noch heute ein Lustspiel, wie Hofmannsthals „der Schwierige" bei einer doch reichlich gemischten Zuschauermenge findet [1]). Das sind alles Zeichen, daß der Mensch von heute noch nicht zu seinem Lebensstil gekommen ist und nun darauf angewiesen ist, hier oder dort Anleihen zu machen, nach Rezepten zu suchen, „wie es gemacht wird." Wenn wir nun als grundlegendes Moment jeder wahrhaften Stilbildung das Echte, Selbstverständliche, das aus dem eigensten Wesen Gestalt Gewordene ansahen, so ist es verständlich, daß unsere Zeit diese Stilbildung ganz besonders erschwert.

Es ist nicht nur die künstliche Welt, in der wir leben, es ist nicht nur die Entfremdung von aller Bodenständigkeit realer und geistiger Natur, es ist nicht zum geringsten auch der Umstand, daß alles Leben heutzutage — sozusagen „auf kurze Sicht" eingestellt ist. Heißt es denn nicht, „auf kurze Sicht leben", wenn die junge Generation durch die Zeitlage gezwungen ist, sich völlig abseits von dem eigenen geistigen Ganzheits- und Bildungsstreben auf reinen Broterwerb einzustellen, nur das Nützlichkeitsmoment im Auge zu behalten und seinen Beruf nicht mehr als Endzweck, sondern bloß als Mittel zum Zweck anzusehen? Nicht allein der Mensch als Träger des ihm seelenfremden Berufs leidet darunter und verliert seine Wachstumslinie aus dem Auge, auch der Beruf, der betreffende Stand trägt das Gepräge dieses gelegentlichen Lohnarbeitertums.

Es scheint eine eiserne Notwendigkeit, daß solche Zeiten materielle und ideelle Notverordnungen verlangen, auch eine „Stillhaltezeit" mit gerefften Segeln, bis wieder der normale Wind weht. Aber wenn diese „Stillhaltezeit" mit all ihren erzwungenen Opfern an materiellen und ideellen Gütern sozusagen in Permanenz erklärt wird, oder dem Betroffenen als ewig „laufendes Band" ohne Anfang und Ende erscheint, dann kann das Resultat kein anderes sein, als stille, freudlose Resignation in diesem Sklaventum oder Verzweiflung.

Das einzige, was diese trostlose Alternative noch hinausschieben oder aus der Welt schaffen könnte, wäre eine Führung, die das Vertrauen und

[1]) Vergl. Nr. 8 dieser Zeitschrift. „Geselliges Gespräch".

den Glauben der Gesamtheit besäße, daß alle diese Notverordnungen zeitweilige Opfer sind, die sicher die Gewähr einer Gesundung in sich tragen.

Um dieses Vertrauen zu gewinnen, muß aber von der Führung mit aller Würde und Festigkeit das Wort gesprochen werden, das ja bereits seit Jahren jedem verantwortungsbereiten Deutschen auf den Lippen liegt — das eine Wort „non possumus" — „bis hierher und nicht weiter."

Mit diesen Seitenblicken in die verschiedensten Lebensgebiete haben wir bloß zeigen wollen, daß wo und wie wir auch die äußere Form unseres Lebens heute aufbauen wollen, ihre Stilbildung überall auf unüberwindliche Hemmungen und Schwierigkeiten stößt. Sollen wir nun in dieser Zwangslage unsere Hände falten und warten, bis uns wieder Ellbogenfreiheit wie ein Geschenk vom Himmel in den Schoß fällt? Oder sollen wir trotz aller äußeren Hemmung doch noch versuchen, unserer Wesenhaftigkeit, der ererbten und erworbenen, treu zu bleiben und aus ihr heraus unser Leben zu gestalten?

Die Antwort auf diese Frage erscheint uns nicht zweifelhaft, aber ob ihre Verwirklichung im Bereich der Möglichkeit liegt, ist die entscheidende, letzte Frage.

Das beliebte Schlagwort von heute, der „Gemeinschaftsgedanke", der mit allerdings wesentlich verschiedenem Akzent sowohl von den Linken, wie den Rechten ins Feld geführt wird, kann nur unter besonders glücklichen Umständen zu dieser Stilbildung unseres Lebens beitragen. Stand er nicht in der Jugendbewegung stark im Vordergrunde und trug dazu bei, ihr jenen peinlichen Zug von Kulturlosigkeit zu geben, was gleichbedeutend ist mit Stillosigkeit? Ist nicht der „Gemeinschaftsgedanke" das Aushängeschild aller bolschewistischen Menschheitsbeglücker — aber vergebens wird auch der wohlwollendste Beurteiler dieser Beglückungsmethode nach einem Lebensstil ihrer Vertreter suchen.

Oder wenn wir einen Blick auf die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland werfen, eine Form des Gemeinschaftsgedankens, der durchaus mit positivem Vorzeichen dem Aufbau dienen soll, der durch und durch wesenhaft sein will — mag man noch so bejahend und zustimmend dieser Bewegung gegenüberstehen, die als einzige opferfreudige und vielleicht zukunftsreiche augenblicklich in Deutschland erscheint — man kann sich des Zweifels nicht erwehren, daß ihr etwas fehlt, das für ihre Zukunft entscheidend sein dürfte. Das ist das Fehlen einer Gruppe in der Partei, die ihr geistiges Gesicht prägte. Der nationale Gedanke, vertieft und von innen heraus ausgebaut, könnte der Bewegung wirklich einen Lebensstil geben, nicht aber, solange er sich nur auf den politischen Gedanken der Abwehr gegenüber den national Indifferenten und des Zusammenschlusses politisch Gleichgesinnter beschränkt. Das heißt den Aufbau des Hauses von außen nach innen vornehmen und widerspricht allen Wachstums- und Lebensgesetzen. Es scheint demnach auch die durch eine Idee verbundene Gemeinschaft nicht imstande ihren Lebensstil zu entwickeln, sofern sie nicht ständisch oder gesellschaftlich gegliedert ist und den hierarchischen Gedanken zum Aufbauprinzip erhebt.

Alle Zeiten eines ausgesprochenen Lebensstils tragen dieses Kennzeichen an der Stirn: mag es das Mittelalter mit der ungeheuren Autorität der Kirche, und daneben der ständischen Gliederung von Ritter- und Bürgertum mit seiner festen Bodenständigkeit sein, mag es die Hochkultur der Renaissance mit der Macht des päpstlichen Stuhles in Rom und den selbstherrlichen Stadtrepubliken sein, mag es Barock oder Rokoko sein, überall waren es Führer und Geführte, ständische Gliederung, die diese ausgeprägte Lebensform der Einzelgruppen, der Stände, schufen. Und ebenso war es eine geistige Elite, die in der Glanzepoche Deutschlands, der Zeit der Klassik und Romantik ihren Lebensstil schuf, sie war es, die mit prophetischem Tiefblick ausgerüstet das von der Aufklärung zerrissene Band zwischen Natur und Geschichte wieder knüpfte, den Geschichte schaffenden Menschen seinen geistigen Naturboden erkennen ließ und aus diesem neuentdeckten seelischen Heimatgefühl sein Leben in unvergleichlichen Symbolen Gestalt werden ließ.

Mag die Wirklichkeit heute, ein Jahrhundert später, ein ganz und gar verändertes Bild zeigen, es gibt nur einen einzigen Weg, dieses wirre Bild wieder zu einem Kosmos, einer wesenhaften Ordnung zu gestalten, nämlich den, das Grundgesetz alles Werdens, aller Gestaltung, aller wahren und echten Stilbildung in jedem einzelnen, in jeder Gruppe oder Gemeinschaft zu verwirklichen, nämlich den des organischen Stufenbaus, eines Oben und Unten, eines Führertums, das sich sein Recht und seine Pflicht zum Amte durch seine Ehrfurcht vor dem organischen Wachstumsgesetz in uns erworben hat. Aus diesem allein wird auch uns wieder der uns gebührende Lebensstil erwachsen.

Sozialismus als Aufgabe und als Wirklichkeit.

Von Generalarzt Dr. Buttersack — Göttingen.

In seinen persischen Briefen schildert Montesquieu humorvoll, wie das erste Papiergeld ausgegeben wurde. Man betrachtete den Schein mit ehrfürchtigem Erschauern. Aber je mehr er abgegriffen wurde, um so mehr verlor sich seine ursprüngliche Bedeutung.

So ergeht es allen Schlagworten. In unserer Zeit dem Wort „sozial". Was wird nicht alles als sozial ausgegeben! Sieht man genauer zu, so trifft man auf mehr antisoziale Forderungen als auf soziale Notwendigkeiten.

Man stellt den Sozialismus gern in Gegensatz zum Individualismus und ist geneigt, Individualismus, Egoismus, Solipsismus, Kapitalismus usw. durcheinanderzuwerfen und dem Sozialismus gegenüber zu verdammen.

Die Renaissance als Geburtsstätte des Individualismus kommt dabei schlecht weg. Allein schon im Mittelalter hatte es eine unendliche Mannigfaltigkeit ausgeprägter Persönlichkeiten gegeben, auch wenn sie nicht mit dem gleichen Glanz in die Erscheinung traten wie die sog. Helden der individualistischen Neuzeit. Oder richtiger gesagt: die letzteren glänzen nur

deswegen so hell, weil unsere geistigen Antennen mehr auf sie abgestimmt sind, als auf ihre Vorgänger.

Also: scharfumrissene, aktive Persönlichkeiten waren immer vorhanden, so gut wie eine societas. Man kann auch füglich annehmen, daß zwischen diesen beiden Faktoren zu allen Zeiten mehr oder minder große Spannungen bestanden haben. Worin liegt dann der Unterschied gegen das Heute, wo sie — der sog. Sozialismus beweist es — in unversöhnlicher Feindschaft gegen einander stehen?

Eine restlos erschöpfende Antwort ist kaum möglich. Aber wenigstens verständlich wird die Tatsache durch die immer weitergehende Differenzierung der Tätigkeiten, der Interessen und damit der geistigen Konstitutionen.

Im Mittelalter war im allgemeinen der Gesichtskreis nicht weit. Er beschränkte sich auf den Kirchturm und die Gemarkung. In diesen beiden liefen alle Bestrebungen zusammen. Mit dem Wandertrieb, mit dem Zug in die Ferne verloren die genannten Zentralpunkte an Anziehungskraft; man möchte sagen: sie verloren sie, wie die Himmelskörper, mit dem Quadrat der körperlichen und geistigen Entfernung.

Nicht bloß die Entdeckungsreisenden in fremde Länder verloren die innere Fühlung mit der früheren Gemeinschaft: die wissenschaftliche Forschung wirkte im gleichen Sinne, und so konnte es nicht ausbleiben, daß schließlich eine allgemeine Atomisierung entstand, vergleichbar dem Durcheinanderschießen der Moleküle und Atome nach der kinetischen Gastheorie.

In diesem Stadium befinden wir uns dermalen. Man nennt es den Krieg aller gegen alle. In Wahrheit handelt es sich um ein scheinbar planloses Durcheinanderwogen, um den Verlust der zusammenfassenden, harmonischen Idee. Wir haben genug von den Einzelforschungen und von der begriffespaltenden Philosophie. Was wir brauchen, ist eine große, gemeinsame, für alle gültige Idee, ein Absolutes, wie A. Liebert sagt, eine organische Kultur im Sinne R. v. Engelhardts.

In der wundervollen Zeit der Naturforschung, welche mit dem XV. und XVI. Jahrhundert begann, vergaß man immer mehr, daß die Tatsachen ihre Bedeutung nur als Auswirkungen von Ideen bekommen. Es ist, als habe die Natur selbst den Schnitt zwischen der Zeit der großen synthetischen Kunst, der allgemeingültigen Idee, und der analytischen Einzelforschung in jenen Februartagen 1564 zum Ausdruck gebracht, als fast gleichzeitig Michelangelo die Augen schloß und Galilei das Licht der Welt erblickte.

Heute denken nur wenige an die im Hintergrunde wirkenden Ideen, und noch weniger Menschen riskieren es, davon zu sprechen.

Indessen, noch nie sind irgendwelche Bäume in den Himmel gewachsen. So hat auch die exakte Tatsachenforschung ihren Höhepunkt überschritten. Wie einst die stolzen Geschlechter der Saurier an den Kunstwerken ihrer Panzerung, so geht die moderne Wissenschaft an einer allzuminutiösen Ausbildung ihrer Methoden zugrunde.

Demgegenüber regt sich wieder die Idee des Zusammenschlusses, des Zusammenwirkens, der Synthese. Nicht mehr das Individuum oder Indi-

viduengruppen sind Selbstzweck, sondern das Ganze, die menschliche Gesellschaft.

Dieses schöne Ziel hat den Leuten vorgeschwebt, welche das soziale Denken proklamierten. Allein bekanntlich wird niemals eine Idee so rein aufgenommen und weitergeführt, wie sie dargeboten worden war. Der heutige „Sozialismus" ist zur Vertretung nicht der societas, sondern einer — zwar zahlenmäßig großen, aber eben doch nur einer Teilgruppe der Gesamtgesellschaft entgleist. Er segelt nicht bloß unter falscher, sondern geradezu unter verkehrter Flagge. Nur hat er an die Stelle des manchesterlichen Krieges aller gegen alle den Kampf der einzelnen Klassen gegeneinander erklärt. Aber derjenige, dessen Scheuklappen nicht auf ein bestimmtes Dogma oder Parteiprogramm eingestellt sind, erkennt sofort, daß auf keinem dieser Wege die societas als harmonisches Zusammenleben zu erreichen ist, wie das etwa im Mittelalter der Fall war. Damals fühlte sich jeder in seiner Stadt als hergehörig, als Teilglied eines Ganzen, das ohne ihn nicht bestehen konnte. Das patriarchalische Dienstbotenverhältnis zu unserer Großväter Zeiten war ein Nachklingen dieser Denkweise. In den Leuten von damals lebte die Idee der societas unbewußt, aber kräftig, in den heutigen ist sie zum lärmenden, leeren Schlagwort geworden.

Den Werdegang einer Idee stellt anschaulich der sog. Völkerbund dar. Wie bei der Bildhauerei die Idee dem Künstler zwar ganz klar vor Augen steht, wie aber der spröde Marmor mühsam behauen werden muß, bis schließlich der künstlerische Gedanke rein dasteht, so auch beim Völkerbund. In dem deutschen Wort klingt das organische Verbundensein an; die französische société des nations ist etwas ganz anderes: sie stellt die Nationen ohne innere Verbindung neben einander. Bei einer Gesellschaft kann der einzelne kommen oder gehen; das ändert die Gesellschaft nicht wesentlich. Ein Bund dagegen bricht zusammen, wenn ein Mitglied ausscheidet.

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." Der sociétaire kann austreten, wenn er glaubt, ohne die société besser zu fahren.

Die Männer, in denen zuerst der Gedanke einer organischen Synthese der Völker keimte, hatten ein hohes, reines Ziel vor Augen. Man kann das als absolut sicher annehmen; denn Menschen niederen Strebens sind solcher Konzeptionen gar nicht fähig. Sie mischen sich erst auf dem Weg von der Idee zur Ausführung ein und biegen sie mit Rhetorik oder Gewalt ab, um sie für ihre kleinen Zwecke nutzbar zu machen.

Die Erkenntnis dieser Verhältnisse bricht sich Bahn. Die Idee sucht sich neue Wege, um sich zu verwirklichen; vielleicht in der Weise, daß sie zunächst eine Anzahl von Völkerindividuen zusammenfaßt, ehe sie alle vereinigen, organisch gliedern will. Auf diese Weise wird die abgebogene, in sich unwahre Form höflich, aber sicher ausgemerzt. Die Idee setzt sich langsam, aber unaufhaltsam gegen Suggestionen durch, welche sie vernebeln sollten und auch tatsächlich vernebelt haben.

Wir leben in einem chaotischen Treiben. Aber chaotisch ist es nur für denjenigen, der das Woher und das Wohin nicht kennt. Wir kommen von

der übersteigerten Einzelforschung, deren Massenhaftigkeit unser synthetisches Vermögen übersteigt. Nun müssen wir wieder die fortschreitende organische Idee suchen oder richtiger: die Idee muß verständnisvolle Menschen suchen bzw. schaffen. Zu diesem Zweck müssen wir den Wahn abstreifen, daß die wissenschaftliche, wirtschaftliche, politische Sicherung des einzelnen der Weisheit letzter Schluß sei. Wir müssen erkennen lernen, daß das und der einzelne allerdings seinen Selbstwert besitzt, aber nur insofern, als er sich der größeren Gemeinschaft, der societas, einfügt.

Verschieden wie die Menschen sind auch ihre Gesichtskreise. Leute mit engen Horizonten können gar nicht anders, als egoistisch, individualistisch denken: ihr wertes Ich, ihre Sippe, ihr Staat füllen den ganzen Gesichtskreis aus. Dabei ist es gleichgültig, auf welcher Stufe des öffentlichen Lebens der einzelne steht. Gewiß ist jeder von Hause aus sozial, insofern er in eine societas hineingeboren wurde. Aber im allgemeinen sind die Menschen sozial, ohne es zu wissen. Es verhält sich da wie beim Sündenfall: in dem Augenblick der Erkenntnis, man könnte auch anders als sozial handeln, wurde das antisoziale Denken Wirklichkeit.

Bewußt-sozial denken nur Männer mit weiten Horizonten, welchen ihr Ich wenig gilt im Vergleich zu dem Ganzen, von dem sie sich als Teil erkannt haben.

Weite Horizonte sind seit Menschengedenken nur einigen wenigen, wirklich großen Persönlichkeiten beschieden gewesen. Deshalb wird sich auch wirklich soziales Denken so spärlich finden, wie strategisches, politisches, ärztliches, künstlerisches Genie. Diese wirken in der Stille, ohne viel Geschrei. Wer aber gar so viel von sozialem Denken redet, auf den paßt die Spruchweisheit des Mittelalters:

Leere Fässer klingen am lautesten.

1932.

Von R. v. E.

Die Sonne geht ihren ewigen Lauf, sie geht auf und unter und begleitet mit Tag und Nacht den Arbeitsalltag des Menschen. Ihr Aufgang heißt neue Sorge und ewig alte Arbeit, ihr Untergang selten schon die ersehnte Ruhe.

Aber in das ewige Einerlei dieses rastlosen Wechsels von langer Arbeit und kurzem Schlaf, von Hell und Dunkel bricht es plötzlich herein, wie ein Erlebnis, es ist, als ob man zum ersten Mal bewußt jenen großen Tag erlebte, da eine Stimme vom Himmel rief: „es werde Licht!" Wer jemals im Dämmern des Vorfrühlingsmorgens in den Bergen wanderte, der weiß es. Da liegt zu deinen Füßen die Welt im Schlaf, in blaue Dämmerung gehüllt, nur hin und wieder ein leiser Vogelruf noch traumverloren. Darüber der Himmel wie ein Gewölbe von halb durchsichtigem, grünem Edelgestein. Auf dem transparenten Grunde schweben leichte Wolken angehaucht von rötlichhellem Schimmer. Und plötzlich flammt es hoch oben über dir auf wie ein

Fanal, ein rosenrot leuchtender Gipfel steht am Firmament und einsam thront er über der schlafenden Welt. Und weit in der Ferne folgt ihm ein zweiter, dort noch einer und nun entzünden sich die Lichter auf der Kette der Schneegipfel, eine neue Welt ersteht vor deinem staunenden Blick und auch im Tal lichtet sich langsam die Dämmerung. Und es geht ein leises Wehen durch die Wipfel der altersgrauen Arven, des die Hänge bedeckenden Nadelholzes, als grüßten sie miteinander den neuen Tag. So mag sich das Schauspiel im Vorfrühling dort oben in der Bergwelt öfters wiederholen, aber die Menschen im Tal spüren es erst, wenn es dort unten Tag geworden ist und das „es werde Licht" hoch über ihnen gesprochen und getan wurde.

Im nächsten Jahr feiert Europa die hundertste Wiederkehr des Todestages Goethes, seines Sohnes, der berufen schien, „das Licht dieses Planeten unendlich zu vermehren", und schon leuchtet hier und da ein einsamer Gipfel unserer dunklen Welt von seinem Strahl erhellt hoch oben am Firmament auf, ein Vorbote des Tages, der auch uns armen, verwirrten und verdüsterten Talbewohnern vom Schicksal bestimmt sein mag, den Blick wieder glaubensfroh und hoffnungsfreudig aufwärts zu den Gipfeln zu richten.

Es ist daher dankbar zu begrüßen, wenn weitsichtige Männer bereits heute zur Sammlung der Geister um den großen Namen rufen, wenn sie schon heute die „erstaunte Welt" auf das „Geheimnisvoll-Offenbare" dieser „Kulturgewalt ohnegleichen" hinweisen. Denn mehr denn je bedarf unsere aus den Fugen gegangene Welt des leuchtenden Gipfels, um Ziel und Weg aus der Wirrnis zu finden.

Von den letzten großen Deutern der geistigen Gestalt Goethes sind uns ein Chamberlain und ein Gundolf zu früh entrissen worden, aber auch heute steht wieder eine jüngere Generation auf und ist bemüht, das Erbe von Weimar zu mehren und zu vertiefen, seine besondere Bedeutung für unsere Zeit zum eindringlichen Bild zu gestalten.

Und wer heute noch mit skeptischem Achzelzucken alle und jede Bemühung begrüßt, jene Hochblüte deutscher Dichtung und deutschen Denkens, die klassische Epoche uns näher zu bringen, der greife nach dem „Deutschen Almanach für das Jahr 1932"[1]) und versuche einmal unter völliger Ausschaltung aller aktueller Tagesfragen aufmerksam hinzuhorchen und den Stimmen jener Zeit, nicht nur Goethes, zu lauschen und da wird er die in der Vorrede vom Schriftleiter Wolfgang von Einsiedel gestellten Fragen für berechtigt und zeitgemäß halten: „War die deutsche Klassik ein einmaliges geschichtliches Ereignis, oder kann sie einst wiederkehren? ... Hat sie ein eigenes Weltbild geschaffen ... wie verhält sie sich zum deutschen Idealismus, wie zum Christentum? ... Bis zu welchem Grade erscheint sie national bedingt oder gefärbt?"

Und die Antworten der verschiedenen Autoren auf die gestellten Fragen lauten keineswegs einstimmig, sondern oft entgegengesetzt, denn auch die Klassik ist heute ein Problem geworden, ja sie war es vielleicht auch schon zu ihrer Blütezeit.

---

[1]) Verlag v. Phil. Reclam jun. in Leipzig.

Die Aufhebung der Spannung zwischen dem „Schöpfer-Mensch" und dem „Geschöpf-Mensch", den „die Klassik vollbracht hat", bedeutet keineswegs den absoluten Sieg der einen Seite über die Gegenseite (etwa wie im Christentum die Aufhebung „der Geist-Leib-Spannung durch Entwertung der Leibwelt"), sondern „nur wo die beiden feindlichen Elemente ungeschwächt in Harmonie zusammengekoppelt sind, nur wo die Wucht ihrer Feindseligkeit in ihrer ganzen Stärke erhalten und doch zu einer freundfeindlichen Verbrüderung gezähmt worden ist — nur dort ist Klassik. Das war (zum Beispiel) einmal in Attika; das war ein anderesmal im Europa des achtzehnten Jahrhunderts" (L. Marcuse).

Aber — so schließt der Autor: „eine echte Klassik kann es heute nicht geben. Ihre Grenzen sind (innerhalb unserer Kultur) vor mehr als hundert Jahren überschritten worden. Der tragische Geist, Kern unserer Epoche, ist klassikfeindlich. Und welche Gesellschaftsschicht sollte heute Träger des Glaubens an eine Weltharmonie sein?"

Anders lautet die Antwort B. Diebold's in seinem Aufsatz „Klassik und Technik". „Klassik stellt ihre Gestalten unter gültige Ideen und geistige Gesetze, die ihre Seelen sichtlich beeinflussen und bedrängen. Wo aber findet sich im heutigen Gesellschaftswirrwarr ein allgemein geglaubter Gott? Wo eine allgemein verpflichtende Weltanschauung, die uns Gesetze liefern könnte?"

Was aber ist das heute noch Zwingende des klassischen Dramas? Seine unerbittliche Logik. „Mit dem Wort „Logik" ist ein Wesenselement der Klassik getroffen; und zugleich ein Wesenselement des modernen, des sachlichen, des wissenschaftlichen, des technischen Menschen." Denn „Technik ist klassische Ordnung unter eine Krafteinheit, wo man die richtige Funktion ganz sicher von der falschen unterscheiden kann."

Hier liegt also „die Brücke von der klassischen Formenwelt in die heutige Zweckwelt." „Lionardo hat in beiden Reichen gelebt." „Klassische Dramen werden nicht nur als herrlich klare und schöne Monstrositäten für einen Abend lang erkannt, genossen und beweint werden — wie bei diesen Berliner Lessingaufführungen; sondern ihre logische Schönform wird wieder als lebendiges Korrelat eines geordneten Weltinhalts empfunden."

Das sind sicherlich Gedanken, über die sich zu denken lohnt, aber uns will scheinen, als ob doch in Diebold's Stellungnahme ein verhängnisvoller Irrtum hineinspielte. Ist es die gleiche Logik, die in einem Monumentalbau von Höger und in Shakespeare's Hamlet etwa, oder in Lessings Emilia Galotti liegt? Herrscht das gleiche logische Gesetz in dem Satze $2 \times 2 = 4$ und in dem organischen Aufbau der Pflanze? Die Struktur der Pflanze darf man klassisch nennen, den mathematischen Satz kaum.

Diese Fragestellung läuft im Grunde auf die letzte und tiefste heraus, die Frage nach der „neuen Weltdeutung", wie sie das „klassisch-romantische Weltbild offenbart." An der Religiosität Goethes und Hölderlins sucht Werner Deubel das Problem zu deuten.

Auf der einen Seite steht der Satz „der bewußte Geist ist das einzige produktive, lebendige und darum wertvolle Element der Welt, und die außergeistige Natur hat keinen selbständigen Wert ... Auch was am

Menschen zur bloßen Natur gehört, bewußtloser Leib und unbewußte Seele, ist nur Widerstand seines moralischen Charakters, nur Rohstoff, der vom ordnenden Bewußtsein und beherrschenden Willen erst geformt werden muß. Dies ist im groben Umriß die Wertsetzung des Weltbildes, das Europa heute noch beherrscht ... im wesentlichen die Wertsetzung der „Idealisten" Kant und Schiller."

Dagegen das eine Wort Goethes: „Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande verharren; er muß sich wieder ins Unbewußte stürzen, denn darin lebt seine Wurzel." „Dieser Zwiespalt bildet den Ausgangspunkt des klassisch-romantischen Welterlebens, das damit seit Jahrhunderten zum ersten Mal wieder die Tiefen der Urtragik des Menschentums, den metaphysischen Gegensatz von Leben und Geist erlotet." Goethes Weltbild ist biozentrisch.

Eine Fülle von Anregung geben diese Aufsätze, aus denen wir nur hier und da ein Stichwort anführen konnten.

Man glaube aber nicht, daß sich diese tiefsinnige Konversation über Klassik und Romantik, über „alte und neue Klassik in der Musik", über „Goethe, Hegel, Napoleon" nur auf philosophisch-ästhetischem Gebiete bewegte, wie unerhört aktuell jene Zeit noch in unsere heutige hineinreicht, sei zum Schluß an einigen Sätzen Ernst Moritz Arndt's gezeigt.

„Und endlich appelliere ich an euch, Europäer, für mein Volk, für das deutsche Volk. Seid ihr durch seine Arbeiten mit befreit, hat es mit dem lichtvollsten von euch gleichen Schritt gehalten, und hält ihn noch, so laßt nicht geschehen, mit eurem Willen und eurem Beifall nicht geschehen, daß seine Freiheit da untergehe, wo ganz Europa den Untergang schrecklich fühlen müßte. Fremde Fäuste können ihm nicht helfen, wenn die eigenen schlaff sind; aber die Entscheidung des Zeitalters ruht mehr auf dem Worte und auf der Meinung, als an dem Befehl und dem Schwerte ..."

Erlesenes.

Von R. v. E.

Das Septemberheft der „Zeitwende" bringt zwei bemerkenswerte Aufsätze zur Frage nach dem Verhältnis von „Humanismus und evangelischem Christentum" (so lautet der Titel des Aufsatzes von Geheimrat Prof. Dr. Albert Rehm) und von der Gegenseite her unter der Aufschrift „Von der Gottlosigkeit als Frage an den Glauben" von Gerhard May.

Versuchen wir kurz wiederzugeben, wie G. May klar und eindeutig die entscheidende Frage stellt: „die Gottlosigkeit, ja die Gottesfeindschaft ist zu einer der bewegenden Kräfte des gigantischen Kampfes um die Zukunft Europas, ja der Planeten geworden." Man kämpft hierbei „um ein positives Ziel: um einen neuen Menschen, eine neue Menschheit, eine neue Erde." „Man spürt, daß diese gehaßte Menschengattung ihre letzte und stärkste Sicherung nicht in materiellen Dingen sondern eben in etwas Metaphysischem hat." Der Bolschewismus muß daher „den Kampf auf dem gleichen Gebiet aufnehmen, d. h. die Gottlosigkeit wird selbst zu einer Art Religion, freilich zu ihrem grausigen Widerspiel."

„Der Atheismus bekämpft Gott als den Hüter der kapitalistischen Sittlichkeit, als Wächter der bürgerlichen Lebensordnung, als Garanten der bestehenden Rechts-

ordnung, die er als System des Unrechts empfindet." Sind das böswillige Verleumdungen? „Trägt nicht auch die Kirche die Schuld an einem solchen Mißverständnis, das doch offen gesagt Verständnis vieler Gläubigen ist? Gott ist der Hüter ihrer Welt, der Erfüller ihrer Wünsche, der Schützer ihrer sittlichen Weltordnung." „Sie sagen Gott und meinen sich selbst." „In jeder Verbindung des Christentums mit Kapitalismus, Imperialismus, Nationalismus, Militarismus liegt eine Herabwürdigung Gottes, die freilich nicht geringer wird, wenn die Verbindung einmal heißen sollte Christentum und Sozialismus, Pazifismus, Internationalismus oder sonstwie."

Ferner gibt der Atheismus vor „sich der unanfechtbarsten Waffen, der exakten Wissenschaft zu bedienen."

Von diesem Standpunkt aus stellt der Atheismus dem Glauben „die Frage nach der Wahrheit" — aber „mit dem Wahrheitsbegriff der Wissenschaft kommen wir an den eigentlichen Gehalt des Glaubens nicht heran." Gottes Dasein läßt sich nicht beweisen, der Gottesglaube ist seinem Wesen nach „nicht ein Denkinhalt" sondern ein Erlebnis, „ein Ergreifen, nachdem man selbst ergriffen ist."

„Aus der Vermengung des biblischen Wahrheitsbegriffes mit einem intellektualistischen sind die verhängnisvollen Fehlentwicklungen der christlichen Lehre entstanden."

„In dem Erkenntnistrieb des Menschen, in dem Glauben an die Erkennbarkeit der Welt erfüllte sich schließlich das Wort der Schlange „ihr werdet sein wie Gott", d. h. der Mensch wird sich selbst zum Gott.

Die radikale Gottlosigkeit unserer Tage ist nicht über Nacht entstanden, sie ist auch nicht bloß der extreme Ausläufer einer vierhundertjährigen Entwicklung .... sie scheint vielmehr die brutale und ungeschminkte Enthüllung eines der tiefsten allgemeinen menschlichen Wesenszüge."

Zu diesem tragischen Konflikt zwischen Bildungsideal und Christentum nimmt der Philologe Prof. Rehm das Wort. Es ist der „Kulturprotestantismus" der aus der Verbindung von einem allumfassenden deutsch-idealistischen Bildungssystem und dem evangelischen Bekenntnis hervorgegangen ist (die sogen. „vernünftige Frömmigkeit", wie Spranger sie nennt), der von seiten der neuen „dialektischen Theologie" als „seiner innersten Eigenart entfremdetes Christentum" angesehen wird.

„Damit stehen sich denn die beiden Positionen in der Gegenwart frontal gegenüber, in so unbedingter Antithetik, wie sie zwischen dem Reiche des Eros und dem der Agape nur je bestanden hat."

Soll nun der Humanist auf seinen Humanismus verzichten, der „nicht einen isolierbaren Seelenbezirk ausbilden, sondern den ganzen Menschen will"? Und „so formt er mit an der ethischen und damit ... der religiösen Persönlichkeit."

Wie kommen wir aus diesem Dilemma heraus?

„Weder wird der extreme Humanismus das Christentum aus unserer Kulturwelt austilgen — das tut vielmehr in Sowjetrußland bekanntlich in unseren Tagen der von Gogarten als verhältnismäßig ungefährlich bezeichnete „ödeste Materialismus" auf grauenhafte Weise — noch wird das andere Extrem alle humanistische Kultur beseitigen. Die Ziele sind also utopisch." Vom Standpunkt „der Offenheit für alle menschlichen Werte" muß man den Extremisten in beiden Lagern „partielle Wertblindheit" vorwerfen. Evangelisches Christentum darf jene geistige Freiheit nicht ausschließen, die in dem Genuß des Edlen, Schönen, Guten der Antike liegt. „Eros und Agape treffen nun einmal in der Seele des einen Menschen aufeinander."

Uns will scheinen, daß Rehm's ruhige Auseinandersetzung die Gefahr, die uns von seiten der Radikalisten droht, richtig sieht.

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 10 Freitag, den 16. Oktober 1931 7. Jahrgang

Oswald Spenglers Menetekel.

Von R. v. E.

Es mag vielleicht das Recht des Propheten oder derer, die sich dafür halten, sein, den Zukunftsweg dieser fragwürdig gewordenen Welt unter sorgsamer Ausschaltung jeglichen Fragezeichens in lapidaren Sätzen zu zeichnen. Gewiß, die Führernatur wird ihre Selbstsicherheit nicht durch Einwände und Bedenken gefährden, aber sie wird die unbedingte Nachfolge nur bei denen finden, deren seelischer Acker aufnahmebereit und disponiert für den Inhalt der Prophezeiung ist und auf Kritik verzichtet.

Wir kennen O. Spenglers düstere Prognose für das sterbende Abendland schon aus seinem großzügigen Werk, das sicher in vielen tausenden Exemplaren mit dazu beigetragen hat, diese Untergangsstimmung in der europäischen Menschheit zu verbreiten.

Seit dem Erscheinen des „Untergangs des Abendlandes" hat O. Spengler bis auf einige Veröffentlichungen geringeren Umfangs geschwiegen, um eben wieder mit einer ungemein gedrängten, inhaltreichen Schrift „Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens" [1]) an die Öffentlichkeit zu treten.

Es ist begreiflich, daß man gespannt aufhorcht, was Spengler zu der heutigen Zeit zu sagen hat, ob er in ihr die Bestätigung seiner Zukunftsprophezeiung von 1914 findet, oder ob er seine kassandrischen Erwartungen nicht erfüllt sieht?

Um sein Schlußurteil vorwegzunehmen, so deckt sich dieses vielleicht in noch uneingeschränkterer Form völlig mit dem des „Untergangs".

„Die Geschichte dieser (unserer) Technik nähert sich schnell dem unausweichlichen Ende. Sie wird von innen her verzehrt werden, wie alle großen Formen irgendeiner Kultur. Wann und in welcher Weise, wissen wir nicht.

Angesichts dieses Schicksals gibt es nur eine Weltanschauung, die unser würdig ist, die schon genannte des Achill: Lieber ein kurzes Leben

[1]) C. H. Beck. Verlag. München 1931.

voll Taten und Ruhm, als ein langes ohne Inhalt. ... Die Zeit läßt sich nicht anhalten; es gibt keine weise Umkehr, keinen klugen Verzicht. Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit.

Wir sind in diese Zeit geboren und müssen tapfer den Weg zu Ende gehen, der uns bestimmt ist. Es gibt keinen andern."

Zwei Fragen sind es, die man angesichts dieses Kassandraspruches dem Propheten des Untergangs entgegenhalten kann, und zwar: 1) ist dieser europäische oder planetarische Schicksalsweg, wie ihn Spengler sieht, der einzig mögliche und zwingend notwendige, wie er allein aus den Zeichen der Zeit gedeutet und gefolgert werden muß, und 2) wenn diese Frage unbedingt bejaht werden muß, liegt es im Bereich der Möglichkeit sich diesem Absinken in das Chaos entgegenzustemmen, es aufzuhalten, ja, hat es bei der absoluten Unmöglichkeit unser Schicksal zu wenden noch einen Sinn von Heroismus zu sprechen, der doch in dieser Lage nichts anderes sein kann, als völlige Resignation, Verzicht auf jeden Kampf und Widerstand?

Denn es ist ein Unding vom Menschen zu verlangen, auf seinem Posten auszuharren, wenn er das Opfer seiner Person nicht für eine Idee und ihr Weiterleben bringt, sondern für ein unvermeidliches kommendes Nichts.

Die Tragödie des Menschen, wie Spengler sie sieht, beginnt eigentlich schon mit der Menschwerdung in dem Augenblick, da Hand und Werkzeug, als Ausdruck seines Willens zur Macht, von seiner Umwelt Besitz ergreifen und der aussichtslose Kampf des geschichtlichen Menschen mit der Natur beginnt.

Mit unerbittlicher Logik führt die Raubtiernatur des prähistorischen Menschen zum technisierten, mechanisierten und organisierten Zivilisationsmenschen von heute, der nun das Opfer seiner eigenen Zivilisation wird.

Die geschichtsphilosophische Logik Spenglers erscheint keineswegs so zwingend, wie er sie darzustellen sucht, denn der geschichtliche Prozeß des prähistorischen Menschen bleibt doch für uns noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, von dem wir bisher nur einige Seiten, und auch die nur ungefähr, entziffern können.

Mit einem Federstrich wird das Alter des Menschengeschlechts, das von der paläontologischen Forschung auf etwa eine halbe Million Jahre geschätzt wird, auf den zehnten Teil dieses Zeitraums reduziert, von der Trennung des Paläolithikums vom Neolithikum will Spengler nichts wissen, wie er es ja auch schon im „Untergang" vielfach durchblicken läßt, daß sich sein Respekt vor der fachwissenschaftlichen Forschung in sehr bescheidenen Grenzen hält.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Spenglerschen Denkweise, gewisse Stichworte zu prägen und diese nun zum zusammenfassenden Kennwort einer großen Gruppe von Begriffen zu machen, die in einem gewissen, aber doch nicht engen Sinnzusammenhang miteinander oder jenem obersten Begriff stehen.

So weitet sich der Begriff der Technik in seiner Hand im letzten Grunde zum Begriff des Lebens und seiner vielfachen Verzweigungen, er verliert somit seine Spezifizität und wird zum bequemen Feld seiner Dialektik.

„In Wirklichkeit ist die Technik uralt. Sie ist auch nichts historisch Besonderes, sondern etwas ungeheuer Allgemeines. Sie reicht weit über den Menschen zurück in das Leben der Tiere, und zwar aller Tiere." „Die Technik ist die Taktik des ganzen Lebens. Sie ist die innere Form des Verfahrens im Kampf, der mit dem Leben selbst gleichbedeutend ist."

Ferner „Technik ist nicht vom Werkzeug her zu verstehen. Es kommt nicht auf die Herstellung von Dingen an, sondern auf das Verfahren mit ihnen, nicht auf die Waffe, sondern auf den Kampf. ... Es handelt sich nicht um Dinge, sondern immer um eine Tätigkeit, die ein Ziel hat. ... Jede Maschine dient nur einem Verfahren und ist aus dem Denken dieses Verfahrens heraus entstanden." Technik ist also „bloß eine Seite des einen tätigen, kämpfenden, durchseelten Lebens. Aber es führt allerdings ein Weg vom Urkrieg früher Tiere zu den Verfahren der modernen Erfinder und Ingenieure und ebenso von der Urwaffe, der List, zur Konstruktion der Maschine."

Zweiffellos kann man dem Begriff Technik diese allgemeine Bedeutung beilegen, damit schaltet sie aber als spezifisches Merkmal des Menschen aus.

Nun ist es bloß ein Schritt weiter auf dem so gebahnten Wege die These aufzustellen, „denn der Mensch ist ein Raubtier". „Nur der feierliche Ernst idealistischer Philosophen und — anderer Theologen besaß nicht den Mut zu dem, was man im stillen recht gut wußte. Ideale sind Feigheiten" (von uns gesperrt).

Man sollte sich diesen lapidaren Satz Spenglers merken, ehe man weiterliest. Zunächst die Nebeneinanderstellung „idealistischer Philosophen" und „anderer Theologen", mithin ist Idealismus so etwas wie verkappte Theologie. Das hat bereits weit unbefangener Theodor Lessing ausgesprochen [1]), der den Idealismus ebenso wie die Theologie für eine Art Verlogenheit aus Feigheit hält. Wir werden weiterhin sehen, wie stark sich Spengler in den Bahnen Lessings bewegt, der bereits deutlich darauf hingewiesen hat, daß Spengler in unbefangener Weise von seinem Gedankengut gezehrt habe.

Wir kommen später auf diese auffallende Parallele zurück, die wohl an jenes herbe Wort Würzbachs erinnert, daß es ein besonderes Vorrecht der großen Denker von heute, wie Spengler oder Keyserling, zu sein scheint, „die Quellen, aus denen sie reichlich geschöpft, bis zur Unkenntlichkeit zu trüben" [2]).

Nun stellt Spengler seine auf „der Physiognomik der Arten vom tierischen Leben" aufgebaute „Rangordnung des Lebens" auf. „Die Pflanze lebt, obwohl sie nur im eingeschränkten Sinne ein Lebewesen ist," sie „ist ganz eigentlich nur der Schauplatz" der Lebensvorgänge in ihr.

---

[1]) Europa und Asien. Untergang Europas am Geist. Vergl. die Besprechung in „Geistesarbeit" Nr. 10, 1930.

[2]) „Den Manen Nietzsches", herausgegeben von Friedr. Würzbach, im Aufsatz „Dionysos".

Max Scheler, ein Denker von ungewöhnlicher Tiefe, vertritt den entgegengesetzten Standpunkt und behauptet, die Pflanze sei ein idealer funktionierender Organismus, als das Tier[1]).

Die Systematik der freibeweglichen Tierwelt gliedert sich nach Spengler in die beiden Hauptgruppen: Pflanzenfresser und Raubtiere. „Das Raubtier ist die höchste Form des freibeweglichen Lebens." „Es gibt dem Typus Mensch einen hohen Rang, daß er ein Raubtier ist."

Das „Raubtier macht Beute," der „Pflanzenfresser ist seinem Schicksal nach ein Beutetier." „Aktiv klug sind nur Raubtiere." Das Auge des Raubtiers ist auf ein Ziel gerichtet, um anzugreifen, die Witterung des Pflanzenfressers, um sich der Gefahr durch Flucht zu entziehen.

So geistreich im einzelnen die Ausführungen Spenglers zu diesem Thema sind, so sind sie doch von einer überraschenden doktrinären Einseitigkeit. Die Tatsachen müssen sich dem System fügen.

Nur das Raubtier hat eine Seele, denn „die Seele ist um so stärker ausgeprägt, je einsamer das Wesen ist." „Pflanzenfresser ersetzen die starke einzelne Seele durch die große Zahl, die Herde, das gemeinsame Fühlen und Tun von Massen." Wohlbekannte Melodien klingen an unser Ohr, der unbefangene und im Grunde doch allzu primitive Kniefall vor Nietzsches „Willen zur Macht" und die Verurteilung des sozialen Triebes oder der Vergesellschaftung als Schwäche und Zeichen der Inferiorität.

Das Raubtierschicksal erleidet man nicht, sondern „ist man selbst." „Der Kampf der Natur drinnen gegen die Natur draußen wird nicht mehr als Elend empfunden — so dachten sich Schopenhauer und Darwin den struggle for life —, sondern als großer Sinn des Lebens, der es adelt — so dachte Nietzsche: amor fati. Und der Mensch gehört zu dieser Art."

Dieser Satz wird nun weiter ausgeführt und dadurch begründet, daß der ungeheure Unterschied zwischen Mensch und Tier darauf beruht, daß der Mensch im Gegensatz zur typischen Gattungstechnik des Tieres, die unveränderlich ist, „aus dem Zwang der Gattung heraustritt," erfinderisch und „Schöpfer seiner Lebenstaktik", d. h. der Kultur, wird.

In den beiden folgenden Abschnitten, „Die Entstehung des Menschen: Hand und Werkzeug" und „Die zweite Stufe: Sprechen und Unternehmen", löst Spengler die ungeheuer schwierigen entwicklungsgeschichtlichen Probleme der Menschwerdung im Sinne einer plötzlichen „Katastrophe", der Mensch ist eben „plötzlich da", „es ist das eine innere Wandlung, die plötzlich alle Exemplare einer Gattung (im Sinne der de Vriesschen Mutation) ergreift, ohne „Ursache" selbstverständlich, wie alles in der Wirklichkeit. Es ist der geheimnisvolle Rhythmus der Wirklichkeit."

Angesichts einer solchen „ursachlosen Wirklichkeit" fragt man sich ein wenig erstaunt, welchen Zweck es denn eigentlich haben dürfte, nach dem Sinn der Menschheitsentwicklung, nach ihrem Schicksal zu fragen, wenn Ursache und Folge in der Wirklichkeit für uns nicht nur ewig verborgen

---

[1]) „Die Stellung des Menschen im Kosmos". Leuchter Verlag. Reichl. Darmstadt.

bleiben, sondern überhaupt nicht einmal angenommen werden dürfen? Mit solchen Sentenzen verfällt die Spenglersche Prophetie dem gleichen Schicksal, wie Theodor Lessings Glaubenssatz, daß „nichts gewiß und Alles relativ sei", womit zugleich dieser Satz selbst als „nicht gewiß" in sich zusammenfällt. Hier liegt die tragische Ironie des sich selbst zerdenkenden Verstandes. Es ist der ewige falsche Zirkelschluß, der in dem Satz des kretischen Philosophen steckt „alle Kreter lügen immer".

Zum Kapitel „Hand und Werkzeug" sollte man nicht versäumen C. G. Carus [1]) „Symbolik des menschlichen Körpers" vergleichsweise zu lesen, wo bereits vor fast einem Jahrhundert ähnliche Gedanken ausgesprochen worden sind und zur Frage der Menschwerdung überhaupt C. Neuberg „Die Urentwicklung des Menschen" und Ahlsberg „Das Menschheitsrätsel", das bereits jene Trias als Kennzeichen der Menschwerdung betont — Werkzeug (Technik), Sprache, Verstand.

Dem unbefangenen Leser mag der ganze Gedankenaufbau Spengler's so neu und originell erscheinen, wie Minerva, als sie aus dem Haupte des Zeus entsprang, insbesondere da seine Fußnoten vorzugsweise die Torheit seiner wissenschaftlichen Vorgänger zu beleuchten bestrebt sind. Wer aber auch nur wenig mit der einschlägigen Literatur bekannt ist, wird dem Ursprung der außerordentlich blendend formulierten Gedanken den richtigen Platz anweisen.

Aber auch hier begegnen wir dem dialektischen Geist des Autors, der Scheinwahrheiten mit unfehlbarer Sicherheit vorträgt, so wenn Spengler den Unterschied zwischen dem Tatsachenmenschen — Politiker, Feldherr, Kaufmann — und dem Wahrheitsmenschen — Priester, Gelehrter, Philosoph — darzustellen sucht.

Das denkende „Auge" „forscht nach Ursache und Wirkung, die Hand arbeitet nach den Prinzipien von Mittel und Zweck. Ob etwas zweckmäßig oder unzweckmäßig ist — das Werturteil der Tätigen — hat mit wahr und falsch, dem Werten des Betrachtenden, mit Wahrheit nichts zu tun. Der Zweck ist eine Tatsache, der Zusammenhang von Ursache und Wirkung eine Wahrheit."

Diese in groben Umrißlinien gezeichneten Typen sehen allerdings grundverschieden aus, aber wird der Tatsachenmensch zu seinem Ziel kommen, wenn er den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, d. h. doch auch „Wahrheit" — nicht erkennt? Oder muß er unbewußt handeln, instinktiv, um sein Ziel zu erreichen, gewissermaßen unüberlegt? Solche Gegensätze sind schematisch überzeichnet und werden zu Halbwahrheiten, und der Leser wird einer solchen Methode gegenüber skeptisch.

Man haftet nach Spengler's Ansicht bei dem Versuch einer Deutung des prähistorischen Menschen zu sehr „an einer bloßen Ordnung der Objekte", „nur von der Seele aus läßt sich die Geschichte des Menschen erschließen."

Das ist schon richtig und widerspricht der anfangs von Spengler statuierten Behauptung, daß aus der Gesamtheit der Tatsachen die

[1]) Vergl. „Der Körper als Ganzes" von R. v. Engelhardt im Sammelwerk „Der Mensch".

Weltgeschichte bestehe. Erst deren Sinndeutung läßt uns geschichtliche Zusammenhänge erkennen. Die „Ordnung der Objekte" gehört doch auch in diese Kategorie, die uns allein die Möglichkeit gibt, die Seele des historischen Menschen zu erschließen.

Alle Hochkulturen, wie die ins fünfte Jahrtausend v. Chr. fallenden von Ägypten und Mesopotamien, setzen nun eine besondere Art seelischer Umwälzung im Menschen voraus — es ist „das planmäßige Tun zu mehreren".

Bisher war der Mensch raubtierhaft allein, nun schließt er sich zur Arbeitsgemeinschaft zusammen und die Wortsprache als Verständigungsmittel entsteht.

(Das Gegenteil entstand unsres Wissens bei der größten damaligen Werkgemeinschaft, dem Turmbau zu Babel — die Sprachen verwirrten sich).

Und zwar ist die Sprache in erster Linie Befehl, der Ausdruck des Gehorsams, Frage, Bejahung.

An ihr, der Sprache, entwickelt sich „das Denken, der Geist, der Verstand oder wie man das nennen will, was sich durch die Sprache von der Verbundenheit mit der tätigen Hand emanzipiert hat, tritt der Seele und dem Leben nun als eine Macht für sich entgegen."

„Das Raubtier Mensch will seine Überlegenheit bewußt steigern" und „es gibt Führerarbeit und ausführende Arbeit", und zwei Arten von Menschen „von Natur Befehlende und Gehorchende". „Zugegeben," sagt Spengler, „daß diese Grundform des Lebens „widernatürlich und künstlich ist — aber das ist ja „Kultur". Sie ist „eine unerschütterliche Tatsache"."

Hier zeigt sich deutlich das unbiologische Denken Spengler's. Ist es etwa auch „widernatürlich", daß beim Menschen das Hirn über den Magen dominiert, oder wenigstens dominieren sollte, daß wir von höheren und niederen Lebewesen sprechen, je nachdem, ob seine geistige Entwicklung — natürlich vom Menschen aus gesehen — höher oder niedriger steht? Ob der Organismus primitiv oder differenziert ist, d. h. doch homogen oder heterogen mit einem Oben und Unten?

Herder's Wort, daß „Kultur veredelte Natur sei", ist Spengler fremd, er sieht in ihr nur die Vergewaltigung der Natur. Und vor allem die entscheidende Frage: ist der Erkenntnistrieb des Menschen — legendarisch gesprochen der Sündenfall — auch „widernatürlich", als Mittel zur Beherrschung der Natur?

Das sind doch alles Verallgemeinerungen, die ganz abgesehen von den „Tatsachen" auf rein logischem Wege zum Nichts oder zum Chaos, zum Untergang führen müssen.

Sicherlich ist „etwas" oder vieles „faul im Staate Dänemark", aber es ist die durch Vorherrschaft des Verstandes und Machtwillens gestörte Ordnung der Dinge und der Menschen. Denn es ist doch nicht zu leugnen, daß der ordnende Trieb des Menschen, oder nennen wir ihn biologisch Willen zur umfassenden Ganzheit, nicht nur ein weltfernes Ideal — nach Spengler ein Stück Feigheit vor dem Alleinsein — sondern tief in unsrer Natur begründet ist!

Nun folgt, wie wir das schon vom „Untergang" her kennen, im Bereich der hohen Kulturen die Stadt und Weltstadt, die zum Symbol der Welt wird, und eine Rangordnung, die sich gesellschaftlich gliedert.

„Selbst eine Welt erbauen, selbst Gott sein — das war der faustische Erfindertraum." „Der Begriff der Beute des Raubtieres wird zu Ende gedacht."

„Wer nicht selbst von diesem Willen zur Macht über die Natur besessen war, mußte das als teuflisch empfinden und man hat die Maschine stets als Erfindung des Teufels empfunden und gefürchtet."

Klingen hierbei nicht Gedankenreihen an, die tief in unsere Zeit und ihre Problematik hineinreichen: „selbst Gott sein," ist das nicht dieselbe Hybris, die die dialektische Theologie als ersten Anstoß zur Gottlosenbewegung, dem Renaissancemenschen zur Last legt, seinem Schöpferwillen und Erkenntnistrieb [1]). Seltsam genug, wie die Entwertung des dem Menschen eingeborenen Wahrheitsdranges hier von zwei einander diametral gegenüberstehenden, feindlichen Lagern aus verkündet wird: sowohl von denen, die das Weltgeschehen sub specie aeternitatis sehen, wie von denen, welche völlig erdnah und erdgebunden nur die diesseitige Wirklichkeit gelten lassen wollen. Führt der eine Weg zur Weltabkehr und Weltflucht, so der andere zum aussichtslosen tragischen Ende des von der Schöpfung irregeleiteten Menschen.

Oder auf die Plattform eines diesseitigeren Kampfes gestellt, ist die zwingend logische Folge des Herrschaftsbereichs der Maschine, der Vernichtungswille der Arbeiter gegen diesen „Segen der Arbeitsersparnis", wie ihn Kolbenheyer [2]) schildert.

Spengler bezweifelt allerdings, daß die Maschine im wesentlichen Arbeitsersparnis sei, aber wir möchten in diesem Zusammenhang auf den Aufsatz „Mensch und Werkzeug" von Vershofen [3]) hinweisen, der wohl folgerichtiger die Frage beantwortet.

Spengler nennt nun den Tatsachenmenschen und Wahrheitsmenschen (siehe oben) Wikinger des Blutes und Wikinger des Geistes. Ob es richtig ist, daß die Erforschung „technisch-physikalischer Probleme" durch nordische Mönche des 13. und 14. Jahrhunderts nicht darauf ausging „die Geheimnisse der Welt rings um uns her zu enthüllen, sondern bestimmten Zwecken dienstbar zu machen" und hierzu das Experiment zu verwenden, mithin aus Herrschaftsgelüsten entsprang, mag dahingestellt bleiben, aber Spengler's Behauptung, daß nunmehr nicht die Beherrschung oder Besitz der Stoffe des Weltalls, sondern seiner Kräfte Sinn und Ziel des Menschengeistes wird, bedarf doch der Einschränkung. Die mittelalterliche Alchemie, das Bemühen, Gold zu machen, fallen jedenfalls aus jenem zu engen Rahmen.

Auf einen weiteren Einwand gegen Spengler's Auffassung vom Wesen der wissenschaftlichen Forschung oder — wie er es nennt — des faustischen Dranges, als Mittel die Welt in praktischem Sinn zu beherrschen und nicht

---

[1]) Vergl. Nr. 9 dieses Blattes „Erlesenes".
[2]) Vergl. Nr. 7 dieses Blattes „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft".
[3]) Vergl. Nr. 6 dieses Blattes.

in erster Linie ihren Sinnzusammenhang zu erkennen, sei noch auf folgendes hingewiesen.

Wir haben in diesen Blättern mehrfach die Tatsache besprochen, daß gerade die praktisch uninteressierte Forschung eher zu großen Entdeckungen führt, als die auf den praktischen Nutzen gerichtete, daß es eine Art metaphysischer Wahrheitstrieb ist, dem die reichsten Forschungsresultate in den Schoß fallen. Wir glaubten in dieser verschiedenartigen Einstellung zum Arbeitsproblem, zum Sachwert oder Persönlichkeitswert der Arbeit mit einen der tiefgreifendsten Gegensätze zwischen Anglo-Amerika und Deutschland zu erblicken, ja den letzten metaphysischen Grund zum Ausbruch des Weltkrieges. Dieser Gegensatz fällt nach Spengler vollständig fort, und damit wird auch das Grundmotiv des Krieges verflacht und wie üblich auf die Ebene des rein wirtschaftlichen Machtkampfes gestellt.

Wie Spengler den Prozeß der Erfindung und deren Folgen ansieht, gehört mit zu dem scharf doktrinären Charakter seiner Gedankengänge.

„In Wirklichkeit hat die Leidenschaft des Erfinders mit ihren Folgen garnichts zu tun. Sie ist sein persönlicher Lebenstrieb, sein persönliches Glück und Leiden. Er will für sich den Triumph über schwierige Probleme genießen, den Reichtum und Ruhm, den ihm der Erfolg einbringt." Hieraus geht deutlich hervor, daß Spengler die Entdeckerfreude, die als Lohn des Erkenntnistriebes dem Entdecker zuteil wird, völlig gleichsetzt mit dem wirtschaftlich interessierten Erfinder. Das sind doch im Grunde zwei völlig getrennte Kategorien der Forschertätigkeit. Ja, es erscheint sogar fraglich, ob die gewinnversprechende Forschung heute mehr Männer der Technik und Wissenschaft beschäftigt, als die um rein geistiger Probleme willen, die dem Entdecker nur den wissenschaftlichen Ruhm bringen (dazu gehören doch alle Forschungen auf dem Gebiete der Theologie, Geschichte, Vorgeschichte, Paläontologie, Biologie, theoret. Physik, Chemie, Mathematik, Astrologie, Philologie, Philosophie usw.). Und nun folgt der überraschende Satz „alle großen Erfindungen und Unternehmungen stammen aus der Freude starker Menschen am Sieg. Sie sind Ausdruck der Persönlichkeit und nicht des Nützlichkeitsdenkens der Massen."

Das ist es, was wir unterstreichen und Spengler nur gewaltsam in sein Raubtierschema hineinpreßt.

Wo liegt nun aber für Spengler der Unterschied zwischen dem Nützlichkeitsdenken der Masse und dem Persönlichkeits- oder Machtideal der Führenden?

Wenn er den Satz hinstellt, daß „Führerarbeit die härtere Arbeit ist, daß das eigene Leben von ihrem Gelingen abhängt", so ist das eine recht dürftige Begründung. Allerdings folgt, daß diese „Arbeit glücklich macht und die Seele beschwingt und bereichert" aber auch die Erklärung bewegt sich im bescheidenen Umkreis des gestillten Machthungers.

Man kommt nicht an den letzten Grund des Problems heran, wenn man kein Wertstufenreich statuiert, in dem der Nützlichkeitswert tiefer steht, als der Wahrheitswert, der ethische Wert des freiwilligen Opfers höher als der der rücksichtslosen und egozentrischen Macht- und Glücksethik, aber Spengler hat aus lauter Respekt vor den Tatsachen „wie sie sind", kein Unter-

scheidungsvermögen für ihren höheren oder niederen Wert, wir haben nach ihm nicht zu fragen, wie die Dinge sein sollen, wir haben sie einfach hinzunehmen, wie sie sind.

Hier liegt jener tote Punkt in der Prophetie Spengler's, ganz ebenso wie in der eines Theodor Lessing. Mit dem primitiven Unterscheidungsvermögen für stark und schwach, reich und arm, schnell und langsam, mit dem sich jeder Sportanbeter von heute zum Richter aller circenses berufen fühlt oder literärischer ausgedrückt mit dem Chauffeur- — oder Cecil Rhodestyp glaubt man heute Richtung und Tempo des Weltgeschehens zu durchschauen und seine Fahrt — Ziel und Geschwindigkeit danach einzustellen, aber allem Anschein nach läuft der Wagen führerlos oder falsch geführt seinen verderblichen Lauf ins Nichts [1]).

Eine seltsame Logik verwirrt heutzutage die klügsten Hirne: weil die Welt der Werte — sogar der Geldwert — heute völlig problematisch geworden ist, so schafft man sie mit einem Federstrich völlig ab, angeblich hält man sich an die „Wirklichkeit" und berechnet aus ihr physikalisch-mathematisch aus Masse und Geschwindigkeit das Tempo der Fallgesetze für unseren Planeten oder seiner geistigen Energien und endet beim Nullpunkt.

Zugegeben, daß aller geschichtsphilosophische Idealismus möglicherweise ein Trugbild, ein Surrogat oder eine Als-ob-Theorie wäre, was aber im Lauf der Jahrtausende unserem Planeten, wir dürfen sogar sagen der Welt ihr geistiges Gesicht, ihren Sinn gegeben hat, stammt aus jener Wurzel. Noch nie ist eine weltumwälzende Tat oder ein Gedanke aus dem rechnenden Verstande allein hervorgegangen, im Gegenteil, seiner ganzen Natur nach ist dieser den Gesetzen der Materie verhaftet und muß ihr folgerichtig auf dem Wege zum Untergang folgen, die Materie geht ihren Todesgang, wenn nicht beständig das Leben sie ergriffe und wieder zu einem neuen Hinauf verhülfe, dem sie nur widerwillig folgt. Solange noch Leben auf unserem Planeten herrscht, und sei es das primitivste, gelten die Gesetze der Materie nur beschränkt, in engem Umkreis. Die Gesetze der lebendigen Ordnung sind denen der toten entgegengesetzt.

Es ist richtig und mit Händen zu greifen, daß wir in einer Epoche stehen, in welcher Materie und Verstand die Führung übernommen haben und das Lebendige kümmerlich sein Leben fristet.

Ist aber deshalb die Schlußfolgerung berechtigt, daß es nun mit uns endgültig abwärts gehen muß?

Rufen wir uns doch jenes geistvolle Bild des großen K. E. v. Baer ins Gedächtnis zurück, an dem er uns die Beschränktheit des menschlichen Blickpunktes für das Weltgeschehen und seinen Sinn zeigte: angenommen, der Mensch lebte nicht wie heute, „wenn's hochkommt" achtzig Jahre, sondern bloß ebensoviel Minuten und er würde am späten Nachmittage geboren, so würde er voraussichtlich zu seinen Enkeln folgendermaßen sprechen: „als ich geboren wurde, stand jenes große Licht, das unsere Erde erhellt, höher am Himmel als jetzt, es senkt sich immer tiefer zum Horizont und wird voraussichtlich nach ein paar Menschengenerationen völlig verschwinden

[1]) Vergl. diese Zeitschrift 1930 Nr. 1. Atlantis.

und dann wird ewiges Dunkel herrschen und alles Leben erloschen sein!" So wird er reden und wenn ein Weiser aufstünde und behauptete, das große Licht könne doch vielleicht wiederkommen, so würde er als „Idealist aus Feigheit" verspottet werden.

Ob wir sehr viel klüger sind, als jener Greis mit seiner Lebenserfahrung von achtzig Minuten Dauer? Erinnert nicht jene düstere Prophetie an jene Leute, die sagen, „laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot?"

Im Schlußkapitel schildert Spengler mit realistischer Kraft den Beginn „des fünften Aktes", den Schluß der Tragödie.

„Jede hohe Kultur ist eine Tragödie; die Geschichte des Menschen im Ganzen ist tragisch. Der Frevel und Sturz des faustischen Menschen aber ist größer als alles, was Äschylus und Shakespeare ja geschaut haben". „Der Herr der Welt wird zum Sklaven der Maschine."

Es sieht fast so aus, als greife eine Kampfesmüdigkeit in dem Raubtierstaat der Menschen Platz, als flüchte man vor dem aussichtslosen Kampf mit der Natur und der Maschine. „Das faustische Denken beginnt der Technik satt zu werden." „Die Flucht der geborenen Führer vor der Maschine beginnt." „Die Organisation der Arbeit, wie sie seit Jahrtausenden im Begriff des Tuns zu mehreren liegt . . . wird von unten her aufgelöst." Und die führerlose Masse wird nie imstande sein, aus der Technisierung und Mechanisierung herauszukommen, auch nicht einmal sie bis zu ihren letzten Konsequenzen weiterzuführen (die Kompromisse Stalin's gegenüber der kapitalistischen westeuropäischen Ordnung sind bereits ein Bruch mit dem kommunistischen Programm).

Sollte in dieser Ausschaltung des Führertums und mit ihm des Erfinders, infolgedessen einer Lahmlegung der weiteren Technisierung nicht schon eine soziale Bremsvorrichtung gegeben sein, die das unaufhaltsame Hinab der Spenglerischen Prophetie hemmt oder sogar umkehrt? Scheint es doch ein unumstößliches Gesetz, das alle Demokratisierung der Welt über ihre nächste Stufe, die Sozialdemokratie, zum marxistischen Kommunismus führt, und mit diesem schon alle Anzeichen der kommenden Diktatur gegeben sind? Diese Selbststeuerung in der sozialen Bewegung nach Abwärts könnte eine ähnliche Erscheinung auf dem Gebiet der Technisierung zur Folge haben.

„Diese Maschinentechnik ist mit dem faustischen Menschen zu Ende und wird eines Tages zertrümmert und vergessen sein . . . Die Geschichte dieser Technik nähert sich schnell dem unausweichlichen Ende. Sie wird von innen her verzehrt werden, wie alle großen Formen irgendeiner Kultur."

„Die Zeit läßt sich nicht anhalten; es gibt keine weise Umkehr, keinen klugen Verzicht. Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit."

Ist das nicht das gleiche Evangelium — aber keine frohe, sondern eine vernichtende Botschaft — wie es Theod. Lessing verkündet „Entweder Wirrwarr und Verbrechen! Herrschaft des größten Mauls! Herrschaft der größten Faust! Oder: Freiwillige Beugung unter die Tyrannis einer autonomrationalen Sachlichkeit. Damit kommt die Neue Welt. Für die Menschheit von heute die erwünschte Erhöhung und geglaubte Erfüllung. Für Einige,

Wenige, den außermenschlichen Bereichen der Vergangenheit und der Erdenkindheit Geschwisterte: der Tod" [1]).

Wenn es eine Prophetie für die Zukunft gäbe, die unumstößlich zwingend evident wäre — so hätte man sie am ehesten dort zu erwarten, wo es sich um Zahlenverhältnisse, um errechenbare Werte handelt, also etwa auf dem Gebiet der Weltwirtschaft. Wenn wir aber vor der Tatsache stehen, daß die klügsten wirtschaftlichen Köpfe der Entente seit dem Versailler Frieden unseligen Angedenkens emsig darum bemüht waren, sich auf Deutschlands Kosten mühelos zu bereichern und trotz des geglückten verbrecherischen Manövers nun am eigenen Leibe erfahren müssen, daß auch unter den eigenen Füßen der wirtschaftliche Boden schwankt, wie das Beispiel Englands zeigt — dann müssen wir doch einer Methode der Zukunftsdeutung gegenüber skeptisch werden, die allein mit den primitiven quantitativen Verhältnissen von stark und schwach, arm und reich rechnet.

Die letzten Ereignisse auf dem Gebiet der europäischen Wirtschaftspolitik müssen uns die Augen darüber öffnen, daß der Gang der Weltgeschichte sich ebensowenig intellektuell vorausberechnen läßt, wie die Erfüllung jenes erschütternden Wortes, das tief verhüllt aber doch wirksam hinter aller äußeren prosperity liegt, „denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Eine spätere Zeit, von dem Erbe der Vergangenheit, unsres Heute belastet, wird mit rückschauendem Blick die Frage an uns stellen, wie es gekommen ist, daß wir dem Unglück nicht rechtzeitig vorbeugen konnten und die Antwort wird lauten: weil wir in unserer beschränkten Verstandeslogik an die Prophetien eines Th. Lessing, eines Spengler, eines Keyserling glaubten, die den geheimnisvollen letzten Lebensgesetzen ahnungslos gegenüberstanden und nur typische Vertreter ihrer verklingenden geistigen Welt waren, nicht aber Künder einer kommenden, neuen.

Wir bekennen uns trotz Spengler zur „Feigheit des Optimismus und Idealismus", allerdings erst nach einer Zeit der Prüfung und des Opfers, deren Schwere und Druck unser Pessimismus nicht düster genug zeichnen kann.

Der Kampf gegen den Idealismus.

Von Ed. Spranger.

(Aus den Sitzungsberichten der preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 1931, VII.)

Der immer entschiedener auftretende Versuch, den deutschen Idealismus aus der Linie der christlichen Entwicklung hinauszuweisen, veranlaßt den Verfasser, diese Frage kritisch zu untersuchen. Der Kampf gegen den deutschen Idealismus wird heute vorzugsweise von theologischer Seite geführt, weil der Idealismus metaphysische und religiöse Wurzeln hat. Man hat diese Geistesrichtung entweder als Weiterbildung christlich-mystischer

[1]) Vergl. Nr. 10. 1930 dieses Blattes „Weltanschauung und Kulturkritik."

und reformatorischer Motive, oder als aus antiken Quellen gespeiste humanistische Neubildung, oder als Durchbruch des germanischen Geistes durch die wesensfremde christliche Weltanschauung (H. A. Korff.) betrachtet. Der Verfasser will die Erörterung auf geschichtsphilosophischer Grundlage führen, und zwar vorzugsweise an den Anschauungen dreier Autoren: Helmuth Groos, Wilhelm Lütgert und Emil Brunner.

H. Groos will beide Erscheinungen, das Christentum und den Idealismus, phänomenologisch betrachten, als starke Typen, nicht als zwei historisch wandelbare, oft in Beziehung zu einander tretende geistige Bewegungen. Er kommt zur Feststellung absoluter Unvergleichbarkeit beider: während das Christentum dualistisch ist, ist der Idealismus monistisch; dort der Gegensatz Gott — Mensch, hier — Mensch und Natur als Teile des göttlichen Lebensprinzips; der Idealismus kennt daher den Begriff der Sünde nicht, er hat auch keine Eschatologie, keinen Auferstehungsglauben. „Christentum und deutscher Idealismus schließen sich so vollkommen aus wie zwei nebeneinanderliegende Kugeln, und gerade die Berührungspunkte sind die Stellen, wo bei der Bewegung, bei der Wirkung der einen Kugel auf die andere, die Abstoßung erfolgt."

Lütgert hingegen sieht den deutschen Idealismus nicht als starren Typus, sondern als einen Prozeß, als Bewegung. Er ist seiner Ansicht nach nicht aus der Reformation, sondern aus der Mystik, Renaissance und Aufklärung hervorgegangen und hat dann infolge der Zerstörung kirchlicher Gesinnung, infolge seines Bildungsaristokratismus, seiner mangelnden Beziehung zum Volkstum und infolge des bloß ästhetischen Charakters seines religiösen Gefühls sich selbst zersetzt und zur religiösen und geistigen Krisis der Gegenwart geführt.

Brunner, bei dem Spranger „starke Reste idealistischer Denk- und Erlebnisweise" bemerkt, hat eine schroffe Wendung zur Transszendenz und zur reinen Theonomie vollzogen; er lehnt jede Humanitätsreligion scharf ab, z. B. wird Schleiermacher mit seiner ästhetisch-mystischen Religiosität als Gegensatz zu echtem Christentum aufgefaßt: „Entweder die Mystik oder das Wort."

Offenbarung, Gericht und Sündenvergebung sind der einzige, absolute Halt für den Menschen, der aus sich selbst nichts Gutes und Wahres hervorbringen kann. Nur der Offenbarungsglaube kann alle Lücken menschlicher Erkenntnis und menschlicher Ethik ausfüllen. Die Kultur wird radikal verneint, wie auch alle selbständige Tätigkeit des Menschen, die letzten Endes zwecklos ist.

Spranger schreitet zu einer Gegenkritik an den Hauptpunkten der Kritik, welches seitens der dialektischen Theologie am Idealismus geübt wird. Zunächst schickt er zwei sehr berechtigte Warnungen voraus: „Dichtung ist nicht gleich Bekenntnis" und „Philosophie ist nicht gleich Religion". Nicht alles, was ein Dichter sagt, darf als Bekenntnis aus den letzten Tiefen aufgefaßt werden; anderseits sind viele Schichten des religiösen Lebens von den Dichtern des Idealismus nie erörtert worden, weil sie von ihnen nie in Frage gestellt worden sind. Soweit der Idealismus aber nicht dichterisch, sondern philosophisch zum Ausdruck gelangt, muß er eben als Philosophie

und nicht als Religion im Sinne letzter Glaubensentscheidungen gewertet werden. Philosophie ist der Versuch, „den Wahrheiten, die der Mensch noch greifen kann einen Begründungszusammenhang zu geben", Religion dagegen ist das im menschlichen Bewußtsein empfangene und geformte Selbstbewußtsein Gottes.

Nach diesen Vorbemerkungen sucht der Verfasser die Grundmotive festzustellen, die in der Bewegung von Luther über die Aufklärung zum deutschen Idealismus hin enthalten waren. Es sind folgende:

1) Die Verantwortung des Menschen für den Grund seiner Glaubensbereitschaft.

2) Die Auseinandersetzung mit den erkannten Eigengesetzlichkeiten des sogenannten Weltlaufs.

3) Die Auseinandersetzung mit der vorgefundenen Mannigfaltigkeit religiöser Überzeugungen.

1) Jede Religion bedarf insofern einer autonomen Entscheidung der Menschen, als dieser Gott suchen muß und daß auch der Idealismus Gott gesucht hat, wird niemand leugnen können (Lessing, Kant, Herder); er versucht das „Band zwischen Gott und Mensch so zu fassen, daß die Stimme des Göttlichen im Menschen vernehmbar wird." In dieser Hinsicht ist der Idealismus eine Weiterführung eines religiösen Motivs, das schon bei Luther angedeutet ist.

2) Ebenfalls auf Luther geht die Anschauung zurück, „daß es Ordnungen der Welt gibt, die sich nicht einfach durch die christliche Heilsgewißheit außer Kraft setzen lassen, sondern die Gott selbst so — geordnet hat." Auf diese Voraussetzung baut sich die Überzeugung auf, daß die Welt mit der ihr von Gott verliehenen Eigengesetzlichkeit nicht widergöttlich sei; daher ist auch die Anerkennung und die Erforschung dieser Eigensetzlichkeit religiös fundiert und berechtigt. Der Idealismus hat zwei Wege eingeschlagen, um das Verhältnis von Gott und Welt zu deuten: entweder faßt man Gottes Wirken in der Welt als partielle Immanenz Gottes in der Natur und im Menschen auf (Panentheismus, nicht Pantheismus, z. B. bei Goethe), oder das Wirken Gottes wird vor allem in der Seele, im Gewissen gesucht (Kant). Die radikale protestantische Theologie mit ihrer völligen Verwerfung der Welt lehrt, daß Gott diese verdammt habe, eine Verdammnis, die nur durch die Gnade wieder aufgehoben werden könne; der Idealismus geht von der Erlöstheit der Welt und der Liebe Gottes aus, übersieht dabei aber keineswegs die Schuldhaftigkeit und Unzulänglichkeit des Menschen und seiner Sehnsucht nach persönlicher Erlösung, ja dieses ist das Grundmotiv vieler Dichtungen, besonders des „Faust". Spranger nennt diese beiden religiös-ethischen Grundhaltungen die verneinend-bejahende und die bejahend-verneinende; er sieht auch keinen Grund, nur die erste als echtes Christentum anzusprechen.

3) Die Tatsache, daß es eine Vielheit religiöser Grundhaltungen gibt, die alle mit dem Anspruch der Absolutheit auftreten, hat die Frage veranlaßt, mit welcher Berechtigung diese oder jene historische Form des Christentums diesen Anspruch vertritt. Der Idealismus versucht diese Frage zu beantworten, indem er die ganze historische Welt als fortschreitende Offen-

barung und Darstellung des Absoluten ansieht [1]) womit sich, wie z. B. bei Ranke, die Vorstellung des persönlichen Gottes durchaus vereinigen kann. Aber auch die von der neuesten Theologie vertretene existenziali-stische Anschauung (die Notwendigkeit, immer vom gegebenen Moment aus die verantwortliche Entscheidung zu finden) läßt sich im Idealismus nachweisen, vor allem in Kants Ethik, bei Fichte, in Goethes Faust. Der Fehler des modernen Existenzialismus, die Leugnung alles historisch Gewordenen, wird allerdings vom Idealismus vermieden.

Historisch betrachtet, kommt der deutsche Idealismus aus zwei Hauptquellen her: aus der christlichen Mystik und aus dem antiken Humanismus, aber auch schon in christlicher Umformung. Das stärkste religiöse Motiv im Idealismus ist der Glaube an die Gegenwart des Göttlichen in der Welt, damit aber auch an die Erlösbarkeit des Menschen und Gottgewolltheit der irdischen Ordnungen. Die Fausttragödie ist der Weg durch Läuterung zur Erlösung und Heiligung. Fraglos bejaht der Idealismus die menschliche Kulturarbeit, aber ohne Kampfstellung gegen das Christentum und seinen ethischen Geist.

Man kann wohl Spranger nur beistimmen, wenn er gegen den Versuch auftritt, den deutschen Idealismus einfach um dieser Überzeugung von der Gottgewolltheit irdischer Ordnungen und Kultur willen aus der christlichen Entwicklung hinauszuweisen. Den Anspruch der radikalen protestantischen Theologie, daß nur sie die Verkünderin letzter Wahrheit sei, weist der Verfasser als neue Form des alten Prädestinationsglaubens zurück. Eine Diskussion mit einer Richtung, die das Recht der Kritik über ihre Auffassung nur dem zuspricht, der denselben Glauben mit „letzter existenzieller Gewißheit in sich trägt", ist natürlich sehr schwer möglich. — Im Rahmen eines kurzen Referats können natürlich nur die wichtigsten Grundgedanken angedeutet werden; die Lektüre dieses Vortrags wird jeden erfreuen, der mit banger Sorge die Versuche verfolgt, den deutschen Idealismus als wesentlichen Bestandteil deutschen Wesens auszumerzen, weil er angeblich widerchristlich ist; aber auch den Gegnern des deutschen Idealismus sei die Lektüre dieser überaus maßvollen und tiefgehender Diskussion des ganzen Fragenkomplexes empfohlen. W. Stillmark.

Erlesenes.

Von R. v. E.

In engsten Zusammenhang mit unserer Besprechung des jüngsten Werkes O. Spengler's gehört ein sehr beachtenswerter Aufsatz Werner Deubel's „Der Geist als Widersacher der Seele. Zur Metaphysik des Lebens bei Goethe und Klages." [2])

[1]) Diese Auffassung ist s. Z. auch vom orthodox-evangelischen Kirchenhistoriker M. v. Engelhardt-Dorpat vertreten worden. Vergl. „Baltisches Geistesleben" Heft 5/6. S. 485.

[2]) Deutsche Rundschau. Mai 1930.

Der Verfasser versucht in diesem Aufsatz, der das jüngste Werk des Philosophen L. Klages' „der Geist als Widersacher der Seele" kritisch beleuchtet, den Nachweis zu führen, daß das „biozentrische" Denken (im Gegensatz zum „logozentrischen") des Autors in engstem Zusammenhang mit der Grundanschauung eines Goethe und Nietzsche steht.

„Die bedeutendste Leistung der Philosophie von Ludwig Klages ist die Schaffung eines logisch gepanzerten Lebensbegriffs, der es nun mit einem Schlage erkennen läßt, daß „Idealismus" und „Materialismus" nur metaphysische Scheingegner sind; denn beide verkannten und verkennen ihrem Wesen nach und bekriegen — wenn auch von entgegengesetzten Seiten — das Leben. Dieser Begriff des Lebens tritt nun bei Klages zugleich in einen so tiefen Wesensgegensatz zum Begriff des Geistes, daß die Verknüpfung beider Mächte, des Lebens und des Geistes, im Menschen nur mehr aus dem Gesichtspunkte eines gegenseitigen Kampfes mit wechselnden Siegen und Niederlagen verstanden werden kann."

Ein paar kurze Formulierungen von Klages mögen die obigen Gedanken näher beleuchten:

„Der Geist ist — das Leben vergeht. Der Geist urteilt, das Leben erlebt. Das Urteil ist eine Tat — das Erleben ein Pathos . . ."

Klages unterscheidet ferner zwei verschiedene Phasen dieses Kampfes zwischen Geist und Leben: in der ersten, der „prometheischen", ist der Geist abhängig vom Leben, in der zweiten, der „herakleischen", umgekehrt.

„Bruch mit der Lebensbindung, Ausbeutung des Erlebens im Dienste souveräner Willens zwecke bestimmen die zweite Phase" . . . „Die Tätigkeit des Denkens ist fortan das Werkzeug des Willens zur Macht." „Der nicht mehr vom Leben geführte, sondern aktiv dem Leben entgegengerichtete „herakleische" Geist bemächtigt sich zunächst der lebendigen Welt, indem er sie in „logozentrischen" Denksystemen entwirklicht, verbegrifflicht, um die dergestalt übrigbleibenden mechanischen Kräfte der menschlichen Willkür (Technik) dienstbar zu machen und dabei das Lebendige in und außer dem Menschen zu zertrümmern."

Sind das nicht die gleichen Gedankengänge, wie wir sie bei O. Spengler finden, der ganz ebenso wie Klages eine normative Ethik, eine Verpflichtung des Menschen zu einem Wertstufenreich als Produkt des Geistes, als lebensfeindlich ausschaltet? Wir können in dieser doktrinären Einseitigkeit, die alle positiven Werte dem Leben, alle negativen dem Geiste zuweist, die Linie eines wahrhaft biozentrischen Denkens nicht erkennen.

Das Leitmotiv des Klages'schen Werkes faßt Deubel in die Worte zusammen: „Vor dem Blick der reinen Vernunfthaftigkeit gerinnt die geschehende Wirklichkeit zum dinghaften Sein, das Lebendige zum Mechanischen." „Wer das Leben in den Geist hinein genommen, der hat es eben damit aus dem Körper heraus genommen und wird statt des lebendigen Leibes nur mehr eine Maschine finden" (Klages).

Wir lassen nun eine Reihe von Worten Goethe's folgen, die allerdings die von Deubel so stark betonte Verwandtschaft zwischen den Gedankengängen Goethe's und Klages' deutlich erweisen:

„Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten." „Die lebhafte Frage nach der Ursache ist von großer,

nicht zu entwickelnder Schädlichkeit." „Dieser Tage habe ich wieder Linné gelesen und bin über diesen außerordentlichen Menschen erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik." „Dergleichen Behandlung erschien mir immer als eine Art Mosaik, wo man einen fertigen Stift dicht neben den andern setzt, um aus tausend Einzelheiten endlich den Schein eines Bildes hervorzubringen und so war mir die Forschung in diesem Sinne gewissermaßen widerlich." „Mehrere Männer dieser Art regieren das wissenschaftliche Gildenwesen, welches, wie ein Handwerk, das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigentümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt." „Ich konnte so recht in die Werkstätte des Naturphilosophen und Naturforschers hineinsehen und habe mich in meiner Qualität als Naturschauer wieder aufs neue bestätigt gefunden." „Mir will immer dünken, daß ... man wohl tut, in dem philosophischen Naturzustande zu bleiben." „So ruhen meine Naturstudien auf der reinen Basis des Erlebten." „Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt." „Herr Dr. Heinroth spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigentümliche: daß ... mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm aufs innigste durchdrungen werden. Daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei."

Und zum Schluß „die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; unseres bringt sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft oder die Scheidekunst." „Man sollte oft wünschen auf einer der Südseeinseln als sogen. Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen. Denkt man sich recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif."

„Die Maschine rast auf ihrem Triumphzug weiter" — so schließt Deubel seinen Aufsatz — „aber in tieferer Schicht — der Wahrheitsdrang der Wissenschaften steht bereits an den letzten Konsequenzen eines lebenabgelösten, bloß noch formalistischen „logozentrischen" Forschens: vor der Skepsis und der babylonischen Sprachenverwirrung.

Diese ganze verfaulende Welt, die sich bald zu einer Farce ohnegleichen, zur gemeinsamen Ehrung von Goethe's Manen anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Todestages rüstet, wird von Klages bis zu ihrem Herzpunkt entlarvt und gedanklich zertrümmert. Ein neues Weltbild leuchtet auf, von dem wir mit Staunen erkennen, wie verwandt es demjenigen ist, das Goethe vorschwebte."

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 11 Freitag, den 13. November 1931 7. Jahrgang

Werner Jaeger.

Die geistige Gegenwart der Antike[1]).

Festrede, gehalten zur Jahrhundertfeier des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches und der Gründung der Gesellschaft für antike Kultur am 23. April 1929 in Berlin.

In dieser klassisch geformten Rede tritt uns Prof. Werner Jaeger-Berlin, den wir vor einigen Jahren in unvergeßlichen Vortragsstunden in Dorpat und Reval hören durften, als berufener Apologet der Antike als Bildungsfundament der Gegenwart entgegen und wird so zu einem der vornehmsten und mit überlegenen Waffen ausgerüsteten Kämpfer für die humanistische Bildung.

„Die Frage nach der geistigen Gegenwart dieser (der antiken) Welt kann nicht nur den Sinn haben, sie unter den besonderen Aspekt unserer modernen Zeit zu stellen. Sie hat ein Recht an ihrem eigenen Maßstabe der Dauer gemessen zu werden."

„Soweit die Antike selbst nur ein Stück Geschichte in dem Sinne dieses ewigen Flusses ist, in dem nichts dauert als die Bewegung, ist sie nur ein Gewesenes, das nicht wiederkehrt."

„Vergänglich ist nur, was „geschieht". Aber was der Mensch in diesem Geschehen erlebt, erleidet, erkennt und was in den Schöpfungen der Kunst und des Gedankens zur bleibenden Gestalt des Menschlichen sich abgeklärt hat, das löst sich los von seinem Ursprung und wandelt siegreich durch den Graus der Zeiten."

Die antike Literatur „stellt eine geschichtlich-geistige Einheit, eine organisch entfaltete, in sich vollkommene Bildungswelt, einen Stufenbau der menschlichen Werte dar." „Geprägte Form, die lebend sich entwickelt," so hat Goethe das Strukturgesetz alles organischen Werdens formuliert. Die

[1]) Verlag Walter de Gruyter u. Co. Berlin 1929.

Formel, epochemachend für ihre Zeit, seither ein Grundstein alles historischen Denkens, ist selbst der stärkste Beweis für ihre eigene Wahrheit, denn der Begriff einer sich lebendig entfaltenden Form ist nichts anderes als der immer wieder sich durchsetzende aristotelische Gedanke der Entelechie." „Man kann schlechterdings diese „Grundform der europäischen Entwicklung", die antike Kultur, nicht aus der Geschichte des Abendlandes fortdenken, ohne sie in ein „sinnloses Chaos" zu verwandeln."

Nie hat die Antike ihre Lebenskraft stärker und deutlicher bewiesen als in den Zeiten ihres scheinbaren Zusammenbruchs, ihrer Niederlage gegenüber neuen geistigen Mächten.

So auch in der „Geburtsstunde der christlich-abendländischen Kultur." „Die Kirche hat das geistige System der Antike nicht nur nicht zerstört, sie hat ihren Einzug darin gehalten und sich in seinem widerstandsfähigen Bau eingerichtet für Jahrtausende."

So um 1500, „als das tausendjährige Bündnis des Christentums mit der Antike sich lockerte ... da ging dem Streben nach Erneuerung des überweltlichen urchristlichen Glaubens parallel die Ablösung einer weltlichen Kultur, deren Ausgangspunkt die Wiedergeburt der Antike und ihrer Humanitätsidee war." Ebenso sind „die französisch-englische Aufklärung des 17.—18. Jahrhunderts und der klassische deutsche Idealismus und Neuhumanismus am Ende des 18. Jahrhunderts echte Kinder der Renaissance."

„Mit jeder dieser historischen Schichten unserer geistigen Wesensstruktur ist die Antike untrennbar verschmolzen, auf jeder neuen Stufe dieses Prozesses ist unser Leben tiefer in ihr begründet worden."

So sind der Menschheitsgedanke der Antike und das Christentum als Grundlage aller europäischen und nationalen Kultur, aller Staatenbildung das geistige Prinzip geworden, welches „die nationale Idee der Völker mit der Tatsache ihrer übernationalen Verbundenheit zu vereinigen weiß." „Wer sich von der Antike scheidet, verzichtet damit auf das Verständnis seiner eigenen nationalen Kultur."

Es ist nun das Verdienst des 19. Jahrhunderts und seiner geschichtlichen Betrachtungsweise die dem Klassizismus von seiten einer einseitigen Altertumswissenschaft drohende Erstarrung zum Schema und Dogma verhindert zu haben. „Der Klassizismus hatte allerdings die Werke der Alten immer als zeitlose Musterbilder der Schönheit, als absolute Norm der Form und des Gehalts betrachtet. Eine Altertumswissenschaft in unserem Sinne als Geschichte des realen Lebens der Antike kannte er noch nicht."

Dieses Zeitbedingte in der Einzelform der Antike, sei es Literatur oder Kunst, erfaßt und begriffen zu haben ist das Verdienst des vergangenen Jahrhunderts. „Wie in der Malerei die feinste Individualität der Stimmung, die Licht und Luft der Umgebung mitteilen, so wird in der moderne historischen Wissenschaft eine Verfeinerung des Zeitgefühls erreicht, die nicht mehr zu überbieten ist."

Und nun kommen Weltkrieg und Revolution. „Die innere Sicherheit des Lebensgefühls, das die Vorkriegsgeneration getragen hatte, war durch die gewaltsamen Ereignisse der Zeit erschüttert. Eine Krisis von unerhörter Heftigkeit machte die Grundlagen unserer geistigen Existenz problematisch." „Wissenschaft und Leben rückten näher aneinander." Aber die ernste Frage

von heute ist die, „wie kommt das Leben unserer Zeit selbst der Antike entgegen?"

Denn „ein Jahrhundert industrieller Revolution der europäischen Gesellschaft mit seinen einschneidenden politischen und geistigen Wirkungen hat sich wie ein Abgrund zwischen uns und jene Zeit (die klassische Epoche und Hölderlin) gelegt. Der ungeheuerste Bruch mit aller Tradition, der je erhört ward, hat sich von 1830 bis 1929 in unheimlicher Stille vollzogen."

Von jeher ist der Kreis der bewußten Träger der antiken Kulturideen begrenzt gewesen.

„Kulturideen sind keine Nahrung der Masse, weder der besitzlosen noch der besitzenden."

„Die Linie der Entwicklung unseres Verhältnisses zum Altertum heißt in Deutschland: Winckelmann—Goethe—Hölderlin—Nietzsche. Sie führt vom klassizistischen Formideal zur Kulturkritik."

„Im Brennpunkt unserer Auseinandersetzung mit der Antike überhaupt" „steht eben wie kein zweiter" Plato, „denn er ist der umfassendste politische, dichterische und philosophische Repräsentant derjenigen Gestaltungskräfte, die für die lebendige Dauer der Antike im Aufbau unserer Kulturwelt bis heute ausschlaggebend sind und immer bleiben werden: der menschenbildnerischen Schöpferkräfte des griechischen Genius."

In glänzender Weise zeigt uns Jaeger nun den Weg der Antike über Rom zum Katholizismus und den Umbruch dieser Tradition im Protestantismus zu den beiden Quellen seiner Problematik, zum Urchristentum und zum griechischen Geiste. „Die Römer sind nun einmal eine uns nähere Stufe, die Bringer der Bildung für den Westen und Norden Europas. Als die ersten wirklichen Humanisten sind sie in gleicher Lage wie wir gegenüber den Griechen, sozusagen auf einer Ebene mit uns stehend."

„Nirgendwo auf der Welt kann geordnetes Gemeinschaftsleben existieren ohne **integritas, fides, pietas, auctoritas, disciplina.** Das sind ... allgemeinmenschliche Werte geworden."

„In der römischen Kirche wirkt überhaupt der lateinische Geist am unmittelbarsten, wenn auch nicht ungebrochen fort als gestaltende Macht der Gegenwart." „Der Platz der Antike im Aufbau der katholischen Kirche ist seit dem späten Altertum unverrückbar derselbe. Sie ist die Hüterin der klassischen Tradition."

„Bei der Kirche" sah auch Erasmus „das Erbe der Antike am sichersten geborgen gegen die Gefahr eines neuen Bildersturms der reinen Innerlichkeit, wenn eines Tages hinter dem Ethos dieser radikalen Innerlichkeit nicht mehr die klare und weite Erkenntnis des griechischen Logos stehen würde." [1]).

Die „Wiederentdeckung der Griechen vor 100 Jahren" war „ein Werk des protestantischen und insbesondere des deutsch-protestantischen Geistes." „Das Griechentum kam zu uns nicht als Tradition, sondern als Idee. Es bedeutete ein Zurückgreifen auf die letzten geistigen Prinzipien aller „Kultur" ..." „Der Protestantismus hat die Tradition in

[1]) Vergl. hierzu E. Sprangers „Der Kampf gegen den Idealismus", Nr. 10 dieses Blattes.

doppelter Hinsicht übersprungen: in der Religion ging er zu der Urform des Christentums zurück, in der „Welt" zur Urform des europäischen Geistes, zum griechischen Kulturgedanken. Der Protestantismus bedeutet die Wiederentdeckung des ursprünglichen Gegensatzes zwischen dem natürlichen Menschentum der Griechen und dem überweltlichen Gottesreich." „Die Gleichgewichtslage der Antike bleibt im Protestantismus im Unterschiede zur römischen Kirche dauernd labil."

Gerade heute, da „der Wert des Lebens für den Menschen unserer Tage an die immer weitergehende Steigerung und Bewußtwerdung der Individualität[1]) geknüpft" wird, an einen „modernen Subjektivismus", tut uns die Begegnung mit den Griechen not, und dabei handelt es sich nicht im Sinne eines Nietzsche oder Bachofen um eine „romantisierende Wiederentdeckung eines irrationalen dionysischen, „vorsokratischen" Menschentums inmitten einer intellektuell verdünnten, mechanisch gewordenen Kultur, sondern um das Selbstverständnis und um den Selbstaufbau des geistigen Menschen in der Grundstruktur seines Wesens."

Dieses Griechentum ist auch in gewissem Sinn ein Schutzwall des Europäertums gegenüber der Welt des Ostens, denn seine „reine Beschaulichkeit", das Sichzurückziehen in „eine freischwebende Innerlichkeit" bleibt doch „Flucht vor der Wirklichkeit, letzten Endes Schwäche. Der Weg des Humanismus bleibt: darum zu kämpfen, die Formen unseres Seins von innen her mit immer neuem Safte zu durchdringen, sie ständig neu zu erzeugen aus der Wurzel, aus der sie erwachsen sind."

Noch findet die Sprache der antiken bildenden Kunst kaum den Zugang zum heutigen Menschen, dessen ästhetisches Interesse sich in einem spezialisierten Relativismus (China, Indien, Ägypten) zersplittert, eher schon erreicht „die unteilbare Einheit aller Kräfte des Geistes" sein Ohr in der griechischen Literatur, im griechischen Logos. Aber diese „Bewegung geht nicht von den abstrakten philosophischen Schulproblemen aus, sondern sie entspringt der wachsenden Spannung zwischen der modernen Wissenschaft und dem Leben."

Die Gründung der Akademie Platos — „war der Moment der griechischen Geschichte, wo der wissenschaftliche Geist sich nach einer Periode ausschließlicher Vorherrschaft der Naturforschung und Naturspekulation der drängenden praktischen Aufgabe zuwandte, das soziale Problem des aus den Fugen gehenden Lebens architektonisch zu bezwingen, die chaotisch selbstherrlichen Kräfte des gesellschaftlichen Organismus durch die Macht der Erkenntnis unter einem allgemeingültigen obersten Werte neu zu binden."

„Die Analogie unserer Lage mit derjenigen, aus der Platos Philosophie entsprang, geht aber viel weiter. Das pädagogische Problem, das ist für Plato das Problem des Staates." So wird er uns „nicht nur der ewige Führer zur Philosophie und Wissenschaft in ihrem wahren geistigen Sinne, sondern er ist uns der Erzieher zum Staat und zum bewußten

[1]) Die moderne dialektische Theologie, Individualpsychologie und Psychoanalyse!

Lebensaufbau, der gesetzgebende Schöpfer und Hüter des europäischen Kulturgedankens."

„Zwei Quellen sind es, aus denen uns Wiedergeburt strömt, die eine ist die Freude, die andere der Schmerz. Wir Deutsche brauchen nicht zu fragen, aus welcher der beiden Quellen unsere tiefe Sehnsucht nach neuer innerer Nähe der Antike fließt." R. v. E.

Das faulende Gold.

Von E. G. Kolbenheyer.

Gold ist unverderblich, es rostet nicht, fault nicht, wird nicht mürbe und läßt sich chemisch kaum angreifen, es ist unveränderlich, es bleibt durch und durch gediegen und ist selten, dabei ist es schön und feurig wie die Sonne. Das ist das Gold, solange es der Mensch nicht zum Wertbürgen und Tauschmittel dessen macht, womit er seines Lebens Notdurft stillt Alles bleibt nur innerhalb des Ringes echt und edel, der das Wesen umschließt. Das Gold bleibt edel, wenn es Mineral sein kann. Zwingt man es aus seinem Wesen heraus und macht es zum Maß der Dinge, die jenseits seines Wesens liegen, dann verliert das Gold seine Art und lernt blühen und faulen. Das Gold in die Keller geworfen, wird dumpf und verdirbt, trotzdem es auch dort Metallgold bleibt. Es verdirbt, weil Kellermauern, d. h. einbruchssichere Wände und Türen der Großtresore, um seine Barren gebaut sind. Diese Keller entziehen das Gold seinem Wesensring.

Natürlich beruht die Weltwirrsal der Staatsfinanzen nicht darauf, daß in Frankreich und Amerika das Gold in den Kellern fault, sondern darauf, daß es dahin hat kommen können, den größten Teil des Weltbesitzes von Gold in französischen und amerikanischen Kellern zu sammeln. Dort liegt es jetzt gefangen, und es scheint keine Möglichkeit zu geben, das Gold zu befreien, es kann nur weitergeführt und verschoben werden. Aber gefangen bleibt es doch, sei es im Schiffsraum oder über den Schienen; es gibt unsichtbare Tresorwände und -türen für das Gold. Das ist, als wäre Treibsand in Bewegung geraten und suche oder wechsle die Ruhelage. Über dem Treibsande bricht der Boden ein, und was auf ihm gebaut ist, stürzt zusammen.

Weshalb? Wer das wüßte! So antworten die meisten, die in Angst und Schrecken vor diesem Rätsel des Goldes stehen. Und sie eilen und suchen schnell zu retten, was noch zu retten ist. Eine böse Zeit!

Es läßt sich schon eine Antwort finden auf dieses Weshalb. Nur muß man dort suchen, woher das Übel kommt. Es läßt sich sogar eine tröstliche Antwort finden für alle, die Geduld haben; und Geduld werden bald alle haben müssen. Deshalb tröstlich, weil hier das Übel nicht in der Natur der Dinge liegt, sondern nur im Mangel am richtigen Denken der Menschen, sei dieser Mangel auch weltweit und welthistorisch. Das Denken ist zum Glück nicht die Natur der Dinge, sondern nur eine Orientierung über sie. Wenn also falsch gedacht wird, so müssen die Dinge selbst

noch lange nicht daran zugrunde gehen. Nur braucht es nach der Art der menschlichen Denkfunktion Zeit, vom falschen Denken zum richtigen zu gelangen. Darum ist Geduld notwendig.

Falsch gedacht? Wieso? Der wirtschaftliche Weltverkehr wickelt sich doch in exakten, in erprobten und geläufigen Formen ab. Es ist alles auf die korrekteste Weise vorgegangen. Es wurde geborgt und zurückgefordert, man hat zurückgezahlt, so lange man konnte. Wie dabei Staatskredite zerrüttet wurden und die solidesten Währungen ins Gleiten gerieten, ist völlig aufgeklärt. Kein Wunder ist geschehen. Aber nun liegt das Gold der Welt in Amerika und Frankreich und treibt weiter seinen Sammelorten zu: das ist die Krise, die Weltkrise. Diese gilt es zu beheben. Wie kann man also sagen, es sei falsch gedacht oder gehandelt worden, wenn sich alles nach den seit vielen Jahrzehnten bewährten Formen des Geldverkehrs und der Wirtschaft abgespielt hat?

Darin steckt gerade der Denkfehler, daß man alles hat nach diesen bewährten Formen abspielen lassen. Denn diese Formen der Wirtschaft, unter denen sich das Gold der Erde in Amerika und Frankreich sammeln konnte, waren *Denkfehler* geworden, schon als man das Gold dort zu sammeln begann. Noch heute denkt man: Gold hat Wert, für seinen Wert ist mir feil, was ich zu meines Lebens Notdurft brauche. Habe ich Gold, so habe ich die Macht und Möglichkeit, mich zum Herrn der Güter und Nutznießer aller Gelegenheiten zu machen, an denen mein Leben gewinnen muß. Je mehr Gold ich in meinem Tresor habe, desto lebensmächtiger und lebensgesicherter bin ich. Noch heute denkt die Allgemeinheit und jeder einzelne so, und alle denken falsch.

Denn diese Gedanken galten nur, solange die *lebendige* Grundbedingung sich erfüllen konnte, an der der Wert des Goldes hängt. Und die ist nicht sein Seltenheitswert, seine metallische Gediegenheit und die Möglichkeit, es als Tauschmittel zu verwenden; das ist alles Nebensache. Der Wert des Goldes liegt darin, daß es geeignet ist, *menschliche Arbeitsenergie in Bewegung zu setzen und in Bewegung zu erhalten*, weil es durch Seltenheit und Gediegenheit zum Tauschmittel werden konnte. Die Funktion des Tauschmittels bleibt an die Bewegung und den Fluß der menschlichen Arbeitsenergie gebunden. Seltenheit und Gediegenheit sind die helfenden Nebensachen. Nicht das Gold also hat Wert, sondern die Menschenarbeit macht das Gold zum Wertobjekte. Der Nibelungenhort im Rhein ist entwertet, weil keine menschliche Energie mehr durch ihn bewegt werden kann.

Aber das weltwirtschaftliche Übermaß an Gold in den Tresoren der Sammelstaaten ist nicht nur wertlos wie Sand, sondern krank, in ansteckende Fäulnis geraten; es infiziert alles Gold der Erde, bringt es ins Verderben. Stillhalteabkommen sind matte Notbehelfe, denn sie hemmen auf kurze Zeit die schnellere Häufung des Goldes am Fäulnisorte; trotzdem geht die Häufung weiter, muß weitergehen: es ist die Stabilität verlorengegangen, die Masse ins Gleiten geraten. Auch die Verleugnung des Goldstandards ist nur eine Scheuklappenpolitik, ein Blindekuhspiel rings um den eigentlichen Notstand der Welt. Und wenn die beiden Tresorbesitzer Amerika und

Frankreich miteinander beraten und wenn sie über die Wahnsinnsparagraphen des Versailler Paktes hinaus auf die eigentliche Frage vorstoßen: Wie machen wir das Gold gesund? — wird nichts Taugliches zustande kommen, es sei denn, man gewahrte den Denkfehler, der all das Gold in ihre Tresore geleitet hat, den Denkfehler, daß das Gold im Tresor Lebenswert besitze.

Der Lebenswert des Goldes ist an die menschliche Arbeit gebunden. Diese Erkenntnis wird eine Zukunftshilfe werden können. Und so ist es vielleicht ein Glück für die Entwicklung der Weltbesinnung gewesen, daß der Rentnergeist der Franzosen die Verhandlungen um den Hoover-Plan starrsinnig verzögert hat. Der Denkfehler, daß Gold an und für sich einen Wert besitze, ist Unsinn geworden, Unsinn, zu dem jetzt eine Denkpraxis werden mußte, die vor dem Kriege noch einen Sinn hatte. Das ist an der Pariser Verzögerungspolitik offenbar geworden.

So schwer es aller Welt zu werden scheint, sie muß endlich die Denkpraktiken von heute und früher als undogmatische Ordnungsformen des Lebens betrachten lernen und von der lässigen Gewohnheit einer Denkeinstellung, der man blindlings folgen könnte, immer wieder hinabloten auf den Lebensgrund jenseits der geläufigen Denk- und Orientierungsformen. Denk- und Anschauungsweise, nach denen sich unser Handeln richtet, müssen immer wieder auf ihre biologische Richtigkeit geprüft werden.

Das Gold wird wertlos und faul, wenn es dem allgemeinen Energieumsatz vorenthalten wird, um — sei es aus Lebensangst oder aus Habgier gesammelt — einen Teil der Menschheit auf Kosten des anderen Teiles zu schützen oder zu bereichern. Das ist die Erkenntnis, die in Amerika und Frankreich gewonnen werden muß und gewonnen werden wird, wenn die Fäulnis der Tresore an Ort und Stelle aufbricht. Unter Angst und Habgier ist im großen Geschehen der Menschheit nichts mehr zu gewinnen.

Schutz und Reichtum lebendiger Wesen liegen in ihrer Lebensmächtigkeit allein. Sie ist um kein Gold der Erde feil, weder Wuchergeist noch Rentnersinn weiß Lebensmächtigkeit zu schaffen und zu erhalten. Das Gold der Erde fault vor unseren Augen, weil wir unzeitgemäß und falsch über seinen Wert gedacht haben. Befreien wir uns von unseren Denkfehlern, dann wird das Gold der Erde wieder Lebenswert bekommen.

Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers
den „Münch. Neuest. Nachrichten" entnommen.

Im Novemberheft des „Deutschen Volkstums" bespricht W. Stapel zwei neue Werke Kolbenheyer's, das Drama „Das Gesetz in dir" und den Roman „Reps, die Persönlichkeit". Das Drama wird am 14. Nov. uraufgeführt in Düsseldorf, Dresden, München, Weimar. „Dieses Schauspiel ist nicht nur eben ein Schauspiel, es ist eine Tat" (Stapel). „Was noch Gewissen hat, muß sich an diesem Werk entscheiden."

Vom „Reps" sagt Stapel, es sei „eine ironische Geschichte" und „je größer seine Pläne und Phrasen sich wölken, um so tückischer verschwindet ihm der solide Besitz unter den Füßen."

Falsche Propheten.

Von R. v. E.

Ohne den Glauben an ein Prophetentum wäre die Menschheit längst zugrunde gegangen, denn im Begriff jeglicher Art Erfahrung liegt bereits der einer Zukunftsahnung, einer Art Prophetie, beschlossen. Welchen Sinn hätte sonst die Erfahrung, wenn sie uns — wenn auch nur in bescheidenstem Umfang nicht den Ausblick in die Zukunft böte? Kein Mensch könnte auch nur die geringste zweckmäßige Tat tun, ohne den aus der Erfahrung erwachsenen Glauben, daß sie die von ihm erwarteten Folgen hätte, d. h. ihren Zweck erfüllte.

So ist jeder Mensch, auch der geringste im Bezirk seines Tuns und Lassens Prophet auf eigene Gefahr und Rechnung.

Nun gibt es aber weite Bereiche, die außerhalb unserer direkten Erfahrungsmöglichkeit liegen, die aber doch mit ihrem Kräftespiel auch unser Betätigungsfeld beeinflussen. Um dieses nun auch in unsere Zukunftsrechnung einzustellen, müssen wir uns auf die Erfahrungen derer stützen, die innerhalb jener uns fernliegender Bezirke ihre Lebensaufgabe erfüllen. Dazu bedarf es nun in allererster Linie der Glaubwürdigkeit derer, welche aus dem Bereich ihrer Erfahrung das Recht der Zukunftsdeutung für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Wir können im Einzelfall diese Glaubwürdigkeit dank der Grenzen unseres Blickfeldes nicht prüfen und sind daher auf etwas anderes angewiesen, das uns den Maßstab für die Glaubwürdigkeit gibt.

Das ist die Zuverlässigkeit in Wort und Tat, d. h. die Fähigkeit eines Blickes, der „rein auf der Fülle der Erscheinungen ruht" und diese ohne ihren Zusammenhang durch allzu persönliche Wünsche zu trüben zu deuten und seine Taten nach dieser reinen Einsicht zu regeln weiß.

Um aber einer solchen Begnadung des wahren Prophetentums teilhaft zu werden, um wahrhafter Führer seiner Gemeinschaft zu werden, bedarf es in allererster Linie des Verzichtes und der Entsagung, Verzicht und Entsagung im Bereich selbstsüchtiger Wünsche und Wünschbarkeiten, Opferbereitschaft der eigenen Person im Dienst der Sache und ihrer wahren Bedeutung.

Gewiß können wir nur bis zu einer gewissen Grenze aus dem Umkreise unseres befangenen Ichs heraustreten und alles, was wir sehen, deuten, wollen und tun wird den Stempel unserer Persönlichkeit tragen, enger oder weiter je nach der Weite des Blickes und dem Reichtum oder der Armseligkeit unserer Erfahrung. Unerschüttert bleibt jener Satz des Weisen bestehen. „So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen .... doch keine Zeit und keine Macht zerstückelt *geprägte Form, die lebend sich entwickelt*". Und darauf beruht der Wert der Persönlichkeit, ihre Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit, ihre Berufung zum Führertum — daß ihre „geprägte Form" nicht nur einen Wert repräsentiert, sondern daß sich diese auf einer klar übersehbarern Linie „lebend entwickelt".

Der Glaube aber an diese „Linie" ist nicht gleichbedeutend mit der Einsicht in ihr Endziel. Das mag vielen verborgen bleiben, aber die Richtungsdominante muß in irgendeiner Weise unsrem eigenen Wertempfinden entsprechen.

Wahres Führertum unterscheidet sich eben gerade dadurch vom Demagogentum, daß letzteres nicht anders zu seiner Macht zu gelangen glaubt, als durch Vorspiegelung naheliegender Glücksziele, die der blinden Masse allein zugänglich sind, während das wahre Führertum die Nachfolge nur durch die Glaubwürdigkeit seines Weges — und mag er mit schwersten Opfern erkämpft sein — seiner prophetischen Sendung erreicht.

Es liegt ja in der Natur des Genies, des genialen Führers, daß er tiefer und weiter in die Struktur des Geschehens hineinblickt, als die Menge, daß es ihm vergönnt ist „seine Anschauungen zu generalisieren, seine Empfindungen zur Regel zu machen" (Schiller in seinem Brief an Goethe vom 27. Aug. 1794), d. h. vorahnend, prophetisch die Welt unserer Werte zu bereichern, dort zukunftsfrohe Lichtpunkte zu erblicken, wo unser getrübtes Auge nur Schatten und Dunkel sieht, andererseits aber auch dort Verirrung und Fälschung zu sehen, wo unser Auge vom Augenblicksschein geblendet ist.

Die Nachfolge auf diesem für uns keineswegs übersehbaren Wege des Genies ist nur möglich, wenn wir die Forderung des Vertrauens zu ihm, als Gefäß der Vorsehung, als Repräsentanten wahren Prophetentums an uns stellen. Der geniale Führer muß Autorität besitzen, d. h. wir müssen uns unterordnen, weil wir in der gesinnungsmäßigen Richtung, dem Charakter seiner Entwicklungslinie den richtigen Weg ahnen.

Es scheint ein schmerzliches Gesetz der Geschichte sowohl wie des Lebens, daß erst dann der Mensch zur Einsicht der Grundtatsachen und Grunderfordernisse seines seelischen und leiblichen Lebens gelangt, wenn ihm der Lebensraum beschnitten wird, wenn sein Leben in Gefahr gerät. Es ist schon richtig, daß das Bewußtsein unserer selbst und unserer seelischen und leiblichen Notdurft, die Erkenntnis des Not-Wendigen erst dann erfolgt, wenn uns der gewohnte Atemraum genommen ist, wie alles Bewußtwerden unserer unterbewußten Wollungen, unserer Lebensnotwendigkeiten erst am Widerstand, an Leid und Schmerz geschieht.

Dieses Erwachen aus dem glatten reibungslosen Ablauf eines umhegten Lebens in den Widerstreit zwischen mir und der Welt ist nie schmerzlos, die Selbstbehauptung des Ich, seine Ganzheitssehnsucht und der Versuch einer Gestaltung seiner selbst zur Ganzheit im Einklang mit der Welt, d. h. mit dem Sinn der Welt ist immer Kampf, wofern nicht unser opferscheuer Blick „den Boden der geschichtlichen Tatsachen" als eine Gegebenheit ansieht, in die der Mensch sich willenlos und passiv einzuordnen hat.

Aber auch für die zu allen Zeiten Fügsamen und Kampfscheuen kommen Augenblicke, da ihnen der so bequeme und genügsame „Boden der geschichtlichen Tatsachen" zu wanken beginnt und sie nirgends mehr festen Fuß fassen können. Das sind die Zeiten, in denen das falsche Prophetentum ins Kraut schießt, die „apokalyptischen Reiter" ihren verheerenden

Gespensterritt über die frühzeitig alternde, zum Tode verurteilte Menschheit antreten.

Der suchende Glaube einer verängstigten Menschheit greift, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, nach dem verheißungsvollen Wort des falschen Propheten. Wir brauchen wahrlich nicht lange in den Akten der europäischen Geschichte des letzten Jahrzehnts herumzustöbern, um die lange Reihe der falschen Propheten zusammenzustellen. Da gibt es solche, die durch ihr Handwerk, die Politik nur kurzfristige Prophetie treiben, die vom engumgrenzten Bezirk des Eigeninteresses aus nur selten die von außen einwirkenden Faktoren in Rechnung stellen. Begreiflicher Weise ist ihre Anhängerschaft auf den Bezirk dieses Interesses, auf Volk und Nation, dessen Interessen sie vertreten, beschränkt. Typische Beispiele für diese Art Prophetie sind die Clemenceau, Poincarée und Briand in Frankreich, die Lloyd George, Chamberlain u. a. in England. Ihre Rechnung stimmt nur so lange, als der Lauf der Geschichte im wesentlichen von ihrem Wirkungsbereich aus bestimmt wird. Sobald die Welle einer neuen Zeit von außen in das wohlgeordnete Machtsystem einbricht, sind die Tage dieser Prophetie gezählt.

Mit höheren Ansprüchen treten nun aber jene Propheten auf, die nicht nur das Zukunftsbild ihres eigenen Staates zu zeichnen sich für berufen halten, sondern die bereits weitere geschichtliche Räume mit ihren Beglückungsideen neu gestalten wollen. Große Worte, verführerische Prophezeiungen eines glücklichen Zeitalters kennzeichnen diese Art. Lenin, Stalin und alles was zur Fahne des Kommunismus schwört, gehört zu dieser Gruppe. Es liegt im Wesen dieser Art Prophetie, daß ihre blinden Anhänger wie hypnotisiert vom Glanz des Zukunftsreichs es gar nicht zu bemerken scheinen, daß diese Prophetie schon längst ihr Gesicht gewandelt hat und das Bild der Zukunft nicht mehr jene unbedingten Züge eines goldenen Zeitalters trägt, sondern weitgehende Anpassung an den vorher so radikal abgelehnten „Boden der geschichtlichen Tatsachen".

Tragen nun diese Prophezeiungen mehr oder weniger den Stempel des politischen Programms, d. h. einer gewollten Verwirklichung politischer Ideen mit ihrem starken Zusatz egoistischen, wenn auch national gefärbten Interesses, so sollte man glauben, daß im hellen Bereich reiner Gedankenarbeit, gewissermaßen in der interesselosen Schau des Geschehens, — wie es Aufgabe und Sinn der Philosophie ist — der falsche Prophet eine seltene Erscheinung sei.

Je tiefer nun eine Zeitwende in das Weltbild einer Generation, der Umsturz nicht nur in die äußere Struktur der politischen Gestalt, sondern bis in die letzten Quellen unseres seelischen und geistigen Lebens hineingreift, um so stärker wird auch die Erschütterung dieser letzten bestimmenden Faktoren unseres Seins und Tuns sich überall geltend machen.

„Und es werden falsche Propheten aufstehen" — so heißt das alte Bibelwort, wenn das Zwischenreich sein unheimliches Haupt erhebt.

Der wankend gewordene Glaube sucht nach einem neuen Halt und der falsche Prophet hat die besten Chancen, der mit dem Althergebrachten reinen Tisch macht, denn dieses hat ja allen ersichtlich seinen Wert verloren.

Es ist die Stunde des Tagesphilosophen, der das wirre Denken und Suchen der Vielzuvielen unter einen Generalnenner zu bringen, ihm das schön drapierte Mäntelchen einer Zukunftsphilosophie umzuhängen weiß, das der zerfahrenen Not und Sehnsucht unserer Tage den Schein eines zielbewußten Suchens und Findens zu geben scheint.

Sie sind aber bloß Exponenten ihrer Zeit, getragen und auf den Schild erhoben von all denen, deren geistiger Gesichtskreis nicht über das gestern und heute hinausreicht, die es nicht wahr haben wollen, daß die Katastrophe aus Schuld und Irrtum vergangener Zeiten herstammt, daß aber auch in ihnen für das weitsichtige Auge die Quellen der Erneuerung und Gesundung liegen. Aus Wahrheit und Irrtum ist ihr Prophetentum seltsam gemischt und ihr heilbringendes Rezept verspricht das Grundübel zu beseitigen und dient doch bloß dem Kampf mit den Symptomen.

Staunend werden einst unsere Nachfahren den Archiven unsrer Gegenwartsgeschichte die Zeichen dieses Köhlerglaubens an die billigen Rezepturen unserer Zeitwende entnehmen, staunend werden sie sich fragen, wie der durch allzureiche geschichtliche Erfahrung gereifte Europäer sich diesen Phantasien gläubig hingeben konnte.

Das sicherste Kriterium für dieses zeitgebundene falsche Prophetentum ist uns dann gegeben, wenn wir imstande sind seine Irrtümer an der Gegenwartslage selbst nachzuweisen, d. h. wenn die Prophetie auf kurze Sicht durch die Tatsachen selbst Lügen gestraft wird. Im hastenden Tempo überstürzter Ereignisse vergißt die Menge zu schnell, wie die Prophezeiung für das Heute gelautet hat, und daß ihr Gegenteil eintraf, und in ihrer immer bereiten Glaubensfreudigkeit hängt sie sich an das Wort des Propheten, dessen Irrtum von gestern heute klar vor aller Augen liegt.

Um diesen verhängnisvollen Hang zur Leichtgläubigkeit in der europäischen Welt an einem Beispiel zu erläutern, greifen wir die eigentümliche Philosophengestalt des Grafen Hermann Keyserling heraus, der vielleicht mit zu den markantesten Erscheinungen dieser Zeit, nicht nur im Umkreis, der europäischen, nein auch der amerikanischen Welt gehört.

„Was ist uns Keyserling?" — diese Frage begegnet uns immer wieder in Zeitschriften und Berichten über die weltumspannenden Vortragsreisen des Philosophen, teils kritisch ablehnend, teils begeistert zustimmend. Man sollte meinen, daß der kritische Teil der europäischen Kulturwelt Zeit genug gefunden hätte, die nun seit etwa zwei Jahrzehnten unentwegt wachsende philosophische Lebensarbeit Keyserlings soweit zu überblicken und auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, daß man vor Irrtum und Leichtgläubigkeit geschützt wäre. Weit gefehlt — der Augenblickserfolg des einen oder anderen Vortrags, in dem Geistreiches und Banales, Wahres und Falsches in seltsamer Mischung zusammenstehen, blendet immer wieder die „Intellektuellen" und läßt sie zu blinden Anhängern seiner Prophetie werden.

Da scheint es empfehlenswert, einmal rückschauend das Weltbild zu zeichnen, wie es sich vor etwa 10 Jahren dem prophetischen Auge des Philosophen darstellte, als „die Schule der Weisheit" in Darmstadt dem nach „Vollendung" Strebenden ihre Pforten öffnete.

„Lebensweisheit", „den Weg zur Vollendung" sollte diese Schule den Menschen weisen. Das emphatische Programm verkündete dieses hohe Ziel. Die prinzipielle Frage lag nahe, ob ein gemeinsames Programm der „Lebensweisheit" für die Menschheit überhaupt möglich sei. Die folgenden Ausführungen [1]) beleuchten kritisch diese Frage:

„In dem ersten Band des „Leuchters" (herausgegeben von Gleichen-Rußwurm, Reichl Verlag, Darmstadt 1920) hat Keyserling in dem Aufsatz „Unser Beruf in der veränderten Welt" zu dieser Frage Stellung genommen, soweit sie gerade uns Deutsche betrifft.

Er geht von dem Glauben aus, daß wir jetzt „in eine Geschichtsperiode einmünden, in welcher geistige und seelische Mächte vorherrschen werden". Die aus allem Streit der Meinungen und Anschauungen resultierende Gesamtströmung trägt unstreitig universalistischen Charakter.

„Universalistisch denken alle überlegenen Geister in allen Landen . . . . universalistisch ist die Weltanschauung des Sozialismus, die heute wohl schon über die Hälfte der zukunftsbewußten Europäer zu ihren Bekennern zählt; die universalistische Ideologie der russischen Revolution findet . . . . allenthalben ein stetig erstarkendes Echo;" „zugleich wächst die Spiritualität, die seelische Bestimmtheit. Interessengemeinschaft vertieft sich zum Liebesbund." „So steigen denn die totgesagten Ideale der Humanität, der Gerechtigkeit, der allgemeinen Menschenliebe um so strahlender am geistigen Horizont auf . . ." „Bald werden die Verherrlicher rein irdischer Ziele der Vergewaltigung . . . keine Macht mehr verkörpern . . . . Eine allgemeine Verinnerlichung wird Platz greifen." In dieser veränderten Welt muß „der Typus des universalen Deutschen wieder zum führenden werden". „Die Spiritualität ist aber keine hervorstechende Eigenschaft des Deutschen", an Stelle der wahren Spiritualität blieb dem Deutschen Innigkeit und Sinnigkeit, so daß die Vollendung des Menschen, den die wahre Spiritualität verlangt, ihm nur in den beschränkten Verhältnissen gelingt, sie kommt dem Typus des kleinen Mannes zugute. Bei dem höheren deutschen Menschentypus, der sich dem äußeren Leben heute außerordentlich gewachsen zeigt, zeigt sich das Gegenteil hinsichtlich der inneren Erscheinung, es ist eine unerhörte Diskrepanz zwischen Erscheinung und Wesen, also keine geistige Gestaltungskraft. Aber beim Unvollendeten und Unvollendbaren lebt alle Problematik, daher wären die Deutschen das Volk der reinen Sehnsucht, die Verkörperung der Fortschrittsidee gewissermaßen für die Menschheit? Das wäre das tragische Los der Deutschen, wie es eben ist — aber er kann seine Spiritualität, worauf Jugendbewegung, Expressionismus und ähnliche Erscheinungen hinweisen, doch bis zu einer wahren Seinsgestaltung steigern, um dann — nicht politisch, aber kulturell seinen Platz als Universalist und Spiritualist würdig auszufüllen."

Eine weitere Analyse der deutschen Geistigkeit und ihrer heutigen Mängel finden wir in dem in Berlin gehaltenen Vortrag Keyserlings über

[1]) Aus einem in den „Deutschen Aufgaben" 1920 erschienenen Aufsatz des Schreibers dieser Zeilen „Die Schule der Weisheit des Grafen Hermann Keyserling."

„Erscheinungswelt und Geistesmacht". Im Gegensatz zu den Angelsachsen, die die „Rasse der Initiative der modernen Welt" sind, weil ihr „Geist — ob sonst noch so primitiv — aus dem schöpferischen Grunde heraus lebt", krankt der Deutsche an „Unoriginalität und Irrealität im Geistesleben, da dieses in keinem Zusammenhang mit dem Leben steht und ihm für diesen inneren Zwiespalt das Verantwortlichkeitsgefühl fehlt. Der heutige Tiefstand in Deutschland ist seine metaphisische Schuld." So tief und geistvoll die Analyse des deutschen Geistes bei Keyserling im einzelnen sein mag, so abstrus oder spielerisch wirken wieder Aussprüche, wie „die wahre Richtung des Weltprozesses liegt genau senkrecht zu der des Völkergemetzels", oder „das Nationale an sich ist kein mögliches Ideal", oder jene seltsam irisierenden, oben zitierten Bemerkungen über den Liebesbund der Entente, über den Bolschewismus als Zeichen der universalistischen und spiritualistischen Geschichtsbewegung!

Allerdings steht zu jener Ansicht vom inneren Widerspruch einer von uns geforderten Weltentwicklung und des Weltkrieges in der Schrift Keyserlings „Was uns not tut" das Wort „Der Weltkrieg bedeute nur eine offensichtliche Feststellung dessen, was längst schon da war", das strikte Gegenteil von seiner ersten Behauptung! Stutzt man nicht aber mit vollem Recht, wenn der „Weltweise" sein Evangelium im Laufe weniger Monate in so pythischen Paradoxen verkündet? Liegt nicht darin ein allzu schnelles Tempo eines vielleicht gesunden „Werdens", jedenfalls aber kein Zeichen des gefestigten „Seins", das nach Keyserling nicht nur im Grunde leicht zu erringen, sondern auch lehrbar sei? Das in erster Linie der Weltweise besitzen muß, um zum Führer berufen zu sein?

Andere Widersprüche sind noch schwerwiegender, Behauptung steht gegen Behauptung. Der Angelsachse lebt nach Keyserling im Gegensatz zum Deutschen „aus dem schöpferischen Grunde heraus", seine Sache soll es bleiben, „den Massen jene erste Seelenbildung zuzuführen, ohne die höheres Menschentum undenkbar erscheint" — und doch „beruhe Englands Kultur zum großen Teil auf Cant, der nicht zwar Unaufrichtigkeit bedeutet, wohl aber ein Nicht-sich-Eingestehen der seelischen Wirklichkeit" ... Frankreich hingegen hätte sich im Kriege in seiner Charakterüberlegenheit, die auf dem Alter seiner Kultur beruhe, dem Deutschen gegenüber bewährt. Dort in den alten Kulturgeschichten wachsen „edlere Seelen". Die Gesamtanlage der Slawen ist von allen europäischen weitaus die reichste, aber ihre Gefühlsbegabung läßt eine feste Gestaltung ihrer überreichen, aber flüssigen Seele nicht zu."

Wahres und Falsches in bunter Mischung — aber vor allem keine klare Linie.

Wozu überhaupt die Suche nach dem schöpferischen Urgrund der deutschen Seele, wenn uns der Angelsachse das Schema der Lebensweisheit schon vorlebt? Denn letztlich ist es „frei-metaphysische Wahl, welche die Deutschen zur Niederlage und die Angelsachsen zum Sieg geführt hat."

Nun denn, wenn es eine metaphysisch-orientierte Geistigkeit gibt, die unsere überwucherte Verstandesbildung wieder zurückschneiden soll, und diese Schöpferkraft kein persönliches Gut des gewordenen und bestimmt diffe-

renzierten Volkes ist, sondern Gemeingut der Menschheit, dann gibt es eine internationale Lebensweisheit, wie Keyserling meint — wenn aber der spezifische Rassencharakter sich gerade in der besonderen Ausrichtung ihrer geistigen Lebenskräfte nach letzten Maßstäben in ihrer wiederum besonderen Wertfolge zeigt, dann gibt es kein intellektuell faßbares, allgemein bindendes Programm für die europäische Weisheitsschule.

Sogar „das Nationale" wird in diesem letzten Sinne nicht nur zum „möglichen", sondern einzig möglichen Ideal einer Schule deutscher Lebensweisheit.

Es fehlt Keyserling das feine Ahnungsvermögen, die künstlerisch gestaltende Anschauungskraft für das typisch Deutsche für das problematisch Lebendige in der zwischen Intellekt und Intuition gespaltenen deutschen Seele und für das völlig Unproblematische, daher im weitesten Wortsinn Unschöpferische und Unoriginelle des rechenhaften englischen Verstandes. Der sehnliche Wunsch, das allgemeinste geistige Lebensgesetz zu finden, läßt Keyserling alle Unterschiede übersehen, und allgemeine Begriffe, wie „Lebensweisheit für alle" formulieren, die zu blutleeren Schemen werden. Diese Weisheit steht, weil sie nichts anderes ist, als ein überintellektualisierter Intellekt, ebenso abseits vom Leben wie jeder Intellekt und ist ebenso rechenhaft erklügelt wie alles was heute noch in stiller oder offener Bewunderung, aus innerer Verlogenheit oder Kurzsichtigkeit als Allheilmittel von der Entente gepriesen wird — Völkerbundideen und ähnliches —, neu aufgeputzte Requisiten der völlig unschöpferischen zivilisatorischen Machtwelle, die bisher kein einziges lebensfähiges Gebilde geschaffen hat.

Wer „Universalität" und „Spiritualität" für den Generalnenner der geistigen Bewegung von heute und für der Weisheit letzten Schluß hält, hat den Blick auf ein Wolkenkuckucksheim gerichtet und steht dem Leben fern, ja sieht es nicht wie es ist.

„Wo du stehst, grab' tief hinein,
Drunten ist die Quelle."

Dem Weltmann und Weltweisen Grafen Keyserling fehlt die Tragik des Miterlebens, weil ihm die Verantwortlichkeit für den höchsten und doch nationalen Maßstab und die nationale Wertreihe des Deutschen fremd ist, weil dem Intellektuellen überhaupt das Verständnis für diese tief biologisch und historisch begründete metaphysische Verschiedenartigkeit der Nationen abgeht. Das kann nur mit dem Herzen erfühlt, erlebt und geschaut werden. Initiative für die Seelenerziehung des Deutschen ist eine unbedingt notwendige aber große und verantwortliche Sache, aber der, der sich dazu berufen glaubt, sollte doch mehr intuitives Vermögen dazu mitbringen und eine Linie dieses geistig-schöpferischen Prozesses, — wir verzichten gern auf das „Sein", wenn das „Werden" zielsicher vor sich geht, — eine Gesinnung aufweisen, die weniger Anlaß zu schwersten Bedenken und verhängnisvollen Irrtümern und Mißverständnissen geben dürfte, als die des Grafen Keyserling....."

Mag der Keyserling-Gläubige nun das heutige Bild von Europa mit jener Prophetie des Philosophen, wie er sie vor einem Jahrzehnt der Welt verkündete, vergleichen, er wird eines Kommentars nicht bedürfen.

Jenes charakteristische Merkmal des falschen Propheten, die undurchsichtige Vermengung von Wahrem und Falschem tritt uns deutlich entgegen.

Wenn wir nun versuchen wollen, die letzten Gründe für diese Selbsttäuschung des Philosophen aufzudecken, so liegt sie in allererster Linie in dem völligen Mangel des Tragischen, für dessen tiefste Bedeutung Keyserling der Sinn fehlt. Seinem Glaubensbekenntnis fehlt jede Erlebnistiefe, es ist intellektuell erklügelt. Sein Geist, den wir ihm keineswegs absprechen wollen, erschöpft sich in dialektischem Funkenwerk, das des Reizes nicht entbehrt, aber seine Kraft nie aus der Tiefe holt. Sucht aber sein Geist ausnahmsweise die Tiefen seiner selbst zu ergründen, kommt es nur zu einer Selbstverherrlichung und unvornehmen Schaustellung eines narzissischen Eigenbildes, wie uns die Autobiographie des Philosophen in den von Felix Meiner herausgegebenen Eigenzeugnissen bedeutender Gelehrten leider deutlich genug zeigt.

Keyserling kennt die Begriffe „Verzicht und Entsagung", die wir anfangs als Kriterium des wahren Propheten nannten, nicht, er ist in seinen eigenen Augen der „Umfassende" und doch fehlt ihm das wesentlichste Merkmal des Umfassenden, die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, das Bewußtsein der eigenen Grenze.

Aber das Bewußtsein der eigenen Grenze ist zugleich seelisches Heimatgefühl und Keyserling, der sich — nach den Worten eines geistvollen Kritikers berufen glaubt, einem jeden den Weg in seine seelische Heimat zu weisen, ist selber heimatlos.

Das ist jenes geistige Nomadentum, das Leop. Ziegler als größte Gefahr für den Europäer von heute ansieht, jene intellektuelle Freizügigkeit, die Europa zum Kampffeld aller gegen alle gemacht hat.

Nur seelisch-geistige Bodenständigkeit kann diese schlimmste Art der Völkerwanderung bannen.

Aus ihr allein kann uns wahre Prophetie kommen — aus Ehrfurcht und Treue gegenüber dem Ahnenerbe unserer besten Zeiten.

Es gehört mit zu den Eigentümlichkeiten dieser Eintagspropheten, daß sie die geistigen Quellen der Vergangenheit, aus denen sie reichlich geschöpft, bis zur Unkenntlichkeit zu trüben verstehen.

Wer den Sinn für eine ehrliche geistige Genealogie hat, wird seinen Stammbaum nicht verhüllen — wer nicht im Boden seiner eigenen Geschichte wurzelt, wird nie Prophet sein können. Wer aus dem Blick für die Zukunft das Wort „Tradition" auslöscht, ist nicht berufen zum erlösenden Wort, zur erlösenden Tat.

Es ist das tragische Geschick dieser falschen Propheten, daß sie noch lange vom Wahnglauben an ihre Prophetie beherrscht wurden, wenn die Welt schon längst diese als eine Fata Morgana erkannt hat. Und je mehr sie von dem Eigenruhm des Tages zehren, um so umnebelter wird ihr Blick. Bismarck, der große Menschenkenner, nannte die Eitelkeit eine Hypothek, die ihren Träger verhängnisvoll belastet. Weder dem Philosophen, dem Weltweisen, noch dem Propheten steht sie gut zu Gesicht.

Und doch, welche menschliche Schwäche würde man nicht dem Genius verzeihen, wenn ihm das Gnadengeschenk verliehen ist, auf weite Sicht die

Welt, in die wir gestellt sind, zu deuten! Die Schatten im Bilde eines Goethe, eines Nietzsche übersehen wir, ihr Licht ist stark genug, um auch noch die Schatten zu durchleuchten.

Ist aber das Licht ein geborgtes oder gar eines, dessen heiliges Feuer der Prophet selbst vor dem Altar seiner Person schürt und unterhält, dann verfällt er dem vernichtendsten Urteil der Welt, ihrer Rache am falschen Propheten, dem Fluch der Lächerlichkeit.

Der Tag ist nicht mehr fern, da im politischen und kulturellen Leben nicht nur Deutschlands, sondern Europas jene letzte und entscheidende Probe auf den Menschen gemacht werden wird, ob „er standhält", nicht nur vor der Tagesmeinung der Menge, sondern vor dem Urteilsspruch der Geschichte.

Dann, wenn „die Spreu von dem Weizen" geschieden wird, werden viele Altäre umgeworfen werden, vor denen wir einst „angebetet" haben, und alte, halbverschüttete, vergessene werden wieder aufgerichtet werden. An solchem Tage werden auch die falschen Propheten ihres Priestergewandes entkleidet werden und nur solche Propheten werden dauern, deren Gesinnung eine beständige war und ist.

Zum Aufsatz „Geistige Notverordnung"[1]).

schreibt uns der Verfasser des dort besprochenen Artikels „Zur Bildungskrise der Gegenwart" Prof. Hans Freyer-Leipzig, daß offenbar auf einer Stelle unserer Kritik ein Mißverständnis vorliegt. S. 122 steht folgendes: „Ist das nicht der gleiche Standpunkt, den Freyer vertritt, wenn er den Satz hinstellt „wer die Gegenwart kennt, wird sie auch gestalten können. Voraussetzung ist nur, daß wir ohne vorzeitige Zielsetzung, ohne persönliche Wünsche und Neigungen „wertfrei" (wie Max Weber sagte) „die Gegenwart studieren" und weiter „diese realistische Hinwendung zur Gegenwart ist also der erste bewußte Versuch einer „Bildungsethik" kritischer Kulturzeitalter." Das ist der alte Irrglaube der Aufklärungszeit."

Dazu schreibt Prof. H. Freyer: „Die hier von Ihnen zitierten Sätze sind keineswegs Thesen von mir, sondern ich lehne sie als ungenügenden Versuch einer Bildungsethik kritischer Epochen ab.

Wenn Litt schreibt[2]), unsere Gegensätze drehten sich um den Begriff der Wirklichkeit — so ist das wohl richtig. Unter „geschichtlicher Wirklichkeit" und „verantwortlichem Situationsbewußtsein in ihr", möchte ich unter keinen Umständen nur die wirtschaftliche Lage verstanden haben, sondern die ganze akute Not unserer nationalen Existenz. Ich sehe mit Schaudern, wie große Teile der „Geistigen" bei uns die politische Katastrophe laufen lassen und sich bereits jetzt auf das „Volk der Dichter und Denker" zurückziehen. Das ist unsere Mitschuld am vollständigen politischen Zusammenbruch. Daher die Mahnung: sich grade jetzt verantwortlich in die geschichtliche Situation hineinzustellen! Den Ausdruck „geistige Notverordnung" akzeptiere ich vollkommen! Ich fürchte, der bevorstehende Winter wird beweisen, daß sie notwendig ist."

---

[1]) Nr. 8 dieses Blattes. [2]) In einem Brief an den Schriftleiter des Blattes.

Schriftleitung: Dorpat, Mühlenstr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter Direktor W. Stillmark * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 12 Freitag, den 18. Dezember 1931 7. Jahrgang

Geheimrat Erich Marcks

zum siebzigsten Geburtstag.

Vor einem Monat hat Geheimrat Erich Marcks das siebzigste Lebensjahr überschritten und ganz Deutschland, sofern es heute wahrhaft deutsch empfindet, hat seinem großen Historiker in Ehrfurcht und Dankbarkeit seine Glückwünsche dargebracht.

„Sie sind unter den lebenden deutschen Geschichtsschreibern der größte Künstler" und „die Persönlichkeit als Spiegel einer Zeit zu erfassen, aus kleinen Einzelzügen das Charakteristisch-Lebendige eines größeren Ganzen zu erwecken und von hier aus „in ferne und ernste Weiten hinauszublicken," den Augenblick festzuhalten, wo Wesen und Wandlung eines einzelnen zugleich einen Blick zu öffnen scheinen auf den Grund der Seele einer tiefbewegten Zeit: darin hat kein anderer Ihrer historischen Zeitgenossen in Deutschland es Ihnen zuvorgetan", so schreibt sein Schüler Karl Alexander von Müller (München). Daß der Gefeierte solchen Lobes würdig sei, weiß jeder, der auch nur einen Blick in seine Lebensarbeit, wie in seine wundervolle Essaysammlung „Männer und Zeiten", getan hat. „Welche duldsame Vielseitigkeit menschlichen Verständnisses, welcher knappe, bewegliche Reichtum der sachlichen Formulierungen und schließlich, durch das Ganze hindurch, welcher wahrhaft historische Atem des großen Schicksals", so heißt es weiter bei K. A. v. Müller.

„Duldsame Vielseitigkeit menschlichen Verständnisses" und doch trotz „Auf- und Niedergangs deutschen Schicksals" der feste Glaube an die deutsche Idee, den deutschen Gedanken, verkörpert vor allem in einem Bismarck, in einem Goethe.

Um diese beiden Pole deutscher Gestaltungskraft, der politischen wie der geistigen zu einem Ganzen zusammenzuschauen, bedarf es allerdings einer Persönlichkeit von jener Blickkraft, die „still und rein auf der Fülle der Erscheinungen ruht" (Goethe), ein Zurücktreten der eigenen Person vor der Größe der Aufgabe, und eine Bereitschaft zur Hingabe an das Große.

Im Frühling des denkwürdigen Jahres 1918, als nach der Eroberung Rigas im Herbst 1917 deutsche Gelehrte das geistige Band nach dem Kriege wieder knüpften, das uns insbesondere in den letzten Vorkriegsjahren mit Deutschland verbunden hatte (noch für den Sommer 1914 hatte uns Geheimrat Erich Marcks eine Vortragsreihe über den „englischen Imperialismus" für den Fortbildungskursus in Dubbeln bei Riga zugesagt, der in Folge des Kriegsausbruchs nicht zustande kam), hielt der Gelehrte auf die Bitte des Schreibers dieser Zeilen in Riga, Dorpat und Reval den Vortrag über „Goethe und Bismarck, das geistige und politische Deutschland", in welchem in großen Zügen die Konvergenz der geistigen und politischen Entwicklungslinien Deutschlands an diesen beiden Geistesgewaltigen, trotz oder gerade infolge ihrer Gegensätzlichkeit geschildert wurde.

„Ein kluger Unterredner Goethes hat von den Gewittern seiner Gespräche, von dem Anblick eines „unbefriedigten großartigen Strebens" gesprochen. Das ist Menschenlos und ist das Los der Größe zumal: wir glauben da insbesondere die Urkraft der germanischen Persönlichkeit zu spüren, die immer wieder den Rahmen der Regel sprengt." „Beide (Bismarck und Goethe) Typen verschiedener Zeiten und verschiedener Gestaltungen des Menschentums, sind sie doch vor allem starke Menschen, quellend, aus tiefster Tiefe schöpfend, sich selber lebenslang getreu, von unbezwinglichem Reichtum der persönlichen Kraft, groß und ihrer Stärke bewußt, deutsche Menschen, deren Sonderart in ihrer doppelten Ausprägung den Reichtum deutschen Wesens doppelt lebendig umfaßt und gestaltet: Persönlichkeiten, deren allerbestes und unvergänglichstes Erbe sie selber sind."

„Ein persönlicher Aristokratismus, die Selbstschätzung der Größe war ihnen beiden gemeinsam. Sie wurzelten beide im eigenen Hause und auf dem selbstbesessenen Boden". „Die Abneigung gegen die Demokratie ist ihnen gemeinsam — dem städtischen Patrizier und dem Landedelmann." Und in demselben Vortrag heißt es „das deutsche Baltentum, auf dessen Boden, zu dessen Blüte ich hier sprechen darf... hat in erster Reihe am deutschen Geiste teilgenommen, der deutschen Kulturnation haben Sie sich immer zugezählt und mit ihr den deutschen geistigen Besitz geteilt und gemehrt. Der Name Ihrer Städte, der Name Ihrer Universität ist uns teuer gewesen zu jeder Zeit" und diesem Bekenntnis zur geistigen Stammesgemeinschaft, zur gemeinsamen Aufgabe fügt der Vortragende weit später anläßlich einer Bitte um Mitarbeit an unserem Blatt brieflich hinzu: „Wer unmittelbar für Sie mitarbeiten könnte? Viele werden Ihrem Plan so herzliche und dankbare und hochachtungsreiche Wünsche entgegenbringen, wie ich; sein Wert leuchtet mir ganz ein: einer geistig-aristokratischen organischen Reaktion vom Baltentum her! In den aristokratisch-persönlichen Geleisen Goethes und auch Bismarcks und auch Luthers." Wenn etwas heute noch die ermüdende Hand zu neuer Arbeit zu heben vermag, so ist es die Kraft, die uns aus gleichgestimmten Seelen zuströmt, denen nicht nur Amt und Beruf, sondern der Glaube an Größe und die Treue gegen sich selbst den Tiefblick für den Sinn der Geschichte und den Sinn unserer Aufgaben

[1]) Erschienen in der „Neuen Rundschau" 1918. VII.

schenkte, wie sie aus den Worten Er. Marcks' wiederklingt, die er anläßlich seines sechzigsten Geburtstages an die Glückwünschenden richtete: „Was kann uns heute erheben wie das Bewußtsein seelischer Zusammenhänge, in denen unser kleines Einzeldasein steht ... Alle tragen wir dieselbe Last und klammern uns alle an dieselbe Hoffnung."

Mögen dem um Deutschland und alles Deutsche hochverdienten Siebzigjährigen noch fruchtbare Arbeitsjahre vergönnt sein, um das Keimen jener Saat zu erleben, die er in langen Jahren gestreut, ein schimmerndes Grün der Hoffnung, an die „wir uns alle klammern." R. v. E.

Verantwortung.

Von R. v. E.

Es scheint mit zu den Zeichen unsrer demokratischen Zeit zu gehören, daß der Irrglaube immer fester Wurzel faßt, ja zum Axiom erhoben wird, die Majorität müsse klüger sein, als die Minorität, die Masse weiser als der Einzelne. Je größer die Zahl entscheidender Stimmen, um so wahrscheinlicher sei der endgültige Beschluß wahrer Ausdruck des Gesamtwillens [1]).

Man hat das „Gesetz der großen Zahl" von der Statistik übernommen und dabei vergessen, daß es sich auf diesem Gebiet nicht um Entscheidungen handelt, sondern um Feststellung von Tatsachen und aus diesen gefolgerter Gesetzmäßigkeit. Um die wahrscheinliche Lebensdauer eines Menschen in dem und dem Alter annähernd zu bestimmen und danach die Höhe seiner Lebensversicherungsprämie zu kalkulieren, kann man sich nicht auf die Erfahrungstatsachen innerhalb einer kleinen Menschengruppe, noch dazu aus einer besonderen Gesellschaftsschicht beschränken, sondern muß zu diesem Zweck ein umfassendes Zahlenmaterial sammeln, um Schlüsse bindender Art daraus zu ziehen. Die aus solchem Material errechenbaren Werte besitzen aber nicht die absolut bindende Kraft eines Naturgesetzes, sondern sind provisorische Regeln des Geschehens, mittlere Normen.

Nun ließe sich sehr wohl der Fall denken, daß — ganz ähnlich, wie die Wahrscheinlichkeitskalkulationen bei den Versicherungsgesellschaften — ein Statistiker feststellen könnte, wie etwa nach langjährigen Erhebungen irgendein Volksentscheid in politischen oder wirtschaftlichen Fragen wahrscheinlich ausfallen müßte, sofern nämlich die Bedingungen, unter denen die zur Feststellung der Regel gesammelten Daten mit denen übereinstimmten, die im gegebenen Moment den Volkswillen beeinflußen. Da diese einem weit größeren Wechsel unterworfen sind, als etwa die Lebensbedingungen, so ist die Aussicht hierbei zu bindenden Schlüssen zu gelangen, weit geringer, als bei diesem. Je größer aber die Zahl der am Entscheid beteiligten Stimmen, um so mehr wird dieser sich in zwangsläufiger Bahn bewegen, d. h. die Entscheidung verliert den Charakter der Freiheit und des Verantwor-

---

[1]) Zu diesem Kapitel dürfte das nicht umfangreiche Büchlein „Le Bon. Psychologie der Massen" lehrreiche Aufschlüsse geben.

tungsgefühls, sondern erfolgt gewissermaßen automatisch nach dem psychologischen Gesetz der Masse. Es ist eine bekannte und psychologisch durchaus verständliche Tatsache, daß eine bisher von einem getragene Verantwortung, sobald sie unter viele geteilt wird, an Tragkraft einbüßt. Sehr selten wird das Gegenteil eintreten. Wer hätte es nicht erlebt, daß Beschlüsse zu zweien oder dreien gefaßt ein anderes Gesicht zeigen, als die durch eine parlamentarische Mehrheit, die meist an Charakter verlieren. Es war ein alter Aberglaube, der typisch für den russischen Mittelstand war, daß nur ein Massenaufgebot von Ärzten am Bett des Schwerkranken Rettung bringen könne. Trotz des multiplizierten ärztlichen Wissens war das Resultat für den Kranken ein mehr als zweifelhaftes: keiner der Ärzte trug die eigentliche Verantwortung für den Kompromiß der ärztlichen Entscheidung.

Jede Vergesellschaftung birgt die Gefahr in sich, das Verantwortungsgefühl zu lähmen.

Je größer das Unternehmen und die notgedrungene Arbeitsteilung in ihm, um so mehr entzieht sich der Einzelne der Gesamtverantwortung. Die Anonymität der Aktiengesellschaften gehört in das gleiche Kapitel. Die schmähliche Sklarek-Affäre ist nicht das einzige Beispiel für das raffinierte Schiebertum auf dem Gebiet der Verantwortung. Aus dem einen Übel erwächst das andere: je umfangreicher der Verwaltungsapparat mit den Bruchteilen von Verantwortung jedes Einzelnen in seinem „Ressort", um so gewaltiger wächst der Kontrollapparat für diese Bruchteile an Verantwortung. In sämtlichen demokratisierten Staaten wächst der Beamtenbestand ins Unermeßliche und mit ihm auch die Zahl der Mißbräuche des Vertrauens, d. h. die Verantwortungslosigkeit, aber dank der komplizierten Verflechtung des Apparates findet man selten den Schuldigen.

Man klagt heute weit mehr als früher über Korruption der Beamtenwirtschaft, aber man will die Ursache nicht eingestehen — die Demokratisierung des Apparates.

Dieses „gestreckte" Verantwortungsgefühl am „laufenden Band" führt nun auch auf anderem Gebiet zu unerfreulichen Erscheinungen.

Infolge des verständlichen Bemühens der vom Mehrheitswillen an die Spitze gestellten Führung ihre Kontinuität zum „Wohl des Ganzen" zu erhalten, muß sie darauf bedacht sein, ihr den Schein der Geschlossenheit zu geben, indem sie sich ihrer Mitarbeiter versichert und zugleich eindeutiger Ausdruck der Majoritätswünsche bleibt.

Es ist kaum nötig darauf hinzuweisen, daß die scheinbare Geschlossenheit der Führerschaft heute in erster Linie eine wirtschaftliche Frage ist. Die Abhängigkeit von Amt und Beruf ist für viele Existenzfrage geworden, seit die ehrenamtliche Tätigkeit nicht mehr im Bereich des Möglichen liegt. Die Anpassungsfähigkeit an das System findet ihren Lohn, das Verantwortungsgefühl des Beamten beschränkt sich auf die ausgegebene Parole des Systems, der Institution. Wird dieses partielle Verantwortungsbewußtsein von außen her einer Kritik unterzogen, so deckt es die Institution, ihr Beschluß, ihre Direktiven.

Der Beamtenstaat, das Abhängigkeitsgefühl des Angestellten vom Vorgesetzten, der jenen bei Meinungsverschiedenheit von heute auf morgen brotlos machen kann, züchtet geradezu einen unterwürfigen Bedientengeist,

dessen einzige Schutzwehr gegenüber der stets drohenden Kündigung von Seiten des Vorgesetzten, die unangreifbare Fläche formaler Korrektheit ist.

Daß diese aber in unzähligen Fällen bloß die Kulisse ist, hinter der sich die weitgehendste Verantwortungslosigkeit verbirgt, braucht nach den Erfahrungen in den Kommunalverwaltungen unserer demokratischen Zeit nicht erst bewiesen zu werden und welche Mühe es kostet durch die hieb- und stichfeste Panzerung der geschäftlichen Korrektheit bis zum Krankheitsherd durchzudringen, das zeigen die Aktenarsenale, durch die sich die Rechtsanwälte und Richter heute durcharbeiten müssen, um — wiederum gesichert vor der angriffslustigen öffentlichen Meinung — über eine längst eindeutig erkannte Sache ihren unanfechtbaren Rechtsspruch zu fällen. Bei diesem oben skizzierten nur auf formale Korrektheit reduzierten Verantwortungsgefühl, dessen Träger eben nicht mehr der ganze Mensch ist, geht aber noch ein anderes in die Brüche, das seinem ganzen Wesen nach niemals Bruchteil sein kann, sondern entweder ganz ist oder gar nicht vorhanden, das ist die Würde der Persönlichkeit.

Der Kaufmann, der Großindustrielle, der Diplomat oder Politiker, der sich von Amts oder Berufs wegen mit dem Sowjetvertreter an einen Tisch setzt, ihn für gesellschaftsfähig erklärt, obgleich er weiß, daß seine Sozialethik nicht einmal bis zu der der Papuas hinaufreicht, sondern überhaupt nicht vorhanden ist, ja, weit schlimmer als das, der der Vertreter einer satanisch-verbrecherischen Unmoral ist, muß sozusagen das Gefühl der eigenen Würde zeitweilig ausschalten, es distanzieren, um überhaupt einen derartigen Umgang riskieren zu können. Nun verträgt aber kaum ein Erkennungszeichen der wahrhaften Persönlichkeit einen solchen Mondwechsel der Zu- und Abnahme weniger gut, wie die Würde eines Menschen. Bei diesem Pendelschwingen nach der Plus- und Minusseite, neigt der Pendel immer mehr und mehr zu letzterer und landet schließlich dort beim Nullpunkt.

Wir haben zur Illustration des bloß partiellen Verantwortungsgefühls und seiner Folgen dieses krasse Beispiel gewählt, an dem der Abstieg besonders deutlich wird. Es mag dem Leser überlassen bleiben, dieses von „Stufe zu Stufe" in höhere Regionen zu verfolgen. Wie mag das Verantwortungsgefühl, wie das der eigenen Würde sich gehemmt und peinlich berührt fühlen, wenn ein ausnahmsweise ehrliches Glied des Völkerbundes sich einer geschlossenen Front gegenüber sieht, die hinter der Kulisse äußerer Korrektheit nur bewußte Lügen auftischt?

Kehren wir nun aus den Sphären „hoher Politik" zurück in unseren bescheidenen Alltag, so wirft leider die „hohe Politik" auch ihre langen Schatten auf diesen. Mit der politischen Mündigkeitserklärung jedes unreifen Jünglings, der in das dritte Jahrzehnt tritt, wird er zum „Dienst an der Heimat" berufen. Weder gibt es einen festen Maßstab für sein Verantwortungsbewußtsein, noch für die Würde der Persönlichkeit, aber er lernt bereits in der Blüte seiner Jugend zwischen Verantwortung als Politiker und Verantwortung als Mensch einen Grenzstrich ziehen. Das beliebte Schlagwort „Politik hat mit Gesinnung nichts zu tun", wird zum Entschuldigungszettel für jede politische Biegsamkeit. Man darf heute unbeanstan-

det Demokrat als Politiker sein und Aristokrat nach Geburt und Grundanschauung, denn der reife Politiker muß sich auf den „Boden der geschichtlichen Tatsachen" stellen, und dieser ist nun einmal demokratisch.

Diese Spaltung des Einzelnen in eine politische und eine gesinnungsmäßige Hälfte führt naturgemäß nicht mehr zu einer Summierung beider Hälften des Verantwortungsgefühls und der Würde, sondern zu einer Subtraktion, d. h. einer Minderwertigkeit. Das ist die unausbleibliche Folge der demokratischen Politisierung der Massen. Und das Übel wird keineswegs geringer in den höheren Bildungsschichten, sondern schlimmer, weil gerade von ihnen, als den zur Führung Berufenen volle Verantwortungsbereitschaft und Würde des ganzen Menschen verlangt werden muß.

Dank dieser den Typ des demokratischen Politikers von heute entsprechenden Halbheit, diesem allzuhohen Elastizitätskoeffizienten seiner Persönlichkeit und dank der ihn tragenden „kompakten Majorität" — um einen Ibsen-Ausdruck zu brauchen — ist die Rolle des Outsiders oder der oppositionellen Minorität keine beneidenswerte. Sie wird, sofern sie sich eben nicht ins System fügt, zum öffentlichen Ärgernis gestempelt, zum Störenfried des öffentlichen Friedens, der Unabhängige wird als „Volksfeind" verschrieen.

Und dank dem niet- und nagelfesten demokratischen System, erscheint jede Freiheit der eigenen Meinung als Inkorrektheit, einfach, weil sie sich nicht ins System einfügt.

Aber über viele Inkorrektheiten führt doch vielleicht ein Weg zur Sprengung des Systems und zur Ausschaltung der Halbheit und hergeliehenen Würde und Autorität.

Wir brauchen keineswegs die Hoffnung sinken zu lassen, denn die Tage dieses Systems scheinen gezählt. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß Hunderttausende in Deutschland der Demokratie den Rücken kehren, jenem Evangelium der Vielzuvielen, denen Nietzsche das Wort in den Mund legt, — „wir haben das Glück erfunden" — und sich dem Führer zuwenden, der kein Glück verspricht, aber nicht mehr und nicht weniger verlangt, als Gesinnung, Verantwortungsgefühl und Opferbereitschaft, allerdings bis zum Letzten und ohne Halbheit und Reservate.

Auch diese gewaltig anwachsende Welle war anfangs das Werk eines Einzelnen, dann einer unscheinbaren Minorität, die sich von den „staats"- d. h. „republik"-erhaltenden Parteien den Vorwurf einer künstlich inszenierten Spaltung des Volkskörpers gefallen lassen mußte, die von der gesamten demokratischen Presse als Feind des Volkes an den Pranger gestellt wurde! Und doch wird diese Bewegung siegen, weil sie den ganzen Menschen verlangt, seine Verantwortung und seine Würde.

Das Bekenntnis aber zu dem ganzen Menschen ist die Wiedergeburt, die wir ersehnen, jener Wiedergeburt, die nach den Worten W. Jaeger's [1]) aus den beiden Quellen der Freude und dem Schmerz strömt. „Wir Deutsche brauchen nicht zu fragen, aus welcher der beiden Quellen unsere tiefste Sehnsucht" nach Wiedergeburt fließt.

---

[1]) Vrgl. Nr. 11 W. Jaeger. Die geistige Gegenwart der Antike.

Wege zur Reife.

Das Ende der Jugendkonjunktur.

Von Oscar A. H. Schmitz.

Von der hohen Warte gereifter Lebens- und Weltanschauung aus sucht der Verfasser den vielgestaltigen Problemen unserer Zeit näherzukommen mit der vollendeten Objektivität dessen, der die „Wege zur Reife" gegangen ist und weiß, daß weder Umkehr noch Beharren aus einer Krisis der Kultur hinausführt, sondern einzig und allein die schöpferische Kraft zu sinnvoller Neugestaltung. Gleich weit entfernt vom resignierenden Pessimismus und der Untergangsstimmung eines Spengler, wie vom seichten Optimismus gegenwartsgläubiger Beglückungsutopisten, wagt Schmitz die Frage zu stellen „nach dem Sinn alles natürlichen, seelischen und geistigen Geschehens", den „die Wissenschaft des 19. Jahrh. entweder geleugnet, oder, weil unbeweisbar, außer Betracht gelassen hatte." Der Nutzen dieser Einstellung war zwar „die schnelle Durchschauung des Wustes von Aberglaube, der alle früheren Systeme der Sinndeutung um- und durchspann," aber „die weitere Folge der Vernachlässigung des Lebenssinnes war, daß das Leben tatsächlich sinnlos wurde." Ein Blick auf die Geschichte zeigt nun, daß „Kultur — so nennen wir den Inbegriff der gestaltgewordenen Menschenwerte — immer die unmittelbare Folge war der Findung und allgemeinen Annahme einer Form der Sinngebung des Lebens." Dabei ist diese „Sinngebung" nicht als „allezeit gültiger, absoluter Sinn" zu verstehen, auch nicht als eine „willkürliche Sinngebung durch einzelne originelle Köpfe, sondern ein aus den Kräften der Zeit gestalteter Sinn, der allem Gültigem, das in der Zeit wächst, sein unentrinnbares Gepräge gibt." „Das Problem unserer Zeit kann also nicht heißen: Untergang in der Sinnlosigkeit des heutigen Chaos, oder Rückkehr zu früherer Sinngebung, sondern: ist aus diesem Chaos heraus neue Sinngebung möglich oder nicht? Die Frage: Untergang oder Fortleben bleibt bestehen." Der Verfasser glaubt an die Möglichkeit des Fortlebens, denn „es sind bereits starke Anzeichen einer neuen, wie immer zuerst von wenigen erfaßten Sinngebung zu sehen," doch — setzt Schmitz hinzu — „sind sie in größter Gefahr verschlungen zu werden von der gleichzeitigen Zeitströmung, die alle Werte kollektivieren, d. h. in Massenmenschentum aufgehen lassen möchte." (Bolschewismus.) Das Buch von Schmitz nun „bewegt sich ... in der Zeitrichtung solcher neuen Sinnfindung." —

Welches ist nun der „Sinn" heutigen Geschehens? Das Wort, welches „am deutlichsten das innere und äußere Geschehen der letzten fünfzehn Jahre kennzeichnet," heißt „Auflösung". Für Schmitz bedeutet Auflösung jedoch nicht Tod und Untergang eines Organismus, sie ist ihm vielmehr ein „ebenso notwendiger biologischer Vorgang wie Aufbau." „Täglich zerfallen Zellen in unserem Körper, täglich erstehen neue; unser eigenes Wesen aber west jenseits dieser Vorgänge des Werdens und Vergehens, äußert sich in beiden gleichermaßen. Nicht anders steht es mit der Auflösung und dem

Aufbau der Zellen unserer abendländischen Kultur. Solange wir an ihrem Wesen festhalten, werden wir voll Vertrauen ihre Abbauperioden überdauern." Und weiter heißt es: „... von hier aus kann das Wechselspiel von Auflösung und Neuaufbau innerhalb der Kultur mit derselben Lebenszuversicht hingenommen werden, wie der tägliche Zerfall und die Neubildung der Zellen in unserem Körper." Was gibt uns nun die Gewähr, daß es sich bei der Kulturkrise der Gegenwart lediglich um „Zerfall und Neubildung von Zellen" und nicht um kulturellen Tod handelt? Die so gern und überzeugend zum Vergleich herangezogene Verfallszeit der Antike unterscheidet sich von unserer Zeit wesentlich dadurch, daß wir „neben den Symptomen der greisenhaften Überreife" solche der „ausgesprochenen Unreife" sehen. Unreife ist Zeichen der Jugend; und tatsächlich stehen wir heute „am Ende der größten Jugendkonjunktur, die unsere Geschichte kennt," ohne daß „die Jugend die seit 1918 auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen konnte." Sie ist nicht reif geworden zu neuer „Sinnfindung". Denn es ist zwar „ohne Zweifel ... die Jugend, die das Leben immer wieder erneuert ..., aber dennoch sehen wir überall, wo sich auch nur Ansätze von Kultur finden, die eigentliche Herrschaft in den Händen der Reifen." Das Verhängnis hat es gewollt — zum Teil ist der Weltkrieg schuld daran — daß „infolge der Vergreisung des Bürgertums ... der Nachkriegsjugend eine Aufgabe zugefallen ist, die eigentlich dem reifen Alter obliegt: Ziele zu setzen," obgleich „das Wesen der Jugend niemals in der Bedeutung ihrer Ziele lag, sondern immer nur in der Kraft ihrer Bewegtheit, d. h. ihrer Dynamik." Ein unfähig gewordenes Alter hat heute aus dem Kind einen Fetisch gemacht und der Jugend damit Aufgaben aufgebürdet, die zu bewältigen sie weder imstande noch verpflichtet ist. „Der Unterschied der neuen Jugend von früheren Generationen liegt lediglich darin, daß es ihr zwar nicht voll bewußt, aber doch bewußter geworden ist, wie sehr das Wesen der Jugend in ihrer Dynamik, nicht in ihren Zielen liegt, und daß sie zugleich gezwungen ist, diese Dynamik selbst durch Organisationen und Zielsetzungen wieder aufzuheben, weil eine haltbietende ältere Generation fehlt." Der Jugend fehlen ihre Führer, weil die dazu Berufenen ihre Aufgabe aus innerer Schwäche und aus „Angst vor dem Altwerden" verkennen und statt zu führen, der Jugend nachlaufen, von ihr „Offenbarungen des Lebens, neue Richtlinien," erwarten; gerade das aber „vermag Jugend nie und nimmer zu geben." Auch die Altersstufen haben jede ihren eigenen Wert und Sinn und lassen sich nicht beliebig vertauschen. Goethe sagt: „Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht; es findet uns nur noch als wahre Kinder," — d. h. kindisch, nicht kindlich ist der, der den wahren Sinn seiner geistig-leiblichen Lebensstufe verkennt. Wenn Jugend Gärung ist, Revolution und Dynamik an sich, so erklärt sich die Sinnlosigkeit des heutigen Zustandes bei der allgemeinen Vergötterung des Jungseins um jeden Preis ganz von selbst durch die Permanenz der notwendig unschöpferischen Revolution — denn Jugend als Träger der Revolution par excellence ist ebenso unschöpferisch — aus der herauszukommen die Jugend durch eine ihr wesensfremde Programmatik, durch Organisation, Parteibildung und Zielsetzung sich vergeblich bemüht. Mit Recht verlangt daher Schmitz, daß man „mit einem unter so

unglücklichen Verhältnissen aufgewachsenen Geschlecht, welches mehr als jedes frühere beweist, daß es ohne lebensreife Erzieher nicht geht," Nachsicht haben muß. Auch das „Kriegserlebnis der Jugend" hat denen, die einen Sinn suchten, nur einen „von einem Kollektiv vorgeschriebenen Sinn" gegeben, wie ihn „der Krieg brachte und wieder nahm." Hier liegt auch die Erklärung für die Anziehungskraft des „russischen Wahns", des Bolschewismus „auf manche, die nicht verantwortungslos genug sind, um sinnlos in eigensüchtigen Trieben zu leben, aber individuell nicht frei genug, um die Verantwortung für den Sinn ihres Lebens selbst zu übernehmen." — In dem Obengesagten klangen bereits mehrfach die Probleme an, die der Verfasser in seinem Buche behandelt. Es wird uns nun auch nicht mehr wundernehmen, daß der Verfasser sich „vorwiegend an die Reifenden und vor allem an die Menschen" wendet, denen es „angesichts der Sinnlosigkeit des sie umgebenden Lebens heute sogar nach manchen Erfahrungen schwer gemacht wird, wirklich reif zu werden; denn menschliches Reifen heißt nicht, sich unter allerlei Programmen zusammenscharen, sondern Verstehen, sich Be-sinnen, Lebenssinn finden, den die Umwelt schließlich anerkennen muß, wenn er nicht aus persönlicher Willkür, sondern aus der eigenen Lebenstiefe eines einzelnen, einer Gruppe, oder gar eines ganzen Volkes hervorgegangen ist." Es ist im Rahmen eines gedrängten Referats leider nicht möglich, die Fülle lebendiger Weisheit dieses klugen und reifen Buches auch nur annähernd auszuschöpfen. Mit Offenheit, die auch herbe Kritik nicht scheut, wo es nötig erscheint, setzt sich Schmitz mit den brennenden Problemen der gegenwärtigen historischen, politischen, ethischen und geistigen Situation auseinander. Von größter Tragweite ist fraglos die Auseinandersetzung mit dem „russischen Wahn" und dem Irrglauben, der Kommunismus sei eine Religion. „Begriffsverwirrung" und „Wertblindheit" nur konnten dazu führen, daß die Behauptung aufgestellt wurde „der Kommunismus sei eine neue Religion". „Lenin wird mit Christus verglichen, wo er doch nicht einmal den Vergleich mit dem gleich ihm zwischen Schädelpyramiden thronenden Dschingis-Chan aushielte, dessen Furchtbarkeit trotz allem metaphysisch verankert war." Das tertium comparationis zwischen Christentum und Kommunismus sieht Schmitz in der „offensichtlichen Tatsache, daß das kommunistische Ziel über die Wohlfahrt des Einzelindividuums hinausgeht . . ." „Der Kommunismus sieht . . . vom einzelnen völlig weg auf die Kollektivität . . ." „Die Ähnlichkeit mit dem Christentum liegt . . . darin, daß auch der Kommunismus sich an die Mühseligen und Beladenen wendet." Eine magische Wirkung muß der Kommunismus ausüben auf alle Menschen der Masse „deren Leben seinen Schwerpunkt immer schon im Kollektiven hatte," und auf jene kleinere, aber wichtigere Gruppe derer „die wohl selber ein Privatleben führen könnten, denen aber nicht wohl dabei wird." Aus der ressentimentfreien Bevorzugung der Armen durch Christus, die nur geschah, weil sie „von Haus aus weniger in die Welt verstrickt sind", ist nun „im Kommunismus ein Pharisäertum der Armen entstanden mit demselben Glauben an die eigene Auserwähltheit, wie ihn die Pharisäer des Evangeliums zeigen. Das Wort von dem

Kamel und dem Nadelöhr wäre heute nicht weniger als auf den reichen Mann, auf den dünkelhaften Proletarier anwendbar."

Die Betonung der Tatsache, daß alle Revolutionen unschöpferisch sein müssen und, daß „alles Schöpferische und Geistige (wie wir gesehen haben, auch das Religiöse!) individuell ist," leitet zu dem höchst anregenden und aufschlußreichen Kapitel „Die individuelle Befreiung aus dem Tendenzkampf" über. Auch hier stehen Sätze von eindrucksvoller Tiefe und Schärfe. Es ist heute in Deutschland schon so weit gekommen, daß „die Frage: Sind Sie Vegetarier? nicht mehr meint: Essen Sie viel Gemüse?, sondern: Dürfen wir auf Sie rechnen in unserem ethischen Kampf gegen die, welche ihren Bauch zum Friedhof für Tierleichen machen?" Dieses kleine Beispiel zeigt, was der Verfasser unter „Tendenz" und „Tendenzverstrickung" meint. Es ist Forderung der Zeit, daß man sich unbedingt und bedingungslos für eine Seite entscheidet. Es fehlt aber die „Elite von reifen Männern ..., die oberhalb der Tendenzen stehen ..." „Der Unterschied zwischen der Fähigkeit, selbst eine Idee zu verkörpern, oder sie tendenziös zu propagieren, wird heute nicht mehr gemacht ..." „Ein reifer Mensch kann sich wohl zum Verkörperer einer Idee machen, nicht aber zum Diener einer Tendenz ..." Gerade darum aber hat „ein solcher Mensch wenig zu sagen, solange der Lärm dauert, und wenn man ihn auch sprechen läßt, so gibt es für ihn keine Plattform von genügender Breite." So hoffnungslos dieses Bild unserer Zeit mit ihrer „Tendenzverstrickung" und „Tendenzbefangenheit" nun auch scheinen mag, so scheint es doch, als wenn „mit dem Reifen der Kriegsgenerationen eine neue geistige Atmosphäre entstünde." Die Mehrzahl hat scheinbar schon wieder „mehr Freude daran, Gemeinsames als Trennendes festzustellen ..." „Auf die über den Parteikampf hinausgewachsenen reifen Menschen kommt es daher heute in allererster Linie an, im außer- wie innerpolitischen, im künstlerischen wie geistigen Leben, ja in der Neugestaltung der Beziehungen zwischen Alter und Jugend, Mann und Weib, Führer und Geführten. Die, welche immer die beiden kämpfenden Gegenpole schauend umfassen, sind das Salz der Erde." Für die führenden Menschen von morgen handelt es sich um mehr, als ein bloßes Gemeinschaftsgefühl, um „eine individuelle Wertverkörperung, in der zwar der einzelne der Gemeinschaft Wichtiges seines eigenen Menschentums wiedererkennt, aber in einem höheren Zusammenhang mit anderen Werten, die der Massenmensch zwar unmöglich individuell versteht, mit denen durch die Führenden unbewußt verknüpft zu sein, ihn aber selber menschlich hebt." Der Führer der Gemeinschaft ist weder ihr „Funktionär", noch darf er ihr Unterdrücker sein, er „ist der, welcher die Teilwerte der einzelnen Massenmenschen nicht etwa in seiner Person „summiert", sondern in das Gesamtmenschliche integriert, d. h. vereinheitlicht." — Wir schließen mit den Worten des Verfassers, die ausdrücken, worauf es denn letzten Endes eigentlich ankommt, die in prägnanter, eindeutiger Weise eine uralte, heute in Vergessenheit geratene Wahrheit aussprechen und gewissermaßen als Motto über das Buch gestellt werden können: „Jeder Weltverbesserer muß bei dem einzigen Stück Welt beginnen, das für ihn wirklich faßbar ist, nämlich bei sich selbst."

Kurt Sponholz.

Erlesenes.

Von R. v. E.

In der „Zeitwende" Oktoberheft 1931 bespricht Hermann Frobenius die Münchener Kunstausstellung 1931, die nach dem entsetzlichen Unglück des Glaspalastbrandes gewissermaßen einen Ersatz für das Verlorengegangene bieten soll.

Hier mögen ein paar Bemerkungen des Berichterstatters zu dieser Ausstellung Platz finden, die erfreulicherweise Zeugnis ablegen für eine Rückkehr des überkünstelten und snobistischen Urteils der sogen. berufenen Kunstkritiker der letzten Jahrzehnte zu einem ungesuchten und natürlichen des normalen ehrlichen Kunstfreundes.

Von den vernichteten unvergeßlichen Werken der deutschen Romantiker Kasp. David Friedrich, Moritz Schwind, Ludwig Richter, R. Blechen, Koch u. a. sagt Frobenius: „man war verblüfft über die Lauterkeit der Absichten und den natürlichen Adel der Gesinnung." Ferner „Kunst ist stets und immer Ausdruck, in der Antike nicht minder wie in der Gotik. Dieses Ausdrucksbedürfnis ist es, was die Kunst von der Wissenschaft ein für allemal unterscheidet, denn diese konstatiert Tatsachen, schaltet jedes Gefühlsmoment aus und ist sachlich. Sachlichkeit an und für sich ist also der Gegensatz zur Kunst, sachliche Kunst ist schwarzer Schnee und gefrorenes Feuer. Kunst ist ein für allemal nicht Feststellung, sondern Vorstellung." „Verfallende Zeiten lösen aus einseitlichen Komplexen wie Geisteskranke Einzelheiten heraus, isolieren sie, spitzen sie zu unter vollkommener Vernachlässigung des gesamten übrigen Komplexes [1]). So tat der Im- und Expressionismus, so die Lehre von der Sachlichkeit, und so verdreht man den Satz, daß Kunst Vorstellung sei, in die These: „Kunst ist Abstraktion."

Was nun den Mangel eines einheitlichen Lebensgefühls, ja das Vorherrschen wissenschaftlicher Sachlichkeit in unserer Zeit betrifft, so ist das der eigentlich tragische Abgrund für die Kunst, heute, wie in jeder alternder Zeit. Es fehlt der Äther, die Atmosphäre, welche allein die Schwingen des Adlers und des zierlichen Singvogels zu tragen vermag. Es fehlt die gesellschaftliche Klasse als gewordener, nicht gemachter Kulturträger [2]), welcher der Künstler, Prophet und Künder sein sollte." „Das Lebensgefühl fehlt, fast alle Schiffe fahren ohne Ladung." „Man fragt sich: warum fahren sie überhaupt, wie kommen diese Tausende überhaupt dazu mit der Kunst sich zu beschäftigen, was treibt sie?" „Man bewundert in Deutschland das organisch folgerichtige Wachsen romanischer Kulturen — und was tut jede neue Generation bei uns? Sie wirft das Erbe ohne Achtung und Verständnis beiseite, um einem Hirngespinst nachzulaufen, einen neuen Stil zu finden. Zum

[1]) Vergl. die Einseitigkeit bei Spengler oder Klages!

[2]) Vergl. Nr. 9 dieses Blattes „Vom Lebensstil".

wievielten Male erleben wir das seit vierzig Jahren und ebenso, daß ausgerechnet die Phantasielosesten diesem Sport huldigen?" „Wir wissen aus der Geschichte, daß da, wo wirklich ein neuer starker Gefühlsinhalt da ist, dieser innerhalb kurzer Frist sich die neuen Mittel formt. Ist das nicht der Fall, so ist an den geistigen Triebfedern etwas nicht in Ordnung. Überdies ist uns heute bekannt, daß der Stil ebenso wie der Götterglaube, Mythos, Sitte, Recht in Urzeiten aufkeimen, wachsen und sich entfalten, aber niemals durch den Intellekt fabriziert werden können..."

Wo ist, fragt Frobenius die unwiderstehliche Verbundenheit mit der Natur „durch ein liebendes Schauen, durch den Eros", was allein den echten Künstler ausmacht. „Da gähnt nur die Leere und die kalte Eitelkeit und der Größenwahn." „Das Gemeine, Ordinäre und Vulgäre macht sich da breit als Ausdruck des neuen marxistisch verseuchten Europas wie nie zuvor (Masereel, George Groß, Otto Dix)." „Aus dieser Atmosphäre von Alkohol und Irrenhaus wende man den Blick zurück und versuche sich jene alten, leider vernichteten Romantiker vorzustellen." „Unter der Maske des Fortschritts sinken und sinken wir, zumal wenn das Bürgertum die Kulturflucht unterstützt und einer überheblichen, erfahrungslosen und wenig gebildeten Jugend nicht energischen Widerstand leistet. Will sich dieses Bürgertum, wie damals bei der politischen Revolution, so jetzt durch den Kulturbolschewismus das Fell über die Ohren ziehen lassen?"

Zu dem gleichen Thema äußert sich Wilh. Hausenstein anläßlich des Erscheinens des Bilderwerks „Die verlorenen Meisterwerke deutscher Romantiker", von G. J. Wolf. (Herausgegeben von der Glaspalast-Künstlerhilfe München. Verlag Bruckmann. München. 180 RMk.). Der Verfasser (Wolf) „empfand die Romantiker-Schau als eine das Bessere beweisende Erinnerung gegen gewisse gefährlich-artistische Züge der Gegenwart: als eine heilsame Kundgebung gegen „die übertriebene Betonung des malerisch Formalen und Technischen in der Kunst" — gegen, eine „Erscheinung, die das Wesen der Kunst nicht erfüllen und für sie keine herzlichen Eroberungen bewirken kann."

„Das deutschromantische Bild ist nicht etwa, wie der Begriff „Romantik" wohl billig mißverstanden wird, etwas Ungefähres, sentimental Verschwimmendes; das romantische Bild ist vielmehr voll von Wirklichkeit. Ja von Zeitwirklichkeit: es ist voll von Realitäten, die das Zeichen ihrer Epoche tragen — zumal der Zeit nach 1800", „Der Gehalt deutschromantischer Bilder an Wirklichkeit geht mitunter sogar soweit, daß man in Versuchung kommt, sie gar schon einer ausgesprochen realistischen Programmatik zuzuweisen.

In der Tat: man würde es müssen, wäre nicht eins — nämlich die Fülle der beteiligten Empfindung, der bewegte Anteil des dichterisch ergriffenen Gemüts." „Diese Empfindsamkeit nimmt wohl auch Wendungen zu gewissen Formen des Geschichtlichen, die eben die schicksalhaften Elemente der Geschichte unserer Bildung sind... Aber wie herrlich ist da die Verhältnismäßigkeit zwischen Zeitwirklichkeit und Geschichte! Es läßt sich behaupten, diese Verhältnismäßigkeit sei eine vorbildliche Form der Auseinandersetzung einer aus Eigenem lebenden Zeit mit der Geschichte, mit dem Erbe, der Tradition.

Die deutschromantische Welt ist ein lauterer Reichtum an genau gesehener Wirklichkeit und an dichterischem Gefühl; an Eigenem und an Erbe; an individueller Erlesenheit und vollkommener Gemeinverständlichkeit; an persönlichstem Adel und unmittelbarster Volkstümlichkeit; an beinahe harter Wahrhaftigkeit, zugleich an zartester, enthaltsamster, verschwiegenster Poesie; an edelster Provinzialität des Wesens und an demütig-vollkommenem Weltgefühl. Das Gesetz dieses Reichtums ist eine wunderbare innere Proportionalität aller Züge, und die Erscheinung dieses Reichtums ist eine wunderbar bescheidene Abseitigkeit — die Stille des gänzlich Reellen. Ich gestehe, daß ich mir den neueren Deutschen am liebsten in dieser Verfassung denke: in der „deutschromantischen". Gebe der Himmel, daß wir uns auf dies edle Beispiel eines deutschen Stils aber richtig zu besinnen wissen: nicht als bloße Nachahmer im Äußeren!"

Es liegt in diesen Worten eine Bestätigung der Gedankengänge Broder Christiansen's im „Gesicht unserer Zeit", daß der Stil der „neuen Sachlichkeit" abgelöst werden dürfte durch einen Stil der Dynamik — wir können ebensogut sagen, einer Neuromantik, d. h. einer organischen Dynamik, die aus Tradition, Gegenwartswirklichkeit und gefühlsmäßigem, wachem Erleben dieser Gegenwart die neue Kunst hervorwachsen läßt. Die Zeichen dafür mehren sich. R. v. E.

Zum Goethe-Jahr.

Von R. v. E.

„Was ist uns heute Goethe?" so werden viele fragen, die etwas von der inneren Bewegung spüren, welche nun schon als Vorbote des Goethegedenkjahres die Menschen erfaßt, die „seines Geistes einen Hauch verspürt haben." Und unter den vielen, die so fragen, wird wohl hier und da einer die Antwort wissen, aber wie wenige?

Allen diesen sei nun ein „Buch für jeden gebildeten Deutschen" mit dem Obertitel „Goethes Philosopie aus seinen Werken" herausgegeben von Max Heynacher[1]) ans Herz gelegt, das in mustergültiger Weise alles Wesentliche, das zum Bilde des Weisen und Philosophen gehört, nicht bespricht und beschreibt, sondern ihn selbst sprechend und schreibend dem Leser nahebringt. Eine vortreffliche Einleitung gibt den Rahmen für diese dem Stoffe nach gruppierten Selbstzeugnisse, die nicht zuviel und nicht zu wenig bringen.

Man staunt immer wieder von Neuem voller Ehrfurcht vor diesem hohen Maß von Lebensweisheit, die jedes Wort, jede Briefzeile des Weisen erfüllt. Sicherlich eine der vornehmsten und insbesondere für unsere Zeit höchst „zeitgemäßen" Gaben für den Weihnachtstisch des „gebildeten" oder

[1]) Die philosoph. Bibliothek, Band 109. Leipzig 1922. Verlag von Felix Meiner. Preis bosch. 4 RM., gebunden 5 RM.

„bildungsbedürftigen" Deutschen. Wir kommen im nächsten Jahrgang auf das wertvolle Buch zurück.

In diesem Zusammenhang mag ferner der „Inselalmanach auf das Goethe-Jahr 1932"[1]) erwähnt werden, eine selten schöne Auswahl aus Goethe's Werken und Zeugnissen seiner Zeitgenossen,, sowie unserer großen Goetheforscher — so Fr. Wilh. Schelling's, Gundolf's, Kühnemann's, Spranger's, Gunther Ipsen's, u. A. Von großem Interesse ist insbesondere Spranger's Aufsatz „Goethe und der Wandel der Zeit". Mit den ernst-tiefen Worten, die zu Goethes Bestattung gesungen wurden, schließt der Almanach.

„Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangenen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.
Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft."

Und mit den gleichen Worten beschließen wir den 7. Jahrgang unseres Blattes.

Ein Wort für die Zeitschrift „Aus deutscher Geistesarbeit".

Die von Dr. R. von Engelhardt-Dorpat als Beilage zur „Revalschen Zeitung" herausgegebene Monatsschrift „Aus deutscher Geistesarbeit" steht, da mit der bisherigen Subvention seitens der Kulturverwaltung nicht mehr gerechnet werden kann, vor der Entscheidung, ob sie ihr Erscheinen mit dem Schluß dieses Jahres einstellen muß, oder ob sich noch eine Möglichkeit bietet, sie für das Jahr 1932 sicherzustellen.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß sie aus von ihr unabhängigen Gründen bereits 1929 nicht mehr in vollem Umfang (zweimal monatlich) erscheinen konnte und in den folgenden Jahren sich auf das einmalige Erscheinen im Monat beschränken mußte.

Wenn auch ihre Wirkungsmöglichkeit dadurch wesentlich eingeengt wurde, die bisher eingeschlagene Wegrichtung noch fester auf ein Ziel konzentriert werden mußte, so glauben die Endesunterzeichneten doch, daß sie die ihr gestellte Aufgabe trotz aller Schwierigkeiten erfüllt hat.

Diese Aufgabe bestand von der ersten Nummer des Blattes bis heute darin, den baltischen Leser über die wesentlichsten geistigen und kulturellen

[1]) Inselverlag Leipzig. Preis 1 RM.

Strömungen in Deutschland auf dem Laufenden zu erhalten und zwar in dem Sinne, daß die für die heutige Zeitwende entscheidenden Fragestellungen und die Versuche zu deren Lösung von unserem traditionell baltischen Standpunkt aus kritisch beleuchtet und gewissermaßen für unsere eigene Kulturaufgabe gebrauchsfähig gemacht werden sollten. Die oft gehörte Klage, daß der Akzent zu stark auf die weltanschaulichen Tiefenprobleme gesetzt wurde, daß infolgedessen die Zeitschrift hohe Anforderungen an ihre Leser stellt und sich dadurch den Weg in die breiteren Schichten unseres Deutschtums versperrte, mag berechtigt erscheinen, aber — wie bereits angedeutet — zwingt ihr geringer Umfang sie zu äußerster Konzentration und der Vergleich mit den deutschen Zeitschriften gleichen Niveaus läßt diese Klage doch wohl als unbegründet erscheinen.

Wir zweifeln nicht daran, daß eine Zeitschrift die sich an erster Stelle eine kulturpolitische Aufgabe stellt und zwar in dem Sinne, daß sie die geistigen Brücken zwischen Deutschland und dem Auslanddeutschtum immer stärker ausbaut, gerade heute eine Lebensnotwendigkeit für uns ist, wo die rein politischen oder wirtschaftlichen Auseinandersetzungen auch in Europa völlig zu versagen scheinen, um noch einen „Weg aus dem Wirrsal" zu finden.

Daher wenden wir uns an alle, die diese Notwendigkeit erkannt haben, mit der Bitte durch Werbung von weiteren Abonnenten, eventuell auch solchen, die bereit wären das Blatt in zwei oder drei Exemplaren zu beziehen, die Zeitschrift, die bereits vor dem Beginn ihres achten Jahrganges steht, nicht im Stiche zu lassen, sondern auf diese Weise ihr Interesse an der Fortführung des Blattes zu bekunden. Ohne eine solche Stützung ist das Schicksal des Blattes entschieden. Von dem Erfolg unserer Aktion wird seine Zukunft abhängen.

Es wäre wünschenswert die Abonnements vor Schluß des Jahres abzuschließen resp. zu erneuern.

R. v. Antropoff-Reval. Prof. Ernst Blessig-Dorpat. Dr. R. Koch-Reval. Geheimrat Prof. Erich Marcks-Berlin. Prof. Ernst Masing-Dorpat. Direktor E. Musso-Reval. Landrat a. D. A. v. Oettingen-Jena. Prof. Ed. Spranger-Berlin. Direktor W. Stillmark-Reval. Prof. Th. Litt-Leipzig. Prof. Frh. Jak. v. Uexküll-Hamburg. Direktor Alfr. Walter-Dorpat.

Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrgangs 1931.

Borchardt, R. Führung, eine Rede. 7. 100.
Bumke, Osw. Eine Krisis der Medizin. Ref. R. v. E. 3. 40.
Butterfack, Generalarzt Dr. Sozialismus als Aufgabe u. Wirklichkeit. 9. 137.
Dibelius, W. England (Ref. F. Thierfelder). 6. 91.
Diesel. Die deutsche Wandlung. Ref. W. Stillmark. 2. 25.
— Aus „Die deutsche Wandlung". 3. 45.

R. v. E. Zum neuen Jahrgang. 1. 15.
— Der Glaube an die Wissenschaft. 3. 33.
— Verteidigung der Metaphysik. 4. 49.
— Unzeitgemäße Schöngeistigkeit. 5. 65.
(Zu Leop. Ziegler: Fünfundzwanzig Sätze vom Deutschen Staat)
— Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft. 6. 81.
(Zu Kolbenheyer „Jagt ihn — ein Mensch".)
— Erlesenes. 6. 95.
— Erlesenes. 7. 112.
— Geistige Notverordnung. 8. 113.
(Zu H. Freyer „Zur Bildungskrise der Gegenwart".)
— Vom Verstehen. 8. 124.
— Zu H. v. Hofmannsthals „Der Schwierige". 8. 126.
— Vom Lebensstil. 9. 129.
— 1932. 9. 141.
— Erlesenes. 9. 143.
— Osw. Spenglers Menetekel. 10. 145.
(Zu O. Spengler „Der Mensch und die Technik".)
— Erlesenes. 10. 158.
— Falsche Propheten. 10. 168.
— Zum Aufsatz „Geistige Notverordnung". 11. 176.
— Geheimrat Erich Marcks zum siebzigsten Geburtstag. 12. 177.
— Verantwortung. 12. 179.
— Erlesenes. 12. 187.
— Zum Goethe-Jahr. 12. 189.
Fichte, Joh. G. Aus „Reden an die deutsche Nation". 3. 47.
Frobenius, H. Kunstkritik. 12. 187.
Hamburger Psychologen-Kongreß. 5. 16.
Harnack, Ad. v. Aus „Bildung und Persönlichkeit". 3. 46.
Hellmund, H. Das Wesen der Welt (Autoreferat). 1. 1.
Höntzsch, Fred. Gefühl und Schicksal bei Heinrich v. Kleist. 4. 55.
(Ref. über G. Fricke's gleichnamiges Werk.)
Jaeger, Werner. Die geistige Gegenwart der Antike. Ref. R. v. E. 11. 161.
Jung, Edgar. „Abendländische Wiedergeburt" und „Paneuropa oder europäische Neuordnung" (Ref. W. Stillmark). 1. 7.
Kalkschmidt. Ein Roman vom sterbenden Adel. 7. 110.
(Zu H. Johst: „So gehen sie hin.")
Klein, Timm. Aus „Gestalt, Glossen zur Bildung." 1. 16.
Koelsch, Adolf. Das Zellen-Opfer. 4. 61.
Kolbenheyer, E. G. Das faulende Gold. 11. 165.
Petersen, H. Erlesenes: Das Chaos der Bücher. 2. 28.
Propyläen. Weltgeschichte (Ref. R. v. E.). 5. 79.
Schmitz, Oskar A. H. Die Frau und das Buch. 5. 77.
— Wege zur Reife (Ref. Sponholz). 12. 183.
Spranger, Eduard. Zur geistigen Lage der Gegenwart. Ref. R. v. E. 2. 17.
— Der Kampf gegen den Idealismus. Ref. W. Stillmark. 10. 155.
Stapel, W. Kolbenheyer's „Stimme". 5. 73.
Tritsch. Geselliges Gespräch (zu Hofmannsthal „Der Schwierige"). 8. 125.
Vershofen, Wilh. Mensch und Werkzeug. 6. 87.
Wehner, Jos. Magn. Begegnung auf Schloß Osterstein. 7. 97.
Weiser, Christ. „Amerikanische Hochschule und deutsche Bildung". 1. 11.
(Ref. K. Sponholz.)

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30 * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.